~~39~~

H. h.
o $\frac{7^{a}}{1}$

~~210~~
F. H.

~~V. 98~~
~~a. c.~~

Die Verfasserin starb d. 14. Juni 1817
im 53 Jahr.

Deutschland.

Von
Anne Germaine,
Baronin
von Staël Holstein.

Aus dem
Französischen
übersetzt.

Erster Band.
Erste Abtheilung.

Reutlingen,
in der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung.
1815.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Seite

Erstes Capitel. Ansicht von Deutschland. . 22

Zweites Capitel. Sitten und Character der Deutschen 26

Drittes Capitel. Die Frauen. . . . 41

Viertes Capitel. Vom Einfluß des Rittergeistes auf Liebe und Ehre. 45

Fünftes Capitel. Das südliche Deutschland. 52

Sechstes Capitel. Oestreich. . . . 55

Siebentes Capitel. Wien. . . . 63

Achtes Capitel. Geselliger Umgang in Wien. 70

Neuntes Capitel. Nachahmung des französischen Geistes. 74

Zehntes Capitel. Von der hochfahrenden Albernheit und der gutmüthigen Mittelmäßigkeit. 82

Eilftes Capitel. Von dem Geist der Unterhaltung. 85

Zwölftes Capitel. Von der deutschen Sprache in ihren Beziehungen mit dem Geiste der Unterhaltung 100

Dreizehntes Capitel. Vom nördlichen Deutschland. 104

Vierzehntes Capitel. Sachsen. . . 109

Fünfzehntes Capitel. Weimar. . . 114

Sechszehntes Capitel. Preußen. . . 118

Siebzehntes Capitel. Berlin. . . . 126

Seite

Achtzehntes Capitel. Die deutschen Universitäten. 131
Neunzehntes Capitel. Von den besondern Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten. 140
Zwanzigstes Capitel. Das Fest zu Interlaken. 152

Zweite Abtheilung.

Erstes Capitel. Warum lassen die Franzosen der deutschen Literatur nicht Gerechtigkeit widerfahren. 163
Zweites Capitel. Wie man in England über deutsche Literatur urtheilt. . . . 169
Drittes Capitel. Von den Haupt-Epochen der deutschen Literatur 174
Viertes Capitel. Wieland. . . . 178
Fünftes Capitel. Klopstock. . . . 182
Sechstes Capitel. Lessing und Winkelmann. 190
Siebentes Kapitel. Goethe. . . . 197
Achtes Capitel. Schiller. 202
Neuntes Capitel. Von dem Stil und der Verskunst in der deutschen Sprache. . 206
Zehntes Capitel. Von der Poesie. . . 216
Eilftes Capitel. Von der classischen und der romantischen Poesie. 222
Zwölftes Capitel. Von den deutschen Gedichten. 228
Dreizehntes Capitel. Von der deutschen Poesie. 249
Vierzehntes Capitel. Vom Geschmack. 275

Vorrede.

Den 1sten Oktober 1813.

Im Jahre 1810 übergab ich die Handschrift dieses Werks über Deutschland dem Verleger meiner Corinna. Da ich darin die nämlichen Meinungen aufstellte und gleiches Stillschweigen über die gegenwärtige Regierung Frankreichs beobachtete, als in meinen früheren Schriften, so schmeichelte ich mir, sie, wie jene, bekannt machen zu dürfen; aber einige Tage nach Einsendung der Handschrift erschien ein Dekret sehr sonderbarer Gattung über die Preßfreiheit, in welchem es hieß: „daß kein „Werk ohne vorhergängige Prüfung von Censoren „gedruckt werden solle." Das mochte hingehen, man war in Frankreich auch unter der alten Regierung gewohnt, sich der Censur zu unterwerfen; der öffentliche Geist neigte sich damals zur Freiheit hin, und machte jenes Zwangmittel eben nicht furchtbar; aber ein kleiner Artikel am Ende des

neuen Reglements setzte fest, „daß, wenn die Censoren ein Werk geprüft und seine Bekanntmachung „erlaubt hätten, die Verleger zwar autorisirt seyn „sollten, es drucken zu lassen; jedoch unbeschadet „des Rechts des Polizeiministers, es ganz zu unterdrücken, wenn ihm dies angemessen schiene.“ Das will so viel sagen, diese und jene neue Formen sollten so lange bestehen, bis man es zweckmäßiger finden würde, sich nicht mehr in sie zu fügen: es war wahrlich kein Gesetz nöthig, um eine Abwesenheit des Gesetzes zu decretiren, man hätte sich ganz einfach an die unbedingte Gewaltsamkeit halten dürfen.

Demungeachtet übernahm mein Verleger die Verantwortlichkeit der Herausgabe meines Werkes, indem er es der Censurbehörde vorlegte, und unser Vertrag wurde in Gemäßheit dessen abgeschlossen. Ich kam bis auf vierzig Stunden weit von Paris, um den Druck zu besorgen — dort athmete ich zum letztenmale Frankreichs Luft. Ich hatte mir in meinem Buche, wie man später finden wird, jede Betrachtung über den politischen Zustand Deutschlands versagt; ich versetzte mich fünfzig Jahre hinaus von der Gegenwart, aber diese Gegenwart will nicht vergessen seyn. Mehrere Censoren prüften meine Handschrift, sie unterdrückten verschiedene Stellen, die ich in dieser Ausgabe wieder hergestellt, und in den Noten bezeichnet habe:

bis auf diese Stellen aber erlaubten sie den Druck des Buches, wie ich es hier gebe, denn ich glaubte, nichts darin verändern zu dürfen. Es scheint mir merkwürdig, zu zeigen, wie ein Werk gestaltet seyn muß, um im jetzigen Frankreich die grausamste Verfolgung auf das Haupt seines Verfassers herabzuziehen.

Im Augenblick der Erscheinung desselben, und als die 10000 Exemplare der ersten Auflage bereits abgezogen waren, schickte der unter dem Namen General Savary bekannte Polizeiminister seine Gensd'armes zu meinem Verleger, mit dem Befehl, den ganzen Vorrath von Exemplaren zu zerstören, und die verschiedenen Ausgänge seines Gewölbes mit Schildwachen zu besetzen, aus Besorgniß, daß auch nicht ein einziges von einem so gefährlichen Werke entkomme. Ein Polizei-Commissair war zur Ober-Aufsicht über diese Expedition bestellt, in welcher der General Savary leicht Sieger bleiben konnte, und dieser arme Commissair sagt man, ist an der großen Anstrengung gestorben, die nöthig war, um mit der übertriebensten Kleinlichkeit eine so ungeheure Menge von Bänden zu zerstören oder vielmehr sie in eine Masse völlig weißer Pappen zu verwandeln, auf welchen keine Spur menschlicher Vernunft mehr sichtbar war. Der innere Werth dieser Pappen, der auf zwanzig Louisd'or abgeschätzt wurde, ist die einzige Entschädigung,

die mein Verleger von dem General-Minister erhalten hat.

In dem nämlichen Augenblick, wo man mein Buch in Paris vernichtete, empfing ich auf meinem Landsitze einen Befehl, die Abschrift auszuhändigen, nach welcher der Abdruck erfolgt war und Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen. Man muß ein Conscribirter seyn, um sich in 24 Stunden reisefertig machen zu können, ich schrieb deshalb an den Polizeiminister, daß ich 8 Tage brauche, um Geld und meinen Wagen kommen zu lassen. Hier seine Antwort.

Allgemeine Polizei.

Cabinet des Ministers.

Paris den 3ten Oktober 1810.

„Madame! Ich habe den Brief erhalten, den „Sie mir die Ehre erzeigt, an mich zu richten. Ihr „Herr Sohn wird Ihnen angezeigt haben, daß ich „kein Bedenken dabei finde, Ihnen einen Aufschub „Ihrer Reise auf 7 — 8 Tage zu bewilligen; ich „wünsche, daß er zu den Einrichtungen, die Sie „noch zu treffen haben, hinreichen möge, denn, ihn „weiter auszudehnen, bin ich außer Stande.

„Es wäre ein Irrthum, wenn Sie den Grund „des Befehls, den ich Ihnen ertheilt habe, in dem „Stillschweigen, mit welchem Sie in Ihrem letzten

„Werke den Kaiser übergangen haben, suchen wollten; für ihn ist kein würdiger Platz darin; Ihr „Exil ist nur die natürliche Folge der Richtung, die „Sie seit einigen Jahren genommen und ausdauernd „verfolgt haben. Es ist mir vorgekommen, als ob „Ihnen die Luft unsers Landes nicht mehr bekäme; „mit uns ist es aber noch nicht so weit gekommen, „daß wir Vorbilder unter den Völkern suchen sollten, die Sie bewundern.

„Ihr letztes Werk ist kein Französisches, ich habe „dessen Druck verhindert. Ich bedaure den dadurch „für den Verleger entspringenden Verlust, aber mir „ist es nicht möglich, es erscheinen zu lassen.

„Sie wissen, Madame, daß es Ihnen nur erlaubt wurde, Coppet zu verlassen, weil sie den „Wunsch äußerten, nach Amerika zu gehen. Wenn „mein Vorgänger Ihnen verstattet hat, im Departement Loir et Cher zu wohnen, so durften Sie „aus dieser Duldung keine Veranlassung nehmen, „die früher Ihretwegen gemachten Festsetzungen als „aufgehoben zu betrachten. Jetzt aber nöthigen Sie „mich, sie strenge in Ausübung zu bringen, und Sie „können die Schuld deshalb nur sich allein beimessen.

„Ich befehle Herrn Corbigny *) genau auf Vollziehung der ihm ertheilten Ordre zu halten, wenn „der Ihnen bewilligte Aufschub abgelaufen seyn wird.

*) Präfekt von Loir et Cher.

„Sehr bedaure ich, Madame, daß Sie mich „in die Nothwendigkeit gesetzt haben, meinen Brief„wechsel mit Ihnen durch eine Maaßregel der „Strenge zu eröffnen; es wäre mir viel angeneh„mer gewesen, wenn ich Ihnen nur Beweise der „hohen Achtung hätte geben dürfen, mit welcher „ich die Ehre habe zu seyn,

Madame,

Ihr ergebenster und gehorsamster Diener,

An gez. der Herzog v. Rovigo."

Frau v. Staël.

N. S. „Ich habe meine Gründe, Madame, „Ihnen die Häfen von L'Orient, La Ro„chelle, Bordeaux und Rochefort als die „einzigen zu bezeichnen, in welchen Sie sich „einschiffen dürfen, und fordere Sie auf, „mir denjenigen von ihnen anzuzeigen, den „Sie gewählt haben *)."

Ich werde diesem, wie es mir scheint, schon an und für sich hinlänglich merkwürdigen, Briefe noch einige Bemerkungen hinzufügen.

Es hat mir geschienen, sagt der General Savary, als ob die Luft dieses Landes Ih-

---

*) Der Zweck dieser Nachschrift war, mir die Häfen des Canals zu untersagen.

nen nicht mehr bekäme; welche zarte Weise, einer Frau, damals ach! noch Mutter von drei Kindern, der Tochter eines Mannes, der Frankreich mit solcher Treue gedient, anzuzeigen, daß man sie auf immer aus ihrem Vaterlande verbanne, ohne ihr zu gestatten, auf irgend eine Art gegen eine Strafe Einwendungen zu machen, die jeder nach der Todesstrafe die härteste nennt. Es giebt ein französisches Vaudeville, in welchem ein Gerichtsdiener seine Höflichkeit gegen die, welche er ins Gefängniß führt, mit den Worten herausstreicht:

Mich liebet jedermann, den zum Verhaft ich bringe,

— ich weiß nicht, ob der General Savary Aehnliches beabsichtigt hat.

Er sagt ferner: dahin ist es noch nicht mit uns gekommen, daß wir die Völker zu Vorbildern wählen sollten, die ich bewundere; diese Völker sind zunächst die Engländer und dann, in mehrerer Hinsicht, die Deutschen. Bei alle dem glaube ich, daß man mir eben nicht Schuld geben kann, Frankreich nicht zu lieben. Nur zu sehr habe ich gezeigt, wie sehnsuchtsvoll ich an einem Aufenthalte hänge, wo ich noch so viel Gegenstände meiner Neigung zähle, und die so liebenswürdig finde, die ich liebe. Aber folgt denn aus dieser vielleicht zu lebendigen Anhänglichkeit an ein so glanzreiches Land und seine geist-

vollen Bewohner, daß es mir nicht gestattet seyn solle, auch England zu bewundern? Wir sah'n es, ritterlich gewappnet zur Vertheidigung des geselligen Zustandes, Europa zehn Jahre hindurch gegen Anarchie, zehn andre gegen Despotismus schützen. Seine glückliche Verfassung war, beim Beginn der Revolution, das Ziel des Hoffens und Strebens der Franzosen — mein Sinn ist auf dem Punkte stehen geblieben, wo ihrer damals stand.

Bei meiner Rückkehr in die Besitzung meines Vaters *) untersagte mir der Präfekt, mich weiter als vier Stunden im Umkreise von dort zu entfernen. Ich erlaubte mir eines Tages bei einer einfachen Spazierfahrt zehn Stunden zurückzulegen; augenblicklich waren die Gensd'armes hinter mir her, den Postmeistern wurde anbefohlen, mir keine Pferde zu geben, man hätte denken sollen, das Wohl des Staates hänge von einer so gebrechlichen Existenz, als die mir verstattete, ab. Ich suchte mich jedoch auch in diese Gefangenschaft in ihrer ganzen Härte zu schicken, aber der letzte Schlag, der mich traf, machte mir sie vollends unerträglich. Einige meiner Freunde wurden ins Exil geschickt, weil sie die Großmuth gehabt hatten, mich zu besuchen; das war zu viel — die

*) Coppet in der Nähe von Genf.

A. d. Uebers.

Pest des Unglücks an sich tragen, denen nicht nahe treten zu dürfen, die man liebt, fürchten zu müssen, ihnen zu schreiben, ihren Namen auszusprechen, bald sich als Gegenstand der zärtlichen Anhänglichkeit von Personen zu sehn, für die man darum zittern muß, und bald gekränkt mit den gesuchtesten Gemeinheiten, die nur Sklavenfurcht veranlassen kann, das war eine Lage, der man sich entziehen mußte, wollte man noch leben.

Man sagte mir, um meinen Kummer zu mindern, daß diese unaufhörlichen Verfolgungen ein Beweis des Gewichts wären, das man auf meine Person legte; ich hätte wohl erwiedern können:

Nicht dieser Ehre bin ich werth, nicht der Entwürdigung,

aber ich gab diesen Tröstungen meiner Eigenliebe kein Gehör, denn ich wußte zu gut, daß, vom Größten bis zum Niedrigsten, es jetzt in Frankreich keinen giebt, der nicht gewürdigt werden könnte, elend gemacht zu werden. Man quälte mich in allen Verhältnissen meines Lebens, bei allen empfindlichen Seiten meines Charakters, selbst die Gewalt gab sich herablassend die Mühe, mich genauer kennen zu lernen, um mir gründlicheres Leiden zu bereiten. Da ich diese Gewalt nicht gradehin durch das Opfer meines Talents befriedigen konnte, und entschlossen war, es ihr nicht dienstbar zu machen, so glaubte ich, tief im Innern

zu fühlen, was in dieser Lage mein Vater mir gerathen haben würde, und reißte ab.

Es ist, glaube ich, von Wichtigkeit für mich, das Publikum mit diesem verleumdeten, mit diesem Buch bekannt zu machen, das so vieler Leiden Quelle für mich wurde, und obgleich General Savary mir in seinem Briefe erklärt hat, daß dies Werk kein Französisches sey, so will ich, mit eben der Ueberzeugung, mit welcher ich ihn nicht als Repräsentanten von Frankreich anerkenne, den Franzosen, wie ich sie sonst gekannt habe, eine Schrift vertrauensvoll überreichen, in welcher ich, nach den mir verliehenen Kräften, gesucht habe, den Ruhm der Arbeiten des menschlichen Geistes zu erheben.

Deutschland kann, seiner geographischen Lage nach, für das Herz von Europa gelten, und der große Bund des Continents allein durch dieses Landes Unabhängigkeit die eigne wiedererlangen. Verschiedenheit der Sprachen, natürliche Gränzen, gemeinschaftliche Erinnerungen aus der Geschichte der Vorzeit, alles dies trägt dazu bei, um unter den Menschen die großen Individuen zu bilden, die man Nationen nennt; gewisse Verhältnisse sind nöthig zu ihrer Existenz, gewisse Eigenschaften, sie von einander zu unterscheiden; würde Deutschland mit Frankreich vereinigt, so folgte daraus auch die Vereinigung Frankreichs mit Deutschland; die

Franzosen von Hamburg und die von Rom würden stufenweise den Charakter der Zeitgenossen Heinrichs des Vierten entstellen, die Besiegten auf die Länge die Sieger umbilden, und am Ende alle gleich dabei verlieren.

Ich habe in meinem Werke behauptet, die Deutschen seyen keine Nation, aber warlich, vor den Augen aller Welt strafen sie als Helden diese Besorgniß Lügen.

Die Spanier, auf die man Southeys Vers anwenden kann:

Die tapfern Dulder sind es, die die Menschheit retten,

hatten alles bis auf Cadix verloren, und würden sich doch eben so wenig unter das fremde Joch geschmiegt haben, als jetzt, wo sie an der Gränze der Pyrenäen stehn, im Schutze Wellingtons, mit dem Charakter des Alterthums, dem Geist der neuen Zeit. Zur Erreichung dieser großen Zwecke gehört aber auch eine Ausdauer, erhaben über jedes Ereigniß. Die Deutschen trifft oft der Vorwurf, daß sie vom Unglück erst sich Ueberzeugungen haben geben lassen. Individuen müssen sich dem Schicksal fügen lernen, Nationen niemals; denn sie sind es allein, die diesem Schicksal zu gebieten vermögen — ein fester Wille mehr, und das Elend wäre gebändigt.

Die Unterwerfung eines Volkes unter ein andres läuft gegen die Natur. Wer würde jetzt

noch an die Möglichkeit denken, Spanien, Rußland, England und Frankreich zu zerstückeln? Warum sollte dies nicht mit Deutschland der nämliche Fall seyn! Könnten die Deutschen sich nochmals unterjochen lassen, so würde ihr Unglück das Herz zerreißen, aber man würde immer in Versuchung seyn, ihnen zu sagen, wie Fräulein von Mancini zu Ludwig dem Vierzehnten: Sie sind König, Sire, und Sie weinen: — Ihr seyd ein Volk und weinet!!

Das Gemälde einer Literatur und Philosophie scheint dem gegenwärtigen Augenblick wohl fremd zu seyn; doch ist es vielleicht dem armen, edlen Deutschland tröstlich, sich inmitten der Verwüstungen des Krieges an seine Geistesschätze zu erinnern. Vor drei Jahren nannte ich Preußen und die nordischen Länder, die es umgeben, das Vaterland des Denkens, in wie viel herrliche Thaten hat sich dies Denken nicht seitdem gestaltet; was die Philosophen in Systeme brachten, geht in Erfüllung, und der Seele Unabhängigkeit wird die der Staaten gründen!

Deutschland.

Allgemeine Bemerkungen.

Der Ursprung der vornehmsten Völker Europa's läßt sich auf drei verschiedene Hauptstämme zurückbringen: auf den lateinischen, den deutschen und den slavischen Stamm. Von den Römern erhielten ihre Ausbildung und ihre Sprache die Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen; die Deutschen, Schweizer, Engländer, Schweden, Dänen und Niederländer sind teutonischen Ursprungs; unter den slavischen Stammvölkern nehmen die Polen und Russen die ersten Stellen ein. Die Völkerschaften, deren Geistesentwickelung lateinischen Ursprungs ist, erhielten dadurch einen Vorsprung vor den übrigen, und haben im Ganzen von ihren Ahnherren, den Römern, eine scharfsinnige Gewandtheit in Führung der Welthändel geerbt. Der Gründung des Christenthums gingen bei ihnen bürgerliche Einrichtungen voraus, die sich aus der

heidnischen Religion herschrieben; und als späterhin die nordischen Völker sie unterjocht hatten, nahmen eben diese Völker, in mancherlei Hinsicht, die Sitten der eroberten Länder an.

Allerdings wurde diese allgemeine Bemerkung durch Clima, Regierungsart und Geschichtfolge jeder dieser Länder bestimmt und beschränkt. So hat z. B. die geistliche Gewalt in Italien unvertilgbare Spuren zurückgelassen; so sind die kriegerischen Gewohnheiten, der unternehmende Geist der Spanier, Folgen der langen Kriege dieses Volks mit den Arabern. Gleichwohl trägt, im Allgemeinen, derjenige Theil von Europa, dessen Sprachen von der lateinischen abstammen, und welcher frühzeitig in die römische Politik eingeweiht wurde, die Spur einer ältern, ursprünglich heidnischen Ausbildung. Man sieht ihm weniger, als den germanischen Stammvölkern, die Neigung zu abstracten Ideen an; er giebt sich williger irdischen Vortheilen, irdischen Vergnügungen hin; und vor allen verstehen sich diese Völker, wie ihre Vorbilder, die Römer, ausschließlich auf die Herrschkunst.

Von jeher widerstanden die germanischen Völkerschaften dem Joche der Römer; sie erhielten ihre Ausbildung in spätern Zeiten, und allein vom Christenthum; gingen unmittelbar von einer Art von Wildheit zur christlichen Geselligkeit über; in die Ritterzeiten, in den Geist des Mittelalters fallen ihre lebendigsten Erinnerungen; und haben gleich die Gelehrten dieser Länder, mehr noch als die von Rom abstammenden Völker, sich die griechischen und römischen Schriftsteller eigen gemacht, so athmet doch in den deutschen Werken mehr ein natürlich-alter Urgeist, als der Geist des Alterthums. Ihre Einbildungskraft verweilt gern in

alten Schlössern und Thürmen, mitten unter Kriegern, Hexen und Gespenstern; tiefe, einsame Träumereien sind die Grundfarbe, der Hauptreiz ihrer Dichtungen.

Die Analogie unter den teutonischen Völkerstämmen ist unverkennbar. Zwar verdanken die Engländer ihrer Constitution eine gesellschaftliche Würde, die sie über ihre Mitnationen erhebt; gleichwohl finden sich bei sämmtlichen Völkern germanischen Ursprungs die nämlichen Grundzüge wieder. Von jeher zeichneten sie sich durch Unabhängigkeit und Rechtlichkeit aus; von jeher waren sie bieder und treu; und vielleicht sind es gerade diese Eigenschaften, die ihren Schriften einen Anstrich von Schwermüthigkeit mittheilen; denn ist es nicht das Schicksal ganzer Nationen, wie einzelner Menschen, für ihre Tugenden zu büßen?

Die Ausbildung der slavischen Stämme mußte, da sie später und eilfertiger erfolgte, als die der übrigen Völker, zur Folge haben, was man bis jetzt an derselben bemerkt: mehr Nachahmung als Originalität. Das Europäische dieser Völker ist französisch; das Asiatische zu wenig entwickelt, als daß ihre Schriftsteller den wahren, ihnen angestammten Character zur Schau tragen könnten.

Folglich giebt es im literarischen Europa nur zwei sehr deutliche Hauptabtheilungen, nämlich: die den Alten nachgeahmte Literatur, und die, welche dem Geiste des Mittelalters ihr Entstehen verdankt; jene, die ihre ursprüngliche Farbe, ihren ursprünglichen Reiz vom Heidenthume herleitet, und diese, deren Impuls und Entwickelung einer wesentlich-spiritualistischen Religion angehören.

Man könnte mit Recht behaupten, daß die Franzosen und die Deutschen an den beiden äußersten Enden der moralischen Kette stehen, da jene die

äußeren Gegenstände als den Hebel aller Ideen annehmen, und diese die Ideen für den Hebel aller Eindrücke halten. Denn obschon beide Nationen in den gesellschaftlichen Verhältnissen ziemlich nachbarlich übereinstimmen, so giebt es doch einen himmelweiten Unterschied zwischen ihnen, sobald es auf literarische und philosophische Systeme ankommt. Das intellectuelle Deutschland kennt man in Frankreich beinahe gar nicht; nur wenig dortige Gelehrte haben sich dieser Forschung unterzogen, obschon derer, die das gelehrte Deutschland beurtheilen, weit mehr sind. Jener leichte unterhaltende Ton, mit welchem man über das abspricht, was man nicht weiß, kann seine Eleganz haben, so lange man spricht, verliert sie aber, sobald man schreibt. Die Deutschen begehen oft den Fehler, was in die Bücher gehört, zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen; die Franzosen verfallen nicht selten in den entgegengesetzten Fehler; sie geben uns zu lesen, was bloß zum Hören sich eignete. Sie haben, mit einem Worte, dergestalt alles Oberflächliche erschöpft, daß sie, dünkt mich, der Unterhalung, und vor allem, der Abwechselung wegen, es einmal mit der Tiefe versuchen sollten.

Ich habe es daher für nicht unvortheilhaft gehalten, dasjenige Land Europa's, wo Studium und Nachdenken so weit gediehen sind, daß man es als das Vaterland des Denkens ansehen kann, allgemein bekannter zu machen. Die Bemerkungen, worauf mich sowohl das Land selbst, als dessen Literatur gebracht, machen vier Abtheilungen aus. In der ersten wird Deutschland und seine Sitten abgehandelt; in der zweiten, Literatur und Kunst; in der dritten, Philosophie und Moral; in der vierten, Religion und Enthusiasmus. Nothwen-

digerweise gehen diese Gegenstände oft einer in den andern über. Der Nationalcharacter hat Einfluß auf die Literatur; Literatur und Philosophie, auf die Religion. Das Ganze allein kann jeden Theil ganz darstellen; nur mußte man sich einer Scheineintheilung unterziehen, um zuletzt alle Strahlen in einen gemeinschaftlichen Brennpunkt auffangen zu können.

Ich habe es mir keineswegs Hehl, daß ich, in der Literatur sowohl als in der Philosophie, Meinungen aufstellen werde, die mit den bisher in Frankreich herrschenden im Gegensatz stehen. Immerhin! mögen diese Meinungen richtig oder unrichtig scheinen; mag man sie annehmen oder bestreiten; genug, sie geben Anlaß zum Denken. „Denn dahin, will ich hoffen, ist es bei uns nicht „gekommen, daß man um das literarische Frank„reich die große Mauer von China ziehen wolle, „um allen Ideen von aussen den Eingang zu ver„wehren.“ *)

Läßt es sich als möglich denken, daß die deutschen Schriftsteller, die gelehrtesten Männer, die denkendsten Köpfe Europa's, es nicht verdienen sollten, daß man ihrer Literatur und ihrer Philo-

*) Das hier und an andern Stellen mit Häkchen Bezeichnete zeigt die von den Pariser Censoren gestrichenen Stellen an. Im zweiten Bande haben sie kein verwerfliches Wort gefunden. Im dritten fanden die Capitel über den Enthusiasmus, und vorzüglich der Schluß des Werks, nicht Gnade vor ihren Augen. Ich war erbötig, mich ihrem Richterstuhl auf eine negative Art zu unterwerfen; d. h. alles auszustreichen, ohne etwas an die Stelle zu setzen; aber die Gendarmerie, die mir der Polizeiminister über den Hals schickte, censirte mein Werk auf eine etwas handgreiflichere Art: sie zerstörte es.

sophie einige Aufmerksamkeit schenke? Man wirft der ersten den Mangel an Geschmack, der zweiten den Ueberfluß an Unsinn vor. Gleichwohl könnte man darauf antworten: eine Literatur, die von unserm Gesetzbuche des guten Geschmacks nicht gebilligt werde, enthalte vielleicht neue Ideen, mit welchen wir, wenn wir sie auf unsere Weise ummodelten, die unsrige bereichern könnten. So danken wir den Griechen den Racine; so dankt Voltaire Shakespear'n mehrere seiner Trauerspiele. Die Dürre, die das Feld unserer Literatur bedroht, leitet zum Glauben, daß die Pflanze des französischen Geistes gegenwärtig eines stärkeren Nahrungssaftes bedürfe; und da die Feinheit des guten Welttons uns jederzeit vor gewissen Fehlern sicher stellen wird, so liegt uns allerdings viel daran, die Quelle großer Schönheiten wieder aufzufinden.

Nachdem man, im Namen des guten Geschmacks, die deutsche Literatur von sich abgewehrt, glaubt man ebenfalls befugt zu seyn, im Namen der Vernunft ihre Philosophie von sich zu weisen. Geschmack und Vernunft sind Redensarten, die sich gut im Munde führen lassen, sey's auch nicht immer an der rechten Stelle: ist es aber (ehrlich gesprochen!) denkbar, daß Männer von unermeßlicher Gelehrsamkeit, und denen die französischen Werke nicht weniger bekannt sind, als uns, sich seit zwanzig Jahren mit nichts, als mit baarem Unsinn, befaßt haben sollten?

In Jahrhunderten des Aberglaubens heißt leicht jede neue Meinung Ketzerei; so wie Jahrhunderte des Unglaubens sie eben so leicht mit dem Namen des Wahnsinns belegen. Im sechszehnten Jahrhundert wurde Galilei der Inquisition überantwortet, weil er behauptet hatte, die

Erde drehe sich um ihre Achse; im achtzehnten hat es Männer gegeben, in deren Augen J. J. Rousseau ein schwärmerischer Andächtler war. Meinungen, die sich von dem herrschenden Zeitgeiste (welcher es sey,) entfernen, sind der Menge ein Aergerniß; Forschung und Prüfung führen allein zu der Liberalität des Urtheils, ohne welche es unmöglich ist, zu neuen Kenntnissen zu gelangen, oder nur die schon erreichten zu bewahren. Denn man unterwirft sich gewissen angenommenen Ideen nicht, wie man sich der Wahrheit, sondern wie man sich der Gewalt unterwirft; und so gewöhnt sich die menschliche Vernunft zur Knechtschaft, selbst in den Gefilden der Literatur und der Philosophie.

Erster Theil.

Deutschland
und
die Sitten der Deutschen.

Erstes Capitel.

Ansicht von Deutschland.

Große häufige Waldstrecken deuten auf einen spätern Länderanbau; der langbewohnte südliche Boden trägt wenig Bäume, kein Schatten schützt gegen die senkrechten Strahlen der Sonne dieses durch Menschenhand nackte Erdreich. Deutschland trägt noch hier und da Spuren einer unbewohnten Natur. Von den Alpen bis zum Meere, zwischen dem Rhein und der Donau, findet man ein mit Eichen und Fichten bewachsenes Land, von majestätisch-schönen Flüssen durchschnitten, von Bergen mahlerischer Ansicht durchkreuzt. Aber unabsehbare Heiden, Sandschollen, oft vernachläßigte Wege, ein starres Clima erfüllen im ersten Augenblicke die Seele mit Traurigkeit; nur allmählig entdeckt man, und späterhin, was an diesen Aufenthalt fesseln kann,

Das südliche Deutschland ist sehr gut angebaut; dennoch stößt man auch in den schönsten Gegenden dieser Länder auf etwas Ernstes, welches eher an Arbeit als an Vergnügen, mehr an die Verdienste der Einwohner, als an die Reize der Natur erinnert.

Die Trümmer alter Schlösser auf Berggipfeln, die Lehmhütten, die kleinen engen Fenster, der Schnee, der im Winter die unabsehbaren Ebenen bedeckt, machen einen peinlichen Eindruck. Eine Art von Schweigen in der Natur und in den Menschen, preßt das Herz des Reisenden zusammen. Es kommt ihm vor, als schleiche die Zeit hier langsamer als an andern Orten vorüber, als übereile sich der Wachsthum der Pflanzen eben so wenig wie die Bildung der Gedanken in den Köpfen, als zögen sich die geraden regelmäßigen Furchen des Landmanns auf schwerfälligem Boden dahin.

Gleichwohl, sobald man nur diese unwillkührlichen Empfindungen zerstreut hat, findet sichs, daß Land und Einwohner sich dem Beobachter in einer interessanten, dichterischen Gestalt zeigen, und man fängt an zu fühlen, daß sanfte Seelen und sanfte Phantasieen diese Gefilde verschönerten. Die Landstraßen sind mit Reihen von Obstbäumen besetzt, deren Früchte den Reisenden laben sollen. Die Landschaften längs dem Rheine sind beinahe durchaus herrlich; man sollte sagen, dieser Fluß sey Deutschlands waltender Schutzgeist; seine Gewässer sind rein, schnell, majestätisch, wie das Leben eines Helden im Alterthum. Die Donau zertheilt sich in mehrere Arme; die Fluthen der Elbe und der Spree trüben sich leicht, wenn der Sturm sie aufwühlt; der Rhein allein ist beinahe unveränderlich. Die Gegenden, durch welche er fließt, sind zugleich

so ernst und so mannigfaltig, so fruchtbar und so einsam, daß man geneigt ist, zu glauben, er selbst habe sie angebaut, ohne alles Zuthun der heutigen Anwohner. Dieser Strom erzählt, im Vorüberfließen, die Großthaten der ehemaligen Zeit, und Herrmann's Schatten scheint noch längs den steilen Ufern einher zu schreiten.

Die gothischen Denkmäler sind die einzig merkwürdigen in Deutschland. Diese Denkmäler erinnern an die Jahrhunderte des Ritterthums; beinahe in allen deutschen Städten stehen in öffentlichen Kunstsälen Ueberbleibsel jener Zeiten aufgestellt. Man sollte glauben, die Bewohner des Nordens, die Welteroberer, hätten, ehe sie Germanien verließen, ihr Andenken unter verschiedenen Gestalten zurückgelassen, und das ganze Land gliche dem Aufenthalte eines großen Volks, das seit langer Zeit weggezogen. In den mehrsten Zeughäusern deutscher Städte findet man gemahlte Rittergestalten von Holz, in völliger Rüstung; Helm, Schild, Schienen, Sporen, alles ist nach alter Weise, und man geht unter diesen stehenden Todten einher, deren aufgehobener Arm den Nachbar zu treffen scheint, der dem Streich mit eingelegter Lanze begegnet. Dieses unbewegliche Bild ehedem so lebhafter Handlungen macht einen peinlichen Eindruck. Eben so hat man nach großen Erderschütterungen verschüttete Menschen ausgegraben, an denen man noch immer den letzten Ausdruck ihres letzten Gedankens deutlich bemerken konnte.

Die neuere Baukunst in Deutschland liefert nichts, der Anführung Würdiges; im Ganzen aber sind die Städte wohl gebaut, und die Eigenthümer verzieren ihre Häuser mit einer Sorgfalt, die an gutmüthige Spielerei gränzt. In manchen Städten sind die Häuser von aussen bunt an-

gemahlt;

gemahlt; man stößt auf Heiligenbilder, auf Zierrathe aller Gattung, nicht eben vom besten Geschmack, wodurch aber die Einförmigkeit der Wohnungen unterbrochen und der Wunsch angedeutet wird, bei seinen Mitbürgern und den Fremden sich gefällig zu machen. Der Glanz und die äußere Pracht eines Pallastes verräth die Eigenliebe des Eigenthümers; die sorgsame Verzierung, die Ausschmükkung, der gute Wille der kleinen Wohnungen haben etwas Gastfreundliches.

Die Gärten sind in einigen Theilen von Deutschland fast eben so schön als in England. Immer setzt der Luxus der Gärten die Liebe zur Natur zum Voraus. In England stehen einfach gebaute Häuser mitten in den prächtigsten Parks; der Eigenthümer vernachläßigt seine Wohnung und schmückt mit Sorgfalt das Feld. Dieser Verein von Einfachheit und Pracht findet sich obschon nicht in demselben Grade, in Deutschland wieder; gleichwohl leuchtet bei dem Mangel an großem Reichthum, verknüpft mit dem alten Adelstolz, eine gewisse Vorliebe zum Schönen hervor, welche, später oder früher, Geschmack und Grazie hervorbringen muß, weil sie die wahre Quelle beider ist. Oft stellt man in den prächtigen Gärten deutscher Fürsten, neben mit Blumen umpflanzten Grotten, Aeolsharfen auf, damit der Wind zugleich Töne und Düfte durch die Lüfte herbeiführe. Also sucht die Phantasie der Bewohner des Nordens sich eine italienische Natur nachzubilden; und an einigen glänzenden Tagen des schnell vorübergehenden Sommers gelingt es ihnen wirklich, Täuschung hervorzubringen.

Zweites Capitel.

Sitten und Character der Deutschen.

Nur einige Hauptzüge können der deutschen Nation gemein seyn; denn die Abweichungen dieses Landes sind so groß, daß man nicht weiß, wie man so verschiedenartige Religionen, Regierungsformen, Clima's, ja Völker unter einen und denselben Gesichtspunct bringen soll. Das südliche Deutschland ist, in vieler Hinsicht, von dem nördlichen durchaus verschieden; die Handelsstädte haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit denen, welche als Universitäten berühmt sind. Die kleineren Staaten sind von den beiden großen Monarchieen, Preußen und Oestreich, wesentlich abweichend.

Deutschland war ein aristocratischer Bundesstaat. Dem Reiche fehlte es an einem gemeinschaftlichen Mittelpunct der Aufklärung und des Gemeingeistes. Es bildete keine zusammenhängende Nation; dem Bündel fehlte das Band. So nachtheilig diese Verschiedenheit Deutschlands seiner politischen Kraft war, so vortheilhaft war sie den Versuchen aller Gattung, denen sich Genie und Einbildungskraft überlassen mochten. Es herrschte eine Art sanfter friedlicher Anarchie darin, im Fach literarischer und metaphysischer Meinungen, wobei es jedermann frei stand, seine individuelle Ansicht der Dinge ganz nach Gefallen zu entwickeln.

Da es keine Hauptstadt giebt, die der Sammelplatz der guten Gesellschaft von ganz Deutschland ist, so kann der gesellige Geist seine Gewalt nur wenig geltend machen, so fehlt es dem herrschenden Geschmack an Einfluß, und den Waf-

fen des Spotts am Stachel. Der große Theil der Schriftsteller arbeitet in der Einsamkeit, oder in dem engen Kreise kleiner Umgebungen, über die sie die Herrschaft führen. Sie geben sich, jeder besonders, allem hin, was eine ungezügelte Einbildungskraft ihnen eingiebt; und wenn sich in Deutschland eine Spur der Modegewalt blicken läßt, so besteht sie bloß darin, daß sich jeder etwas damit weiß, sich von allen andern zu unterscheiden. In Frankreich ist es gerade das Gegentheil; da strebt alles nach dem Lobe, das Montesquieu Voltairen ertheilt, wenn er sagt: „Er hat mehr als irgend jemand, den Verstand, den jedermann hat.“ *) Die deutschen Schriftsteller würden sich eher noch entschließen, die Ausländer, als ihre Landsleute nachzuahmen.

In der Literatur, wie in der Politik, haben überhaupt die Deutschen zu viel Achtung für das Ausland, und nicht genug Nationalvorurtheile. Bei Einzelnen ist die Verläugnung seiner selbst und die Achtung des Andern eine Tugend; nicht so beim Patriotismus der Nationen: dieser muß egoistisch seyn. Der Stolz der Engländer trägt zu ihrer politischen Existenz mächtig bei; die gute Meinung der Franzosen von sich hat von jeher ihr Uebergewicht in Europa verstärken helfen; der edle Stolz der Spanier machte sie einst zu Herren eines Theils des Erdkreises. Die Deutschen sind Sachsen, Preußen, Baiern, Oestreicher; aber der germanische Character, welcher die Stärke aller übrigen begründen sollte, ist zerstückelt, wie das Land selbst, was so verschiedene Herren zählt.

Ich werde das südliche Deutschland besonders untersuchen, und das nördliche wieder besonders;

*) Mutterwitz.

für jetzt aber mich mit Bemerkungen begnügen, die der gesammten Nation gemein sind. Die Deutschen sind im Allgemeinen aufrichtig und treu; fast immer ist ihr Wort ihnen heilig, und der Betrug ihnen fremd. Sollte sich je die Falschheit in Deutschland einschleichen, so könnte es nur geschehen, um sich den Ausländern nachzubilden; um zu zeigen, daß sie eben so gewandt seyn können als jene; vor allem, um sich nicht von ihnen hinter's Licht führen zu lassen; bald aber würde der gesunde Verstand und das gute Herz die Deutschen auf die Ueberzeugung zurückbringen, daß man nur durch seine eigene Natur stark sey, und daß die Gewohnheit des Rechtlichen uns ganz und gar unfähig zur Arglist mache, selbst dann, wenn wir sie gebrauchen möchten. Um aus der Immoralität Vortheil zu ziehen, muß man in jeder Hinsicht leicht bewaffnet seyn, nicht aber ein Gewissen im Herzen, und Bedenklichkeiten im Kopfe führen, die uns auf halbem Wege aufhalten, und es uns um so mehr bereuen lassen, vom alten Wege abgewichen zu seyn, da es uns unmöglich wird, in der neuen Straße leicht vorzuschreiten.

Es wäre, dünkt mich, leicht zu beweisen, daß, ohne Moral, alles in der Welt Ohngefähr und Finsterniß ist. Gleichwohl hat man oft bei den Völkern lateinischen Ursprungs eine Politik angetroffen, die mit seltener Gewandtheit die Kunst besaß und ausübte, sich von allen Pflichten loszumachen. Der deutschen Nation hingegen darf man es zum Ruhme nachsagen, daß es ihr beinahe an der Fähigkeit fehlt, die geschmeidig-dreist es versteht, jede Wahrheit jedem Vortheil zu Gunsten zu beugen, und die heiligen Verbindlichkeiten der kalten Berechnung aufzuopfern. Ihre Mängel sowohl, als ihre Eigenschaften, unterwerfen diese

Nation der ehrenvollen Nothwendigkeit, gerecht zu seyn.

Der Machttrieb zur Arbeit und zum Nachdenken ist ebenfalls ein Unterscheidungszeichen im Character der Deutschen. Die Nation ist von Natur literarisch und philosophisch; nur daß der Unterschied der Klassen, welche in Deutschland hervorstechender als irgendwo ist, weil die Nation hierin die Schattirungen nicht versüßt, in mancher Hinsicht dem, was man eigentlich unter Geist (Esprit) *) versteht, in den Weg tritt. Der Adel hat zu wenig Ideen, die Gelehrten zu wenig Kenntniß der Geschäfte. Der Geist ist ein Gemisch von der Kenntniß der Dinge und der Menschen; und die Gesellschaft, wo man ohne Zweck, und dabei doch mit Theilnahme handelt, ist gerade das, was die am meisten entgegenstehenden Fähigkeiten am besten entwickelt. Was die Deutschen characterisirt, ist mehr die Einbildungskraft als der Geist. J. P. Richter, einer ihrer ausgezeichnetsten Schriftsteller, sagt irgendwo: „Das Gebiet des Meeres gehört den „Engländern; das Gebiet der Erde den Franzo„sen; das Gebiet der Luft den Deutschen.“ Und in der That thäte es Noth, in Deutschland, Mittelpunct und Gränzen, jener hervorstechenden Denkkraft anzuweisen, die sich in den leeren Raum versteigt und verliert, in die Tiefe eindringt und verschwindet, vor gar zu großer Unparteilichkeit zu Nichts, vor gar zu feiner Analyse zum Chaos wird, mit einem Wort, der es an gewissen Fehlern mangelt, die ihrer Vollkommenheit zum Aussenwerk dienen könnten.

---

*) So oft Geist gesperrt seyn wird, soll es das französische Wort esprit, im französischen Sinn, bedeuten.

Man hat viel Mühe, wenn man so eben aus Frankreich kam, sich an die Langsamkeit, an den Ruhestand des deutschen Volks zu gewöhnen; es hat nie Eile, findet allenthalben Hindernisse. Das Wort unmöglich hört man hundertmal in Deutschland aussprechen, gegen einmal in Frankreich. Muß gehandelt werden, so weiß der Deutsche nicht, was es heißt, den Hindernissen entgegen streben; und seine Achtung vor der Gewalt rührt mehr davon, daß sie in seinen Augen dem Schicksale gleicht, als von irgend einem eigennützigen Grunde her.

Der gemeine Mann hat in Deutschland eine ziemlich rauhe Aussenseite, zumal wenn man seiner gewöhnlichen Art zu seyn in den Weg tritt; dies hat zur natürlichen Folge, daß er länger als der Adel jene heilige Antipathie gegen die Sitten, Gebräuche und Sprachen des Auslandes beibehalten möchte, welche in allen Ländern das Nationalband schließt. Bietet man ihm Geld an, so bringt dies in seiner Handlungsweise keine Veränderung hervor; die Furcht führt ihn nicht von seinem Wege ab; er hat, mit einem Worte, jene Beharrlichkeit in allen Dingen, welche ein herrlicher Vorschritt zur Moralität ist; denn der Mensch, den die Furcht, und noch mehr die Hoffnung, in beständiger Bewegung erhält, geht leicht von einer Meinung zur andern über, wenn es sein Vortheil befiehlt.

Sobald man sich nur etwas über die letzte Volksklasse in Deutschland erhoben hat, bemerkt man bald das innere Leben, die Seelenpoesie, die den Deutschen bezeichnet. Die Bewohner der Städte und Dörfer, Soldaten und Landleute, verstehen fast alle Musik. Es ist mir sehr oft begegnet, in kleine vom Tabaksdampf durchräucherte Hütten zu treten,

und nicht allein die Hausfrau, sondern auch ihren Mann, auf dem Klavier phantasiren zu hören, wie man in Italien improvisirt. Allenthalben ist die Einrichtung getroffen, daß an Markttagen auf dem Altan des Rathhauses mitten auf dem Platze Spielleute mit blasenden Instrumenten sich versammeln; so daß die Bauern der benachbarten Dörfer ihren freudigen Antheil an der ersten aller Künste nehmen können. Sonntags singen Chorschüler auf den Straßen geistliche Lieder. Wie man erzählt, war Luther, in seiner Jugend, ein solcher Chorknabe. Ich befand mich einst zu Eisenach, einem Städtchen im Herzogthum Sachsen-Weimar, an einem überaus kalten Wintertage; es lag auf den Straßen tiefer Schnee. Ich sah einen langen Zug von jungen Leuten in schwarzen Mänteln durch die Stadt ziehen, und hörte sie mit lauter Stimme Lieder zum Lobe Gottes anstimmen. Außer ihnen befand sich Niemand auf der Straße, so streng war die Kälte; und diese Stimmen, beinahe so harmonisch wie die südlichen, rührten um desto mehr, da sie mitten aus der erstarrten Natur hervortönten. Bei der bittern Kälte durften die Einwohner ihre Fenster nicht öffnen; doch erblickte man hinter den Scheiben traurige und heitere Gesichter, alte und junge, welche mit Freuden die Tröstungen der Religion auffaßten, die ihnen der sanfte Gesang zuhauchte.

Die armen Zigeuner auf ihren Reisen mit Weib und Kind, tragen alte Harfen mit sich auf dem Rücken umher; sie sind von schlechtem Holze, aber ihr Ton ist harmonisch. Sie spielen darauf, wenn sie unter einem Baume auf der Landstraße ausruhen, oder vor den Posthäusern durch das wandernde Familienconcert die Milde der Reisenden rege machen wollen. In Oestreich

spielen die Hirten auf einfachen aber wohlklingenden Instrumenten, angenehme Weisen. Diese Weisen und Lieder stimmen vollkommen mit dem sanften träumerischen Eindruck zusammen, den das Feld hervorbringt.

Die Instrumentalmusik ist in Deutschland eben so allgemein eingeführt, als die Vocalmusik in Italien. Die Natur hat freilich in dieser Hinsicht, wie in so mancher andern, mehr für Italien als für Deutschland gethan. Es kostet Mühe und Anstrengung, um es in der Instrumentalmusik etwas weit zu bringen, während der südliche Himmel allein hinreicht, schöne Stimmen zu bilden; gleichwohl würden nie Männer aus den arbeitenden Classen auf die Erlernung der Musik die nothwendige Zeit verwenden können, wenn sie nicht natürliche Anlage dazu hätten. Die von Natur musikalischen Völker erhalten durch die Harmonie Gefühle und Ideen, zu welchen ihre beschränkte Lage und ihre alltäglichen Beschäftigungen ihnen nicht verstatten würden, auf andere Art zu gelangen.

Die Bäuerinnen und Dienstmägde, die nicht Geld genug zu einem vollständigen Sonntagsstaat haben, schmücken gleichwohl Kopf und Arme mit Blumen aus, damit doch wenigstens die Einbildungskraft bei ihrem Anzuge ihr Spiel treiben möge; andere, die es weiter bringen können, tragen an Sonn- und Festtagen eine Mütze von Goldstoff, ziemlich geschmacklos, und gegen den übrigen schlichten Anzug sonderbar abstechend, auf dem Kopfe; aber diese Mütze, die schon ihre Mütter trugen, erinnert an die alten Sitten; und der feierliche Staat, mit welchem die Frauen aus der niedrigen Volksklasse den Sonntag ehren, hat etwas Ernstes, und spricht für sie.

Man sollte den Deutschen ebenfalls für ihren

guten Willen Dank wissen, anstatt sie zu belächeln, wenn sie uns durch ihre ehrerbietige Verneigungen und ihre förmliche Höflichkeit zu ehren gedenken. Sie hätten ja so leicht durch Gleichgültigkeit und Kälte jene Artigkeit und Grazie ersetzen können, die zu erreichen wir Ausländer sie für unfähig halten. Durch Verachtung gebietet man jederzeit dem Spotte Stillschweigen, denn dieser läßt sich meistentheils nur da aus, wo ihm zwecklose Anstrengungen, ihn zu entwaffnen, auffallen; aber wohlwollende Gemüther geben sich lieber dem Lachen preis, als daß sie es durch ein hobes, kaltes Wesen, welches man so leicht annehmen kann, zurückstießen.

In Deutschland ist nichts so auffallend, als der Gegensatz zwischen den Empfindungen und den Gewohnheiten, zwischen den Talenten und dem Geschmack. Ausbildung und Natur scheinen hier noch nicht gehörig zusammengeschmolzen zu seyn. Wahrheitliebende Männer erscheinen nicht selten im Ausdruck und im Anstande gezwungen, als hätten sie etwas zu verbergen; nicht minder oft zeigt sich die sanfte Seele unter einer rauhen Aussenseite; ja man geht noch weiter, und die Schwäche des Characters blickt hinter harten Worten und harten Formen hervor. Mit dem Enthusiasmus für Dichtkunst und schöne Künste, verbinden sich vielfältig gemeine gesellschaftliche Sitten und Gewohnheiten. Es giebt kein Land, wo die Gelehrten oder junge Studierende auf hohen Schulen es weiter in den alten Sprachen und in der Kenntniß des Alterthums gebracht hätten; und von einer andern Seite kein Land, wo altväterische Sitten und Gebräuche einheimischer wären, als in Deutschland. Die Erinnerungen aus Griechenland, der Geschmack an der Kunst scheinen durch Correspondenz dahin gelangt zu seyn; indeß die Feudalein-

richtungen, die alten germanischen Gebräuche, noch immer in großen Ehren stehen, obschon sie, zum Nachtheil der militärischen Landesgewalt, viel von ihrer vorigen Kraft verloren.

Es giebt kein wunderlicheres Gemisch, als die militärische Ansicht von Deutschland; hier Soldaten, auf welche man mit jedem Schritte stößt; dort das eingezogene Leben, das geführt wird. Man scheuet sich vor den Beschwerden, vor der rauhen Luft, als bestände die Nation blos aus Handelsleuten und Gelehrten; während alle Anstalten dahin abzielen und abzielen sollen, der Nation militärische Gewohnheiten mitzutheilen. Die Völker des Nordens, die der Strenge ihres Clima Trotz bieten, gelangen zu einer vorzüglichen Abhärtung gegen alle Gattungen physischer Uebel, wie dies der russische Soldat beweiset; wo aber das Clima nur halbstreng ist, wo es noch möglich wird, sich der herben Luft durch häusliche Vorkehrungen zu entziehen, da machen eben diese Vorkehrungen die Menschen desto empfindlicher gegen die physischen Leiden des Krieges.

Die Oefen, das Bier, der Tabaksrauch umgeben den gemeinen Mann in Deutschland mit einer Art von schweren heißen Atmosphäre, aus welcher er nicht gern hervorgeht. Dieser Dunstkreis ist der Thätigkeit nachtheilig, die dem Krieger mindestens eben so nothwendig ist, als der Muth; Entschlüsse reifen dabei nur langsam; Muthlosigkeit tritt ein, weil eine für die meisten ziemlich dürftige Existenz eben nicht geschickt ist, Zutrauen auf das Glück einzuflößen; die Gewohnheit einer ruhigen, friedlichen Lebensart ist nicht die beste Vorbereitung auf die mannigfaltigen Zufälligkeiten des Lebens, so daß man sich lieber dem Tode unterwirft, der auf der geraden Straße uns entgegenkommt, als den Schicksalen eines Abenteurers.

Die Abscheidung der Classen, in Deutschland weit schärfer gezeichnet, als sie es in Frankreich war, mußte den Soldatengeist im Bürger erstikken. Diese Abscheidung hat, an sich, nichts Beleidigendes; denn, ich wiederhole es, die Gutmüthigkeit scheint überall in Deutschland, selbst in dem Aristokratenstolz, durch, und die Verschiedenheit der Stände beschränkt sich auf einigen Vorrang bei Hofe, auf einige geschlossene Zirkel, welche zu wenig Vergnügen gewähren, um in denen, die sie entbehren müssen, Neid zu erregen; denn nichts ist empfindlich, in welcher Hinsicht es sey, wo die Gesellschaft, und durch sie die Waffe des Lächerlichen, nur wenig Gewalt hat. Die Menschen können dem Gemüth nur durch Falschheit oder Spott wehe thun; und in einem Lande voller Ernst und Wahrheit giebt es immer Gerechtigkeit und Glück. Aber die Scheidewand, die in Deutschland den Adel von dem Bürgerstand trennte, hatte zur nothwendigen Folge, daß die Nation im Ganzen minder kriegerisch ward.

Die Einbildungskraft, des kunstübenden und literarischen Deutschlands herrschende Eigenschaft, flößt Furcht vor der Gefahr ein, wenn man diese natürliche Bewegung nicht mit Hülfe der überwiegenden Meinung und des exaltierten Ehrgefühls bekämpft. In Frankreich war, schon ehedem, der Geschmack am Kriege allgemein; der gemeine Mann wagte gern sein Leben, um nur ein Mittel zu haben, es in Bewegung zu setzen, und an der Last desselben minder schwer zu tragen. Es ist eine große Frage, ob häusliche Neigungen, die Gewohnheit des Nachdenkens, ja die Sanftmuth des Gemüths selbst, nicht dahin führen, den Tod zu fürchten; wenn aber, wie in Deutschland, die ganze Kraft eines Staats auf seinem militärischen

Geiste beruht, so wird die Untersuchung der Ursachen wichtig, die in der deutschen Nation diesen Geist geschwächt haben mögen.

Gewöhnlich führen drei Hauptbeweggründe die Menschen in den Krieg: Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, Ruhmbegierde und religiöser Fanatismus. Es giebt keine große Vaterlandsliebe in einem seit mehreren Jahrhunderten getheilten Reiche. wo Deutsche gegen Deutsche zu Felde zogen, mehrentheils um einem Antriebe von aussen Folge zu leisten; der Ruhmbegierde mangelt es an Lebhaftigkeit, wo es an einem Mittelpunkt, an einer Hauptstadt, an Geselligkeit fehlt. Die Art von Unparteilichkeit, die ich den Luxus der Gerechtigkeit nennen möchte, und die den Deutschen characterisirt, macht ihn weit fähiger, sich für abstracte Ideen, als für das Interesse des Lebens zu entflammen. Ein deutscher General, der eine Schlacht verliert, ist sicherer, Nachsicht zu erhalten, als einer, der sie gewinnt, glänzendes Lob einzuernten; überhaupt ist, bei einem solchen Volke, zwischen glücklichen und unglücklichen Erfolgen der Unterschied nicht groß genug, um den Ehrgeiz lebhaft anzuspornen.

Die Religion hat, in Deutschland, ihren Sitz im Innersten des Herzens; zugleich aber trägt sie gegenwärtig ein Gepräge der Träumerei und der Unabhängigkeit, welches ausschließlichen Empfindungen nicht den gehörigen Nachdruck beilegt. Dieses Einzelnstehen von Meinungen, Individuen und Staaten, der Macht des deutschen Reichs so überaus nachtheilig, findet sich auch in der Religion wieder; eine große Anzahl verschiedener Secten theilt sich in Deutschland, und die katholische Religion selbst, die durch ihre innere Beschaffenheit einförmige strenge Zucht hält, wird

von den Deutschen, nach eines jeden Weise und Gutdünken, erklärt. Das politische und gesellschaftliche Gut der Völker, eine gleiche Regierung, ein gleicher Gottesdienst, gleiche Gesetze, gleiches Interesse, eine classische Literatur, eine vorherrschende Meinung; nichts von allem diesem findet sich bei den Deutschen. Dadurch wird freilich jeder einzelne Staat unabhängiger, jede Wissenschaft besser angebaut; aber die Nation im Ganzen zerfällt in solche Unterabtheilungen, daß man nicht weiß, welchem Theile des Reichs man den Namen Nation beilegen soll.

Die Freiheitsliebe ist bei den Deutschen nicht entwickelt; sie haben weder durch Genuß, noch durch Entbehrung, den Werth kennen gelernt, den man in diesem höchsten Gute finden kann. Es giebt mehrere Beispiele von Föderativ-Staaten, die dem Gemeingeist eben so viel Kraft als Einheit in der Regierung zutheilen; aber jene Staaten sind einander gleich, jene Bürger sind frei. Der deutsche Bund bestand aus Starken und Schwachen, aus Bürgern und Knechten, aus Nebenbuhlern und sogar aus Feinden; aus alten Elementen, durch die Umstände zusammentreffend, und von den Menschen in Würde gehalten.

Die deutsche Nation ist ausharrend und gerecht; ihr Gefühl für Billigkeit und Rechtlichkeit verhindert, daß eine, sogar fehlerhafte, Einrichtung zum Bösen führen könne. Als Ludwig der Baier in den Krieg zog, überließ er die Verwaltung seiner Staaten Friedrich dem Schönen, seinem Gefangenen; und dieses Vertrauen, welches damals für Niemand befremdend war, betrog ihn nicht. Mit solchen Tugenden hatte man von den Mängeln der Schwachheit, oder von der Verwickelung

der Gesetze nichts zu befürchten; die Rechtschaffenheit der Menschen ersetzte alles.

Die Unabhängigkeit selbst, die man beinahe in jeder Hinsicht in Deutschland genoß, machte die Deutschen gleichgültig gegen die Freiheit: die Unabhängigkeit ist ein Gut, die Freiheit eine Bürgschaft; und eben weil niemand in Deutschland weder in seinen Rechten, noch in seinen Genüssen gekränkt wurde, fühlte man nicht das Bedürfniß einer Ordnung der Dinge, durch die dieses Gut behauptet würde. Die Reichsgerichtshöfe verschaften eine sichere, obschon langsame Gerechtigkeit gegen jede Handlung der Willkühr; die Mäßigung der Fürsten und die Weisheit der Völker gaben fast niemals Anlaß zu Vorstellungen; man glaubte, keines constitutionellen Bollwerkes zu bedürfen, weil man keinen Eingriff vor sich sah.

Es muß Wunder nehmen, daß das Feudalrecht beinahe ohne alle Abänderung unter so aufgeklärten Menschen fortgedauert habe; da aber in der Ausübung dieser an sich mangelhaften Gesetze nie Ungerechtigkeiten vorfielen, so tröstete die Gleichheit in der Anwendung über die Ungleichheit in dem Grundsatz. Die alten Urkunden, die alten Privilegien der Städte, jene große Familiengeschichte, die das Glück und den Ruhm der kleinen Staaten ausmacht, war den Deutschen über alles theuer; sie vernachlässigten darüber die große Nationalmacht, die es vor allen Dingen wichtig war, mitten unter den europäischen Colossen zu begründen.

Dem Deutschen fehlt es, mit wenigen Ausnahmen, an Fähigkeit zu allem, wozu Gewandtheit und Geschicklichkeit erfordert wird. Alles beunruhigt ihn, macht ihn verlegen; er bedarf eben so sehr der Methode im Handeln, als der Unabhängigkeit im Denken. Der Franzose hingegen be-

trachtet die Handlungen mit der Freiheit der Kunst, und die Ideen mit der Knechtschaft der Gewohnheit. Die Deutschen, die sich dem Joche der Regeln in der Literatur nicht unterwerfen können, möchten, daß im Leben ihnen alles vorgezeichnet würde. Sie verstehen sich nicht darauf, mit den Menschen zu verhandeln, und je weniger man ihnen Gelegenheit giebt, sich bei sich selbst Raths zu erholen, desto mehr ist man ihnen willkommen.

Politische Einsetzungen können allein den Charakter einer Nation begründen. Nun stand die Natur der Regierung in Deutschland mit der philosophischen Aufklärung der Deutschen beinahe im Gegensatz; daher kommt es, daß sie die größte Kühnheit im Denken mit dem folgsamsten Charakter verbinden. Der Vorzug, den der Soldatenstand hat, und die Verschiedenheit der Stände überhaupt haben sie in allen Verhältnissen des geselligen Lebens an die genaueste Unterwürfigkeit gewöhnt; der Gehorsam ist bei ihnen nicht Knechtschaft, er ist Regelmäßigkeit; sie sind in Erfüllung der an sie ergehenden Befehle eben so pünktlich, als ob jeder Befehl eine Pflicht wäre.

Die aufgeklärten Köpfe in Deutschland streiten lebhaft mit einander um die Herrschaft im Gebiet der Speculation; hier leiden sie keinen Widerspruch; überlassen übrigens gern den Mächtigen der Erden alles Reelle im Leben. „Gleichwohl findet das von ihnen verschmähte Reelle „seine Abnehmer, welche nachher Verwirrung „und Zwang selbst in den Reiz der Einbildungs„kraft übertragen.“ *)

Der Geist der Deutschen scheint mit ihrem

---

*) Von den Censoren gestrichen.

Charakter in keiner Verbindung zu stehen; jener leidet keine Schranken, dieser unterwirft sich jedem Joche; jener ist unternehmend, dieser blöde; die Aufklärung des ersten giebt selten dem zweiten Kraft: und dieses erklärt sich gar leicht. Die Vermehrung unserer Kenntnisse in neueren Zeiten dient nur dazu, den Charakter zu schwächen, wenn er nicht durch die Gewohnheit der Geschäfte und die Ausübung des Willens gestärkt wird. Alles einsehen und begreifen, ist ein erheblicher Grund zur Ungewißheit; die Kraft zu handeln entwickelt sich nur in freien und mächtigen Gegenden, wo patriotische Empfindungen ihren Sitz in der Seele haben, wie das Blut in den Adern, und nur zugleich mit dem Leben erkalten *).

---

*) Ich darf nicht erst dem Leser sagen, daß ich hier England im Sinne hatte; wenn aber nur die Namen nicht ausgeschrieben sind, macht sichs der größte Theil der Censoren, der aus aufgeklärten Männern besteht, zum Vergnügen, nicht zu verstehen. Nicht so die Polizei: sie besitzt eine wirklich auffallende Art von feindlichem Instinkt gegen alle liberale Ideen, unter welcher Form sie ihr aufstoßen mögen; in diesem Felde stöbert sie, wie die abgerichteten Spürhunde, alles auf, was in dem Gemüth der Franzosen ihre alte Liebe zur Aufklärung und zur Freiheit wieder rege machen könnte.

Drittes Kapitel.

Die Frauen.

Natur und Geselligkeit sind für die Frauen eine große Schule, wo sie leiden lernen; und es darf, dünkt mich, nicht geläugnet werden, daß sie in unsern Tagen, in der Regel, besser sind, als die Männer. Zu einer Zeit, wo der Egoismus das allgemeine Uebel ist, müssen die Männer, im Besitz aller positiven Vortheile weniger Edelmuth, weniger Gefühl besitzen, als die Frauen. Diese hängen nur durch die Bande des Herzens mit dem Leben zusammen; und selbst, wenn sie sich auf Abwege verirren, sind diese Verirrungen eine Folge des Gefühls, das sie fortzieht. Ihre Persönlichkeit zählt immer zwei, während die des Mannes nur ihn zum Ziel hat. Man huldigt ihnen nur durch die Zuneigungen, die sie einflößen; die zuerst in ihnen entstanden, sind mehrentheils dargebrachte Opfer. Die schönste aller Tugenden, die Hingebung, ist ihr Genuß und ihre Bestimmung; es kann kein Glück für sie geben, das nicht der Wiederschein des Ruhms und des Wohls eines Andern wäre; mit einem Worte, außer sich leben, sey's durch die Ideen, sey's durch Empfindung, sey's vor allem durch die Moralität, ist, was der Seele ein Gewohnheitsgefühl von Größe und Erhabenheit giebt.

In den Ländern, wo die Männer durch politische Einrichtungen berufen sind, alle kriegerische und bürgerliche Tugenden auszuüben, zu welchen die Vaterlandsliebe entflammt, nehmen sie die erste

Stelle wieder ein, die ihnen gebührt; hier treten sie mit Glanz wieder in ihre Rechte als Herren der Welt: nur wo sie einigermaßen zur Unthätigkeit oder zur Knechtschaft verdammt sind, sinken sie desto tiefer herab, je höher sie sich zu erheben bestimmt waren. Die Bestimmung der Frauen hingegen bleibt immer dieselbe; sie wird ihnen einzig von ihrem Gemüthe vorgezeichnet, die politischen Umstände tragen nichts dazu bei. Wenn es den Männern an Geschick oder an den Mitteln fehlt, ihr Leben auf eine edle, würdige Art zu benutzen, so rächt sich die Natur an ihnen für die Gaben selbst, die sie ihnen ertheilte; die Thätigkeit ihres Körpers dienet bloß dazu, die Trägheit ihres Geistes auffallender zu machen; die Kraft ihrer Seele wird zur Rauheit; ihre Tage vergehen in gemeinen Uebungen und Vergnügungen; sie beschäftigen sich mit Pferden, mit der Jagd, mit Tischgelagen, lauter Sachen, die als Zerstreuungen Platz finden können, aber als Beschäftigungen, den Menschen zuletzt zum Vieh herabwürdigen. Während dessen bilden die Frauen ihren Verstand, und Empfindung und Nachsinnen erhalten in ihrem Gemüth das Bild des Edeln und Schönen.

Die deutschen Frauen besitzen einen eigenthümlichen Reitz; sie haben eine rührende Stimme, blondes Haar, eine blendende Haut; sie sind bescheiden, wie die Engländerinnen, nur nicht so blöde; man sieht es ihnen an, daß sie seltener auf Männer gestoßen sind, die ihnen überlegen waren, und daß sie überdieß von den strengen Urtheilen des Publikums weniger zu befürchten haben. Sie suchen durch die Empfindsamkeit zu gefallen, durch die Einbildungskraft zu interessiren; die Sprache der Dichtkunst und der schönen Künste ist ihnen geläufig; sie kokettiren mit der Schwärmerei, wie

man in Frankreich mit Witz und Scherz Koketterie treibt. Der hohe Grad der Rechtlichkeit, der dem Charakter der Deutschen zum Grunde liegt, macht die Liebe für die Frauen und ihre Ruhe weit weniger gefährlich; vielleicht geben sie sich diesem Gefühl um so zutraulicher hin, da die Liebe in Deutschland die Farbe des Romans trägt, und Verachtung und Untreue hier seltener als irgendwo sind.

In Deutschland ist die Liebe eine Religion, aber eine poetische Religion, welche zu leicht duldet, was sich durch Empfindsamkeit des Herzens entschuldigen läßt. Man kann es nicht in Abrede seyn; der Heiligkeit der Ehe geschieht, in den protestantischen Ländern, durch die Leichtigkeit, womit sie getrennt werden kann, großer Abbruch. Die Frau nimmt sich einen andern Gatten, wie der Dichter eine Nebenscene in seinem Drama abändert. Die Gutmüthigkeit beider Geschlechter macht, daß die Scheidungen leicht und ohne Bitterkeit vor sich gehen; und da es unter den Deutschen mehr Einbildungskraft als wahre Leidenschaft giebt, so ereignen sich bei ihnen die seltsamsten Begebenheiten mit einer seltenen Kaltblütigkeit. Dadurch abe verlieren Sitten und Charakter ihre Festigkeit; der Geist der Paradoxie erschüttert die heiligsten Ein setzungen, und zuletzt giebt es über nichts mehr feststehende Regeln.

Man darf mit Grund über die Lächerlichkeit einiger deutschen Frauen spotten, die ihren Geist unaufhörlich bis zur Ziererei hinaufschrauben, und durch süßlich-gesetzte Worte alles verwischen, was ihren Verstand und ihr Gemüth hervorstechend und vorragend machen könnte; sie sind nicht falsch, aber auch nicht ohne Falsch; sehen und beurtheilen nichts mit dem Lichte der Wahrheit, und die wirklichen

Begebenheiten des Lebens tanzen vor ihren Augen vorüber wie phantasmagorische Bilder. Fällt es ihnen ein, sich leicht zu zeigen, so behalten sie auch dann noch den Anstrich von Empfindsamkeit, die in ihrem Vaterlande in so hohen Ehren gehalten wird. Ein deutsches Frauenzimmer sagte mit melancholischem Ernste: „Ich weiß nicht, „wie es zugeht; aber die Entfernten schwinden „mir gleich aus der Seele.“ Eine Französinn würde dem Gedanken eine lachendere Wendung gegeben haben; aber im Grunde wäre es der nämliche gewesen.

Diese kleinen Lächerlichkeiten sind als Ausnahmen anzusehen, und es giebt, ihnen unbeschadet, unter den deutschen Frauen viele, die mit Wahrheit empfinden, und ihre Empfindungen mit Einfachheit ausdrücken. Ihre gebildete Erziehung, ihre natürliche Reinheit der Seele, machen die Herrschaft, die sie ausüben, sanft und gleichförmig. Mit jedem Tage flößen sie uns mehr Theilnahme für alles, was groß und edel ist, ein, mehr Zutrauen in jede Gattung von Hoffnungen, und verstehen sich vorzüglich darauf, den dürren ironischen Spott abzuhalten, der einen Hauch des Todes über alle Genüsse des Herzens verbreitet. Gleichwohl trifft man nur selten bei den deutschen Frauen jene Geistesschnelligkeit an, wodurch die Unterhaltung lebhaft und der Ideengang in rasche Bewegung gesetzt wird; eine Art von Vergnügen, die sich schwerlich anderswo findet, als in den witzigsten und geistvollsten Gesellschaften von Paris. Es bedarf der feinsten Auswahl einer französischen Hauptstadt, diese seltene Unterhaltung zu gewähren; an allen andern Orten findet man gewöhnlich nur Beredsamkeit im öffentlichen, und Herzensgenuß im vertrauten Umgang. Die Unterhaltung, oder vielmehr die Gabe

der Unterhaltung, als Talent betrachtet, ist nur in Frankreich einheimisch; in allen übrigen Ländern unterhält man sich aus Höflichkeit, aus Erörterungsgeist, aus Freundschaft; in Frankreich ist die Conversation eine Kunst, wozu unstreitig Einbildungskraft und Seele erforderlich sind, die aber auch, wenn man will, geheime Mittel besitzt, den Mangel und die Abwesenheit dieser beiden Bestandtheile zu ersetzen.

Viertes Kapitel.

Vom Einfluß des Rittergeistes auf Liebe und Ehre.

Das Ritterthum ist für die Neueren, was die Heldenzeit für die Alten war; alle edle Erinnerungen der europäischen Nationen knüpfen sich an die Ritterzeit an. In allen Hauptepochen der Geschichte war das allgemeine Princip des menschlichen Thuns immer Enthusiasmus irgend einer Gattung. Diejenigen, die man in den entferntesten Weltperioden Helden nannte, hatten die Ausbildung des Menschen zum Zweck; jene dunkele Sagen, die sie uns als Bändiger von Ungeheuern schildern, spielen auf die ersten Gefahren an, welche die werdende Gesellschaft bedrohten, und vor welchen die Stützen ihrer lockeren Verbindung sie beschützen sollten. Auf diesen ersten Enthusiasmus der Menschenausbildung folgte der des Vaterlandes; er schuf und gab, was bei Griechen und Römern Großes und Schönes hervorgebracht worden ist. Diese Vaterlandsflamme

erlosch, als es kein Vaterland mehr gab; und einige Jahrhunderte später entstand der Rittergeist. Der Rittergeist bestand in der Vertheidigung des Schwachen, in der Biederkeit des Kampfs, in der Verachtung der Ränke und Kunstgriffe, in dem christlichen Liebessinn, welcher Menschlichkeit und Menschenliebe selbst in den Krieg bringt, mit einem Worte in allen Gesinnungen und Gefühlen, die den heiligen Dienst der Ehre an die Stelle des wilden Geistes der Waffen setzen. Das Ritterthum, im Norden geboren, hat sich im mittäglichen Frankreich durch den doppelten Zauber der Dichtkunst und Liebe verschönert. Von jeher zollten die Germanen den Frauen Achtung und Ehre; die Franzosen suchten ihnen zu gefallen. Die Deutschen haben ihre Minnesänger; nichts aber läßt sich mit unsern Trouvères und Troubadours vergleichen; und vielleicht sind sie die Quelle, aus welcher wir unsere wahrhafte alte Nationalliteratur schöpfen sollten. Obschon der Geist der Nordbewohner mit dem Christenthum weit mehr Berührungspunkte hatte, als das Heidenthum der alten Gallier, so giebt es doch kein Land, wo die Christen edlere Ritter, und die Ritter bessere Christen gewesen wären, als Frankreich.

Die Kreuzzüge wurden für den Adel aller Länder ein Vereinigungspunkt, und erhoben den Rittergeist zu einer Art von europäischem Patriotismus, der alle Seelen mit demselben Gefühl erfüllte. Das Feudalsystem, diese ernste, traurige politische Schöpfung, welche aber einigermaßen den Rittergeist begründete, indem sie ihn zum Landesgesetz erhob, hat sich bis auf den heutigen Tag in Deutschland erhalten. In Frankreich machte Cardinal Richelieu demselben ein Ende, und seit dieser Epoche bis zur Revolution, hat es den Franzosen

an einer Quelle von Enthusiasmus gänzlich gemangelt. Man wird mir einwenden, die Liebe zu ihren Königen sey ihr Enthusiasmus gewesen: zugegeben aber, daß dieses Feuer eine ganze Nation habe entflammen können, so war doch ein solches Gefühl so ganz mit der Person des Souverains verbunden, daß es überaus schwer gehalten hätte, unter der Regentschaft oder unter Ludwig XV. einen Funken davon aufgefacht zu haben, der die Franzosen zu irgend etwas Großem vermocht hätte. Der Rittergeist, der noch hier und da zu den Zeiten Ludwigs XIV. flammte, erlosch nach dessen Tode, und wurde, wie ihn ein feiner geistreicher Geschichtschreiber *) nennt, durch den ganz entgegenstehenden Geist der Fatuität ersetzt. Anstatt die Frauen in Schutz zu nehmnn, sucht der eingebildete, eigenliebige Geck sie zu Grunde zu richten; statt Ränke und Kunstgriffe zu verschmähen, bedient er sich ihrer gegen ein schwächeres Geschlecht, rühmt sich stolz seiner Erfolge, und entweiht den Tempel der Liebe, anstatt die Gottheit anzubeten.

Die Tapferkeit selbst, die ehedem der Biederkeit zum Bürgen diente, wurde zum glänzenden Mittel, sich davon loszusagen; denn es kam nun nicht mehr darauf an, wahrhaft zu seyn, sondern den im Zweikampf zu erlegen, der es wagte, uns der Lüge zu zeihen. Die eingeführte Herrschaft der Geselligkeit in der großen Welt unterdrückte den größten Theil der ritterlichen Tugenden. Frankreich befand sich damals ohne allen Enthusiasmus; und da es einer Nation nicht daran fehlen darf, wenn sie sich nicht verschlechtern und auflösen soll, so

*) La Cretelle.

war es unstreitig dieses natürliche Bedürfniß in Frankreich, welches, schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in allen Gemüthern die Liebe zur Freiheit erweckte.

Der philosophische Gang des menschlichen Geschlechts scheint also sich in vier verschiedene Zeiträume abtheilen zu lassen: in die Heldenzeiten, die der Welt die erste Ausbildung gaben; in die Zeiten des Patriotismus, die den Ruhm des Alterthums ausmachten; in die Ritterzeit, welche Europa's kriegerische Religionsepoche war, und in die Liebe zur Freiheit, deren Ursprung mit der Reformationsgeschichte zusammenfließt.

Deutschland, mit Ausnahme einiger an der Nachahmungssucht Frankreichs kränkelnder Höfe, ließ sich nicht von der Freigeisterei, der Immoralität, dem geckhaften Leichtsinn, der seit der Regentschaft den natürlichen Charakter der Franzosen umgewandelt hatte, anstecken. Noch hatte die Lehns-Verfassung in Deutschland die alten Grundsätze der Ritterzeit aufrecht erhalten. Noch schlug man sich im Zweikampf, seltener zwar als in Frankreich, weil die deutsche Nation nicht so lebhaft ist, als die französische, und alle Volksklassen nicht, wie in Frankreich, ihr Ehrgefühl in die Tapferkeit setzen; aber die öffentliche Meinung wachte im Allgemeinen strenger über alles, was mit der Rechtlichkeit zusammenhängt. Hatte jemand gegen die Gesetze der Moral verstoßen, so hätte er sich zehnmal des Tags schlagen können, ohne die öffentliche Achtung wieder zu gewinnen. Man hat mehr als einen Franzosen von guter Gesellschaft, auf den Vorwurf einer verdammlichen Handlung, antworten hören: „Es kann seyn, daß ich unrecht that, aber niemand wird es mir dreist ins Gesicht sagen dürfen.“ In einer Erklärung dieser Art liegt der

tiefste Grad moralischer Verderbtheit; denn wohin wäre es mit der bürgerlichen Gesellschaft gekommen, wenn es blos darauf ankäme, sich zu schlagen, um dadurch das Recht zu erlangen, einander alles mögliche Leid anzuthun? um sein Wort brechen, um lügen, verläumden zu dürfen, weil, ohne Duell, niemand uns ins Gesicht sagen darf: „Du bist ein Lügner!“ mit einem Worte, wenn man die Biederkeit von der Bravour trennen, und den Muth in ein Mittel verwandeln könnte, den Strafen der Gesellschaft zu entgehen?

Seitdem der Rittergeist in Frankreich verlöscht war; seitdem es in Frankreich keinen Gottfried von Bouillon, keinen Ludwig den Heiligen, keinen Bayard mehr gab, die der Schutz des Schwachen waren, und sich durch ihr Wort, wie durch unauflösliche Ketten gebunden glaubten, darf ich, gegen die allgemein eingeführte Meinung, behaupten, daß von allen Ländern der Erde Frankreich vielleicht dasjenige gewesen ist, wo die Frauen, von der Seite des Herzens, am wenigsten glücklich waren. Man nannte Frankreich das Paradies der Frauen, weil sie in Frankreich eine große Freiheit genossen; aber eben diese Freiheit war eine Folge der Leichtigkeit, mit welcher man sich von ihnen losmachte. Der Türke, der seine Weiber einschließt, beweiset ihnen wenigstens dadurch auf seine Weise, daß sie seinem Glücke unentbehrlich sind; der Liebesabenteurer, wie sie uns das vorige Jahrhundert in Menge aufstellt, sieht die Weiber als Opfer seiner Eitelkeit an; und diese Eitelkeit besteht nicht allein darin, sie zu verführen, sondern sie zu verlassen. Er setzt seine ganze Ehre darin, mit leicht hingeworfenen und keiner beleidigenden Auslegung fähigen Worten sagen zu können: Die und die Frau habe ihn geliebt, itzt mache er sich nichts mehr aus ihr.

Zum Baron von Bezenval sprach einst einer seiner Freunde: „Meine Eigenliebe ruft mir zu: Quäle sie zu Tode!“ Und diesen Freund beweinte Bezenval mit vielen Thränen, als er zu jung starb, um den schönen Vorsatz ausführen zu können. „Mein Engel, läßt La Clos, in einem Roman, der durch die ausgesuchteste Immoralität, die er zur Schau trägt, Schaudern erregt, einen seiner Unschuldwürger sagen, „mein Engel, man wird alles in der Welt müde.“ Zu eben der Zeit, als behauptet wurde, die Liebe habe in Frankreich ihren Thron, möchte ich im Gegentheil sagen: die Galanterie habe das schöne Geschlecht in den Bann gethan; und sobald die Sanduhr ihrer Herrschaft abgelaufen, habe man für die Frauen weder Großmuth, noch Dankbarkeit, noch Mitleid gehabt. Man ahmte die Töne der Liebe nach, um sie in die Falle zu locken, wie das Crocodill die Kinderstimme nachmacht, um die Mütter herbeizurufen.

Zeigte sich Ludwig XIV., dessen Ritterweise und Artigkeit gegen das schöne Geschlecht bis in die Wolken erhoben wird, nicht hart und grausam gegen die, welche ihn über alles geliebt hatte, gegen die Herzogin von la Valiere? Was man davon in den Memoires de Madame lieset, ist über alle Einbildung. Ludwig brach der Unglücklichen das Herz, das nur für ihn geschlagen hatte. Zwanzig Jahre, in Thränen zugebracht, waren kaum hinreichend, die Wunden zu verharschen, die das grausame Betragen Ludwigs der Liebenden, der Verstossenen, geschlagen hatte. Nichts ist so grausam, als die Eitelkeit, und da nichts so sehr, als die Gesellschaft, der gute Ton, die Mode und Glück bei Frauen dazu dienen, die Eitelkeit aufzuregen, so giebt es kein Land, wo das Glück der Frauen größere Gefahr läuft, als Frankreich, weil

dort alles von dem, was man die Meinung heißt, abhängt, weil dort jeder von Andern lernt, was man fühlen muß, um zu den Leuten von gutem Geschmack gerechnet zu werden.

Die Frauen haben endlich (leider muß ich's gestehen) den Entschluß gefaßt, Antheil an der Unmoralität zu nehmen, die ihren Thron umstieß. Seitdem sie am Werthe verloren, haben sie weniger gelitten. Gleichwohl hängt, bis auf wenige Ausnahmen, die Tugend der Frauen noch immer von dem Benehmen der Männer ab. Der Leichtsinn, den man ihnen Schuld giebt, entsteht aus ihrer Furcht, verlassen zu werden. Sie stürzen sich in die Schande, um der Beleidigung zu entgehen.

Die Liebe ist eine weit ernstere Leidenschaft in Deutschland als in Frankreich. Die Poesie, die schönen Künste, die Philosophie selbst und die Religion, haben aus dieser Empfindung eine Art von irdischem Gottesdienst gemacht, der einen edeln Reiz über das Leben verbreitet. Es hat in Deutschland nicht, wie in Frankreich, sittenlose Schriften gegeben, die von allen Volksklassen gelesen wurden, und die in der feineren Welt das Gefühl der Liebe, im Volke den Sinn für die Moralität zerstörten. Gleichwohl besitzen die Deutschen mehr Einbildungskraft als wahre Empfindsamkeit; ihre Rechtlichkeit allein bürgt für ihre Beständigkeit im Lieben. Die Franzosen haben im Allgemeinen Achtung für positive Pflichten; die Deutschen halten sich mehr durch ihre Herzensneigungen als durch ihre Pflichten gebunden. Was wir oben von der Leichtigkeit der Ehetrennungen gesagt haben, dienet zum Beweis; den Deutschen ist die Liebe heiliger als die Ehe. Ehrenvoll ist unstreitig für sie das Zartgefühl, welches sie Versprechungen treu erfüllen heißt, wozu das Gesetz sie nicht unverbrüchlich verpflichtet;

gleichwohl sind für die bürgerliche Ordnung Gesetze wichtiger, die die Unauflöslichkeit der Ehen verbürgen.

Noch waltet und herrscht, wenn ich es so nennen darf, im leidenden Sinn, der Rittergeist unter den Deutschen. Sie sind unfähig zu betrügen; ihre Biederkeit findet sich in allen engeren Verhältnissen wieder; aber jene Kraft, welche von den Männern so große Opfer, von den Weibern so große Tugenden erheischte und erhielt, und das ganze Leben, so zu sagen, zu Einem heiligen Werke bildete, in welchem immer nur Ein Gedanke vorwaltete; jene Ritterkraft und Energie der alten Zeiten hat in Deutschland nur eine verwischte Spur zurückgelassen. Alles Große, was hinfort in diesem Lande vollbracht wird, kann nur eine Folge des liberalen Antriebes seyn, der in Europa auf die Ritterzeiten gefolgt ist.

Fünftes Capitel.

Das südliche Deutschland.

Es wird ziemlich allgemein anerkannt, daß die Literatur blos in Norddeutschland zu Hause sey, und daß die Bewohner des Süden sich den Genüssen des physischen Lebens dahingeben, während die nördlichen Gegenden sich dem feineren Lebensgenuß überlassen. Manche genialische Köpfe sind zwar im Süden geboren, haben sich aber im Norden ausgebildet. Nicht weit von dem Baltischen Meere findet man die schönsten Anstalten, die aus-

gezeichnetsten Gelehrten und Schön-Geister; von Weimar bis Königsberg, von Königsberg bis Copenhagen scheint es, als sey Nebel und Frost das natürliche Element der Männer von starker und tiefer Einbildungskraft.

Kein Land bedarf so sehr der literarischen Beschäftigung als Deutschland; da die Geselligkeit in diesem Lande wenig Reiz darbietet, da es den Bewohnern größtentheils an der Grazie, an der Lebhaftigkeit fehlt, womit die Natur das wärmere Clima begabt, so folgt daraus, daß der Deutsche nur dann liebenswürdig ist, wenn er ein höherer Mensch ist, und daß er Genie haben muß, um geistreich zu seyn.

Franken, Schwaben, und, vor der Errichtung der berühmten Akademie zu München, auch Baiern, galten für schwerfällige einförmige Länder, wo es keine Künste gab, die Musik ausgenommen; wenig Literatur; eine rauhe Betonung, der die Aussprache der lateinischen Töchtersprachen ungemein schwer wurde; keine Gesellschaft; große Zusammenkünfte, die mehr einer Feierlichkeit als einem geselligen Vergnügen glichen; eine kriechende Höflichkeit gegen eine ungeglättete Aristokratie; Herzensgüte, Biedersinn in allen Classen, aber eine lächelnde Steifheit, die mit aller Zwanglosigkeit alle Würde verscheucht. Es dürfen uns also nicht die Urtheile, nicht die Spöttereien Wunder nehmen, die man sich über die deutsche Langeweile erlaubt hat. In einem Lande, wo die Gesellschaft so gar nichts, und die Natur so wenig ist, können nur die Sitze der Literatur, die gelehrten Städte, anziehend seyn.

Vielleicht würde man im südlichen Deutschland die Wissenschaften und schönen Künste mit eben so gutem Erfolge, als in Norddeutschland, getrieben haben, wenn die regierenden Fürsten sich

für ihren Wachsthum warm interessirt hätten. Gleichwohl bleibt es ausgemacht, daß das gemässigte Clima der Geselligkeit günstiger ist als der Poesie. Ist ein Clima weder rauh noch schön, lebt man fort, ohne von Luft und Himmel etwas zu hoffen oder zu fürchten zu haben, so schränkt man gewöhnlich seine Beschäftigungen auf die positiven Rücksichten der Existenz ein. Soll die Einbildungskraft lebhaft erschüttert werden, so muß es durch die Reize des Süden, oder durch die Strenge des Norden geschehen. Die Macht der Schöpfung ist gleich groß über uns, wir mögen gegen die Natur ankämpfen, oder uns in ihren Gaben berauschen; beides erweckt in uns den Sinn für die schönen Künste, oder das innere Treiben der Seelengeheimnisse.

Das südliche Deutschland, in jeder Hinsicht gemäßigt, schleicht im eintönigen Wohlseyn dahin, und verbleibt in diesem Zustande, dem nachtheiligsten für die Thätigkeit im Handeln wie im Denken. Der lebhafteste Wunsch der Bewohner dieser ruhigen fruchtbaren Länderstrecke besteht darin, so fortzuleben, wie sie leben; und wozu führt dieser Wunsch, wenn er der einzige ist? Er reicht nicht einmal hin, dasjenige zu behalten, womit man sich begnügt.

Sechstes Capitel.

Oestreich *).

Die Literatoren im nördlichen Deutschland haben Oestreich der Nachlässigkeit in Wissenschaften und schönen Künsten beschuldigt. Man hat sich sogar die Art von Censurzwang in diesem Lande weit strenger gedacht, als sie in der That ist. Hat Oestreich in der Literatur gleich keine große Männer aufzuweisen, so darf man es nicht so sehr diesem Geisteszwang, als dem Mangel an Aufmunterung zuschreiben.

Oestreich ist ein so ruhiges Land, ein Land, wo der Wohlstand allen Classen von Einwohnern so sicher, so leicht gemacht wird, daß man sich nicht viel mit den intellectuellen Genüssen zu schaffen macht. Der Oestreicher thut mehr für die Pflicht als für den Ruhm; die Belohnungen der öffentlichen Meinung sind so unscheinbar, ihre Strafen so sanft, daß, ohne den Sporn des innern Bewußtseyns, es in diesem Lande in jeder Hinsicht keinen Grund geben würde, lebhaft zu handeln.

Kriegesthaten sollten das Hauptinteresse einer Monarchie ausmachen, die sich durch ununterbrochene Kriege hervorgethan; gleichwohl hatte sich die östreichische Nation so sehr der Ruhe und den Annehmlichkeiten des Lebens hingegeben, daß selbst die öffentlichen Begebenheiten nicht eher Aufsehen

*) Dies Capitel über Oestreich ist im Jahr 1808 geschrieben.

bei dem Volke machten, als bis sie den Patriotismus aufregten; und sogar dieses Gefühl ist ruhig in einem Lande, wo es nichts als Glückliche giebt. Man findet in Oestreich eine Menge Vortrefflichkeiten, aber wenig wahrhaft ausgezeichnete Männer, weil es dort wenig frommt, besser zu seyn als ein anderer; man wird nicht beneidet, wenn man es ist, wohl aber vergessen, welches noch niederschlagender ist. Der Ehrgeiz beharrt auf der Begierde, Stellen zu erhalten; das Genie ermüdet über sich selbst; das Genie, mitten in der Gesellschaft, ist ein Schmerz, ein inneres Fieber, das wie ein äußeres behandelt und geheilt werden müßte, wenn die Belohnungen des Ruhms nicht die Leiden versüßten, die er verursacht.

In Oestreich und im übrigen Deutschland werden alle Prozesse schriftlich geführt. Die Advocaten halten keine Reden. Die Predigten werden besucht, weil man an den Andachtsübungen hängt, allein die geistlichen Redner ziehen das Volk nicht durch ihre Beredsamkeit an. Die Schauspiele, besonders die Trauerspiele, werden wenig besucht. Die Staatsverwaltung ist eben so weise als gerecht; aber alles geschieht mit so viel Methode, daß es wirklich schwer wird, zu entscheiden, ob etwas darin Menschenwerk ist. Die Geschäfte folgen auf einander nach der Nummer; es wird um nichts von der Welt von dieser Ordnung abgewichen. Unveränderliche Regeln entscheiden überall, alles wird im tiefsten Stillschweigen betrieben; dieses Stillschweigen ist aber keineswegs die Folge der Furcht, denn was hätte man in einem Lande zu fürchten, wo die Tugenden des Monarchen und die Grundsätze der Billigkeit alles leiten? Gleichwohl benimmt diese tiefe Geistes- und Seelenruhe der Rede ihr ganzes Interesse. Weder das Ver-

brechen, noch das Genie, weder die Intoleranz, noch der Enthusiasmus, weder die Leidenschaften, noch der Heldenmuth, stören die Existenz, oder erheben sie. Das östreichische Cabinet hat im letzten Jahrhundert für sehr verschlagen gegolten; dieses stimmt überhaupt wenig mit dem deutschen Character überein; oft aber hält man für eine tiefe Politik, was die bloße Alternative zwischen Ehrgeiz und Schwachheit ist. Zu allen Zeiten hat die Geschichte den Einzelnen, wie den Regierungen, mehr Combinationsgeist zugeschrieben, als sie wirklich besaßen.

Oestreich vereinigt unter seinem Zepter überaus verschiedenartige Völkerschaften, z. B. die Böhmen, Ungarn ꝛc.; es muß daher an jener Einheit fehlen, die einer Monarchie so nothwendig ist; gleichwohl hat seit langer Zeit die große Mäßigung der Oberhäupter aus der Liebe zu Einem ein Band für Alle gemacht. Der deutsche Kaiser war zugleich unumschränkter Herr in seinem eigenen Lande und constitutionelles Oberhaupt des Reichs. In dieser letzten Hinsicht hatte er mannichfache Interessen und eingeführte Gesetze zu berücksichtigen, und gewöhnte sich, als kaiserliche Magistratsperson, an eine Gerechtigkeit und Klugheit, die er bei der Regierung seiner Erbstaaten wieder anbrachte. Die böhmische und ungarische Nation, die Tyroler und Flamländer, aus welchen ehemals die Monarchie bestand, besitzen insgesammt mehr natürliche Lebhaftigkeit als die Oestreicher; diese legen sich mehr auf die Kunst zurückzuhalten, als anzutreiben. Eine sanftmüthige Regierung, ein fruchtbares Erdreich, eine reiche und vernünftige Nation, alles mußte sie bei dem Gedanken erhalten: es müsse alles nur so bleiben, um gut zu gehen, und man bedürfe in keiner Gattung die Beihülfe außerordentlicher

Talente. Freilich kann man ihrer in den ruhigen Zeiten der Geschichte entbehren; wie aber behilft man sich ohne sie in stürmischen Kämpfen?

Der Geist des Catholicismus, der, obschon mit vieler Mäßigung, in Wien vorherrschte, hatte unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, oder was man so nannte, entfernt gehalten. Ihr Nachfolger Joseph II. überströmte mit diesem Lichte ein Land, welches weder auf das Gute, noch auf das Böse, was daraus entstehen kann, vorbereitet war. Für den Augenblick gelang ihm das Vorhaben, weil er in Oestreich keine lebhafte Leidenschaft weder für noch gegen seine Wünsche antraf; „aber „nach seinem Tode erhielt sich keine seiner Ein„setzungen, weil nichts von Dauer ist, als was „stufenweise geschieht.“ *)

Industrie, Wohlleben und häuslicher Genuß sind die Hauptvortheile, nach welchen Oestreich strebt; und alles Ruhms ungeachtet, welchen die Nation durch die Ausdauer der Tapferkeit ihrer Krieger erhielt, ist dennoch der militärische Geist nicht in alle Volksklassen wahrhaft eingedrungen. Die östreichischen Heere sind zwar, so zu sagen, die beweglichen Festungen der Monarchie; gleichwohl giebt es in der militärischen Laufbahn nicht viel mehr Trieb und Wetteifer als in den übrigen: die biedersten Officiere sind auch die bravsten; und dieses gereicht ihnen um so mehr zum Verdienst, da für sie nur selten ein schnelles glänzendes Vorrücken zu hoffen ist. Man macht es sich einigermaßen zum Gewissen in Oestreich, vorzügliche Män-

---

*) Von der Censur gestrichen.

ner zu begünstigen; und man dürfte sich fast den Gedanken erlauben, die Regierung wolle die Billigkeit und Gleichheit noch weiter treiben als die Natur, und das Talent und die Mittelmäßigkeit auf eine und dieselbe Stufe stellen.

Der Mangel an Wetteifer hat in so fern sein Gutes, daß er die Eitelkeit niederschlägt; oft aber auch leidet der edle Stolz darunter, und macht zuletzt der bequemen Hoffart Platz, der es in allen Stücken an der Aussenseite genügt.

Zu tadeln ist, wie mich dünkt, der Grundsatz, welcher in Oestreich das Einführen fremder Bücher verbietet. Freilich, ließe sich in einem Lande die Urkraft des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts dadurch beibehalten, daß man es vor den Schriften des achtzehnten bewahrte, so möchte es vielleicht ein großes Glück seyn; da aber das Eindringen der Meinungen und der Aufklärung von Europa in einer Monarchie unvermeidlich ist, die gerade im Mittelpunct von Europa liegt, so ist es ein doppelter Nachtheil, ihnen nur halb den Eingang zu verstatten; denn jederzeit sind es die schlimmsten Schriften, die sich durchschleichen. Werke, in welchen die Unmoralität in lachenden Formen und egoistische Grundsätze zur Schau getragen werden, gelangen immer in das Publikum, weil es Vergnügen daran findet. Die Bücherverbote treffen nur, in ihrer ganzen Strenge, die philosophischen Schriften, die den Geist erheben und die Ideen erweitern. Der Zwang solcher Verbote ist zwar vorzüglich geeignet, die Seelenträgheit zu unterhalten, keinesweges aber, die Unschuld des Herzens zu bewahren.

In einem Lande, wo alles sich nur langsam bewegt; in einem Lande, wo alles die Gemüther in eine tiefe Ruhe einwiegt, ist das geringste Hin-

derniß hinreichend, um nichts zu thun, nichts zu schreiben, ja, wenn man will, um nichts zu denken. Was geht über Glück? wird man sagen. Gleichwohl muß man sich über die Bedeutung des Worts Glück verständigen. Besteht das Glück in den Eigenschaften, die man entwickelt, oder in denen, die man erstickt? Unstreitig ist eine Regierung immer achtungswerth, wenn sie sich ihrer Macht nicht überhebt, die Gerechtigkeit ihrem Interesse nie aufopfert; aber das Glück des Schlummers ist trüglich; große Widerwärtigkeiten können es stören; und um die Zügel desto leichter und sanfter halten zu können, muß man die Rosse nicht steif werden lassen.

Sehr leicht kann eine Nation sichs an den allgemeinen Gütern des Lebens, an der Ruhe und dem Wohlbehagen genug seyn lassen; oberflächliche Denker werden sogar behaupten, die ganze Staatskunst beschränke sich darauf, dem Volke dieses Glück zu Theil werden zu lassen. Dennoch bedarf es edlerer Künste, um sich einen Patrioten nennen zu können. Die patriotische Gesinnung setzt sich aus den Erinnerungen großer Männer zusammen, aus der Bewunderung der Meisterwerke des National-Genies, aus der Liebe, die man für die öffentlichen Anstalten, für die Religion, für den Ruhm seines Vaterlandes in sich fühlt. Diese Seelenreichthümer sind die einzigen, die uns durch ein fremdes Joch geraubt würden; wollte man sich blos an die körperlichen Genüsse halten, so würde man diese ja immer auf demselben Boden finden, sollte er auch noch so oft den Herrn wechseln.

Im vorigen Jahrhundert besorgte man mit Unrecht in Oestreich, die schönen Wissenschaften würden dem Kriegsgeiste nachtheilig seyn. Rudolph von Habsburg nimmt sich die goldene Halskette

ab, um sie einem damals berühmten Dichter umzuhängen. Kaiser Maximilian dictirte seinem Schreiber ein Gedicht in die Feder. Karl der Fünfte sprach und erlernte fast alle Sprachen. Ehedem gab es auf allen europäischen Thronen Fürsten, die in den Wissenschaften bewandert waren, und in literarischen Kenntnissen eine neue Quelle von Seelengröße auffanden. Nicht die höhern, nicht die schönen Wissenschaften sind es, die dem Charakter je etwas von seiner Kraft benehmen werden. Die Beredsamkeit bringt Tapferkeit hervor; der Muth macht beredt; alles was für einen großen Gedanken die Pulsschläge des Herzens verdoppelt, verdoppelt auch des Menschen wahre Kraft, seinen Willen; nur jener systematische Egoism, der allenfalls bisweilen seine Familie als einen Anhang von sich selbst mit aufnimmt; nur jene Philosophie, im Grunde die Philosophie des gemeinen Mannes, ohngeachtet sie mit eleganten Formen verbrämt ist, und welche alles verachtet und verschmäht, was sie Wahn nennt, nämlich die Aufopferung für Andere und den Enthusiasmus; nur dieses sind Gattungen von Aufklärung, die den Nationaltugenden gefährlich werden können; und gerade diese Feinde kann die Censur nicht von einem Lande entfernt halten, welches von dem Dunstkreis des achtzehnten Jahrhunderts umgeben ist. Man kann der Verkehrtheit und Verderblichkeit der Schriften nur dadurch entgehen, daß man allem, was sie Großes und Freies enthalten, den Eingang verstattet.

In Wien war die Aufführung des Don Carlos verboten, weil man dessen Liebe zu seiner Mutter Elisabeth nicht dulden wollte. In Schillers Jungfrau von Orleans machte man aus Agnes Sorel, Carls VII. rechtmäßige Gemahlin. Die öffentliche Bibliothek durfte nicht Montesquieu's

Geist der Gesetze zu lesen geben; aber bei allem diesem Geisteszwang befanden sich Crebillon's Romane in allen Händen; die unsittlichen Bücher wurden eingeschwärzt, die ernsthaften allein von der Gränzmauth aufgehalten.

Der Schade, den schlechte Bücher anrichten können, wird bloß durch den Nutzen ersetzt, den die guten hervorbringen. Die Nachtheile der Aufklärung werden von den Vortheilen einer höhern Aufklärung überwogen. Es giebt in allen Dingen zwei Wege einzuschlagen; entweder muß man das Gefährliche ausrotten, oder neue Widerstandskräfte herbeischaffen. Der zweite Weg ist der einzige, der für die Zeiten paßt, in welchen wir leben; da in unsern Tagen die Unschuld nicht mehr die Begleiterin der Unwissenheit seyn kann, so darf diese — die Uebelstifterin — nicht mehr geduldet werden. Es sind so viel Worte gesprochen, so viel Trugschlüsse wiederholt worden, daß man viel wissen muß, um richtig zu urtheilen; die Zeiten sind vorüber, wo man, im Fach der Ideen, sich mit dem Erbtheil seiner Väter begnügte. Folglich muß man darauf bedacht seyn, die Aufklärung nicht von sich zu stoßen, sondern sie zu sammeln, sie ganz aufzufangen, damit ihre gebrochene Strahlen kein falsches Licht verbreiten. Eine Regierung darf sichs nicht anmaßen, eine Nation dem Zeitgeiste ihres Jahrhunderts zu entziehen; dieser Geist enthält Elemente von Kraft und Größe, deren man sich mit Erfolg bedienen kann, sobald man kein Bedenken trägt, alle von ihm aufgestellte Fragen zu erörtern; alsdann findet man in ewigen Wahrheiten Hülfsmittel gegen vorübergehende Irrthümer, und in der Freiheit selbst, die Begründung der Ordnung und den Zuwachs der Gewalt.

Siebentes Kapitel.

Wien.

Wien liegt in einer Ebne, und wird von mehreren malerischen Hügeln umgeben. Die um- und durchströmende Donau theilt sich in mehrere Arme und bildet reizende Inseln, verliert aber, als Fluß, durch diese Abtheilungen viel von ihrer Würde, und bringt nicht den Eindruck hervor, zu welchem ihr alter Ruf zu berechtigen schien. Wien ist eine alte, ziemlich kleine Stadt, mit weitläuftigen Vorstädten. Man behauptet, die ehemals befestigte Stadt sey nicht größer, als sie es zur Zeit der Gefangennehmung Königs Richard Löwenherz war. Die Straßen sind eng wie in den italienischen Städten; die Paläste erinnern an Florenz, und nicht an Deutschland, ausgenommen einige alte gothische Gebäude, wodurch die Einbildungskraft in die Zeiten des Mittelalters zurückgeführt wird.

Das vorzüglichste unter diesen Gebäuden ist der Thurm der Stephanskirche; er erhebt sich über alle übrigen Kirchthürme Wiens, und sieht majestätisch auf die gute ruhige Stadt herab, deren Menschengeschlechter und Ruhm er an sich vorüberziehen sah. Der Bau fing im Jahre 1100 an, und dauerte zwei ganze Jahrhunderte; die gesammte Geschichte Oestreichs schließt sich, so zu sagen, an dieses ehrwürdige Monument an. Es kann kein patriotischeres Gebäude geben, als eine Kirche; keines, welches alle Classen der Nation in seine Mauern sammle; keines, welches nicht nur

die öffentlichen Begebenheiten, sondern die geheimsten Gedanken, die innigsten Gefühle der Staatshäupter und der Staatsbürger in sich schließe. Der Tempel der Gottheit scheint, wie die Gottheit selbst, verflossene Jahrhunderte zu vergegenwärtigen.

Seit langen Zeiten ist das Grabmahl des Prinzen Eugen das einzige Monument, das in dieser Kirche errichtet wurde. Es harret auf mehrere Helden. Als ich es besuchte, fand ich an einer der umgebenden Säulen einen Zettel angeheftet, und darauf geschrieben: eine kranke junge Frau empfehle sich den Gebeten der Gläubigen. Der Name der Kranken stand nicht auf dem Zettel; eine Unglückliche wendet sich an Unbekannte, nicht Hülfe, sondern Gebete begehrend, und das einige Schritte von einem berühmten Todten, der vielleicht auch seinerseits Mitleiden gegen die Lebende fühlte. Es ist ein frommer Gebrauch der Römisch-katholischen, den wir von ihnen entlehnen sollten, die Kirchen beständig offen zu halten; es giebt der Augenblicke so viel, wo wir das Bedürfniß fühlen, an diese Zufluchtsorte zu eilen; nie treten wir in die Halle, ohne eine innere Rührung zu empfinden, die der Seele wohl thut, und derselben, wie vermittelst eines heiligen Bades, ihre vorige Kraft und Reinheit wiederschenkt.

Es giebt keine große Stadt, welche nicht ein Gebäude, einen Spaziergang, ein merkwürdiges Kunst- oder Naturwerk hätte, woran die Erinnerungen der Kindheit haften. Dieses Interesse dürfte, dünkt mich, für die Wiener der Prater haben. Nirgends findet man so nahe bei der Stadt einen Spazierort, der zugleich und in gleichem Grade, die Schönheiten der wilden und der ausgeschmückten Natur vereinigte. Ein majestätischer Wald erstreckt sich von der Stadt bis

zum

zum Donauufer; von weitem sieht man ganze Rudel Hirsche über die Wiese hinziehen; mit jedem Morgen kehren sie wieder, mit jedem Abend entweichen sie, sobald die Schaar der Spazierenden ihre Einsamkeit stört. Ein Schauspiel, welches in Paris nur drei Tage im Jahre auf der Straße nach Longchamp statt findet, wiederholt sich täglich in Wien, so lange das schöne Wetter anhält. Das tägliche Lustwandeln im Prater zu einer bestimmten Stunde, ist eine italienische Sitte.

Eine solche Gleichförmigkeit im Vergnügen wäre in Paris, in einer Stadt und in einem Lande, wo die Vergnügungen so abwechselnd sind, unmöglich; die Wiener hingegen dürften, bei allem übrigen Lebenswechsel, dieser Ordnung nicht entsagen. Nichts ist übrigens reizender, als die ganze städtische Menge unter dem Schatten majestätischer Bäume und auf den Rasen, den die Donau beständig grün und frisch erhält, zerstreut und versammelt zu sehen. Alle Abende stellt sich hier die gute Gesellschaft zu Wagen, das Volk zu Fuß ein. In einem so ruhigen Lande wird das Vergnügen wie eine Pflicht behandelt, und führt noch obenein den Vorzug mit sich, daß man dessen, bei aller seiner Einförmigkeit, nicht müde wird. Man legt in die Zerstreuungen eben so viel Genauigkeit als in die Geschäfte, und verliert seine Zeit eben so methodisch als man sie benutzt.

Der Eintritt in einen der Redoutensäle von Wien, wo an den Sonn- und Festtagen getanzt wird, hat für den Fremden etwas Auffallendes. Er sieht Männer und Frauen kalt und ernst einander gegenüber, das bestellte und bezahlte Vergnügen einer Menuet abtanzen. Hin- und Hergehende durchkreuzen das tanzende Paar; dieses läßt sich nicht mehr stören, als wenn es ein Ge-

Aufgabe zu erfüllen hätte; jedes von ihnen dreht sich allein, rechts, links, vor- und rückwärts, ohne sich um den Andern zu bekümmern, der es grade eben so macht; nur bisweilen stoßen sie einen kleinen Freudenruf aus, ziehen sich aber sogleich wieder in die ernsthaften Gesichtsfalten zurück.

Im Prater fällt die Wohlhabenheit und der Wohlstand der Wiener vorzüglich auf. Die Stadt steht in dem Ruf, mehr Lebensmittel zu verbrauchen, als jede andere Stadt von gleicher Bevölkerung, und dieser etwas physische Vorzug dürfte ihr nicht streitig gemacht werden. Man sieht ganze Familien von Bürgern und Handwerkern gegen fünf Uhr Abends nach dem Prater ziehen, um im Grünen so reichlich zu vespern, als wäre es ein vollständiges Mittagsessen; das viele Geld, was dort verzehrt wird, beweiset, wie arbeitsam der Wiener, und wie sanft die Regierung ist. Alle Abende kehren die Männer bei Tausenden in die Stadt zurück, ihre Frauen am Arm, ihre Kinder bei der Hand führend; keine Unordnung, kein Streit erhebt sich in dem Gewirre; kaum hört man sie sprechen, so still und stumm ist ihr Vergnügen. Ihr Stillschweigen hat nichts weniger als eine gemüthliche Traurigkeit zum Grunde; es ist weit eher eine Folge des physischen Wohlbehagens, das im südlichen Deutschland über Empfindungen, wie im nördlichen über Ideen, brüten läßt. Das Pflanzenleben im südlichen Deutschland hat einige Berührungspunkte mit dem innern Leben im nördlichen; in beiden liegt Ruhe, Trägheit und Nachdenken.

Man denke sich einen Augenblick eine eben so große Anzahl Pariser an einem Orte versammelt; wie würde die Luft mit Witzfunken, mit Scherzen aller Art, mit Zank und Lärmen angefüllt seyn? Hat je der Franzose ein Vergnügen gehabt, in

welches sich nicht die Eigenliebe auf diese oder jene Art eingedrängt hätte?

Die Wiener Großen fahren in prächtigen, geschmackvollen, schön bespannten Kutschen spazieren; ihr ganzes Vergnügen besteht darin, in den Alleen des Praters, diejenigen wieder zu erkennen, die sie so eben in einer Gesellschaft verließen, aber die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verhindert jede ruhige Erzeugung eines Gedankens, und die Menschen finden ein Wohlgefallen daran, auf diese Weise lästige Betrachtungen zu verscheuchen. Die östreichischen Großen, die reichsten und ältesten in Europa, mißbrauchen diese Vorzüge nicht, und geben zu, daß ihre Paradekutschen von den unscheinbarsten Miethswagen unterbrochen werden. Der Kaiser und seine Brüder schließen sich, wie alle übrigen, der Reihe an, und wollen bei einem gemeinschaftlichen Vergnügen nicht mehr ausgezeichnet seyn, als jeder Privatmann. Sie bedienen sich ihrer Rechte, nur wann sie ihre Pflichten erfüllen. Man bemerkt oft in diesem bunten Gewimmel, orientalische, ungarische, polnische Trachten. Diese regen die Einbildungskraft auf, so wie in gewissen Entfernungen aufgestellte Musikchöre durch ihre Harmonie, dem Haufen das Ansehen eines ruhigen Landfestes geben, wo jeder für sich genießt, ohne sich um seine Nachbarn zu bekümmern.

Nie stößt man in diesen Versammlungen auf Bettler; überhaupt sieht man keine auf den Straßen in Wien; in den Armenanstalten herrscht eine große Ordnung, eine schöne Liberalität; die Gaben der öffentlichen und Privat-Wohlthätigkeit werden mit großer Gleichheit und Genauigkeit vertheilt und angewandt, und da im Volke überhaupt mehr Industrie und Handelsgeist herrscht als im übrigen Deutschland, so weiß es diesen Theil der

Verwaltung gehörig zu leiten. Es giebt in Oestreich wenig Verbrecher, die den Tod verdienen; alles trägt in diesem Lande das Gepräge einer väterlichen, weisen und religiösen Regierung. Die Grundlagen des gesellschaftlichen Gebäudes sind gut und ehrwürdig; „aber noch müssen Kuppeln und Säulen dazu kommen, wenn es der „Tempel des Ruhms und des Genies werden „soll *).“

Ich war im Jahr 1808 in Wien, als der Kaiser Franz II. sich mit der Tochter seines Vaterbruders, des verstorbenen Erzherzogs von Mailand und der Erzherzogin Beatrix, der letzten Prinzessin aus dem Hause Este, vermählte, welches Ariost und Taßo um die Wette besangen. Der Erzherzog Ferdinand und seine erhabene Gattin sahen sich beiderseits ihrer Länder durch die Kriegsereignisse beraubt, und die in jenen grausamen Zeiten **) erzogene junge Kaiserin vereinigte in sich das doppelte Interesse der Größe und des Unglücks. Die Neigung allein, sonst keine politische Rücksicht, schloß diese, in jeder Hinsicht ehrenvolle Verbindung. Man fühlte zugleich eine geheime Sympathie und eine tiefe Ehrfurcht, je nachdem man an den Familienbund dachte, der eine solche Ehe den unsrigen näher rückte, oder an den hohen Rang, der sie so weit von uns entfernte. Ein junger Prinz aus der kaiserlichen Familie, der Bischof von Waizen, traute seinen Souverain mit seiner Schwester; die Mutter der Kaiserin, deren Tugenden und Einsichten mächtig über ihre Kinder walten, stieg in der Zeit eines Augenblicks zu den Unterthanen

---

*) Von der Censur gestrichen.

**) Von der Censur gestrichen.

ihrer Tochter herab, und trat mit einem Gemisch von Nachgiebigkeit und Würde hinter ihr einher, welches zugleich an die Rechte der Krone und an die der Natur mahnte. Die Brüder des Kaisers und der Kaiserin, insgesammt Diener des Staats im Felde oder im Cabinett, auf höhern oder niedrigern Stufen, und alle gleich sehr dem öffentlichen Wohl ergeben, folgten dem kaiserlichen Paare zur Kirche, in welcher die Großen der Monarchie, die Gemahlinnen, Töchter und Mütter der ältesten Edelleute aus den germanischen Stämmen versammelt waren. Man hatte zur Verherrlichung des Festes keine neue Bestellungen gemacht; hinreichend wars zur Pracht, was man bereits besaß, zur Schau zu bringen. Das Geschmeide der Damen war ein Familiengut; ihre Juwelen, von Mutter auf Tochter vererbt, schmückten die Jugend mit den Erinnerungen der Vorzeit; das ehrwürdige Alter der Jahrhunderte zeigte sich in der Gegenwart, und dem Auge strahlte eine Pracht entgegen, die das Werk mehrerer Zeitalter war, die aber dem Volke keine neuen Opfer kostete.

Die Hoffeste, die auf das Vermählungsfest folgten, entwickelten beinahe eben so viel Würde, als jenes. Familienfeste im Volke können anderer Gattung seyn; vielleicht aber ist es schicklich, wenn Monarchen, allem, was sie thun, den hohen Stempel ihrer erhabenen Bestimmung aufdrücken.

Nicht weit von der Kirche, vor welcher aufgefahrne Kanonen und aufgestellte Musikchöre die erneute Verbindung der Häuser Este und Habsburg verkündeten, sieht man den Ort, welcher seit zweihundert Jahren die Grabstätte der Kaiser von Oestreich und ihres Hauses ist. Hier, in der Capuzinergruft, hörte dreißig Jahre hinter einander Maria Theresia täglich die Messe im Angesichte der

Ruhestelle, die sie für sich selbst, neben den Gebeinen ihres Gemahls, hatte bereiten lassen. Diese erhabene Kaiserin hatte in ihren jüngern Jahren so viel leiden müssen, daß das fromme Gefühl der Wandelbarkeit aller Dinge im Leben und des Lebens selbst, sie nie, auch nicht auf der höchsten Stufe der menschlichen Größe, verließ. Es giebt unter den Monarchen dieser Erde der Beispiele einer ernsten, festen Frömmigkeit viel; da sie dem Tode allein unterthan sind, so wirkt dessen unwiderstehliche Macht desto mehr auf sie. Bei uns stellen sich die Beschwerden des Lebens zwischen uns und das Grab; für Könige und Fürsten ist alles bis zum Grabe geebnet und leicht; um so sichtbarer winkt es ihnen aus der Ferne entgegen.

Feste sind von Natur geeignet, den Gedanken an das Grab aufzuregen; von jeher fand die Dichtkunst Vergnügen daran, beide Bilder näher zu rücken, und auch das Schicksal ist ein furchtbarer Dichter, der sie nur zu oft mit einander verband.

Achtes Kapitel.

Geselliger Umgang in Wien.

Die Reichen und der Adel wohnen nur selten in den Vorstädten von Wien, und man ist darum in dieser Stadt so zusammengedrängt, daß sie mit den Vorzügen einer Residenz die Vortheile einer kleinen Stadt verbindet. Das leichte Zusammentreffen bei allen übrigen Reizen des Reichthums und des Luxus, macht den

Umgang sehr angenehm; der Rahmen des geselligen Lebens, wenn ich die Gewohnheiten, die Gebräuche, die Sitten des Umgangs so nennen darf, hat etwas überaus Gefälliges. Im Auslande wird von der strengen Etikette, vom Aristokratenstolz der östreichischen Großen, viel gesprochen; es geschieht ihnen unrecht; in der guten Gesellschaft von Wien herrscht ein einfacher, höflicher und vor allem ein biederer Ton; derselbe Geist der Geselligkeit und Ordnungsliebe, der die öffentlichen Geschäfte leitet, findet sich in den kleinsten Verhältnissen wieder. Man hält sich durch eine Einladung zur Tafel eben so gebunden, als durch höhere Verbindlichkeiten, und jener falsche leichte Ton, der sich über eingeführte Rücksichten hinwegsetzt, und dadurch zu glänzen glaubt, ist hier noch fremd. Gleichwohl ist in den Gesellschaften Wiens, die Absonderung der Großen und der Gelehrten ein Haupt-Uebelstand. Die Großen stoßen keineswegs die Gelehrten von sich; da es aber in Wien der letztern überhaupt nur wenige giebt, da in Wien nur wenig gelesen wird, so lebt jeder in dem Kreise, zu welchem er gehört. Diese Kreise sind in einem Lande, wo allgemeine Ideen und öffentliches Interesse so wenig Eingang finden, schärfer begränzt, als in andern Ländern; und die Absonderung der Classen hat zur Folge, daß es den Gelehrten an Umgangssitte, den Grossen bisweilen an Kenntnissen fehlt.

Die abgemessene Höflichkeit — einigermaßen eine Tugend, weil sie mit mancher Aufopferung verknüpft ist — hat in Wien die seltsamsten und langweiligsten Gebräuche eingeführt. Die schöne Welt begiebt sich wochentlich drei- oder viermal in Masse von einem Gesellschaftssaal in den andern. Es geht Zeit an dem Putztisch verloren; Zeit auf der Straße, ehe man aussteigen, Zeit auf dem

Flure, ehe man einsteigen kann; bei Tische gehen drei gute Stunden verloren; und in so zahlreichen Zirkeln ist es geradezu unmöglich, etwas zu hören, was sich über gewöhnliche Unterhaltungsformeln erhöbe. Wer bemerkt nicht in diesem täglichen Zusammentreffen einer ganzen Menschenklasse, eine geschickte Erfindung der Mittelmäßigkeit, die Eigenschaften des Geistes niederzudrücken? Käme es so weit, daß man das Denken als eine Krankheit anzusehen hätte, deren Heilung man einer regelmäßigen Lebensart unterwerfen müßte, so könnte man kein besseres Mittel finden, als eine zugleich rauschende und unschmackhafte Zerstreuung; eine Zerstreuung, die keinen Ideengang, keine Ideenentwickelung gestattet, und die Sprache zu einem Wörterklang verwandelt, zu welchem Menschen, wie Vögel, abgerichtet werden können.

Ich habe in Wien ein Stück aufführen sehen, in welchem Harlekin in einer stattlichen Perücke und einem großen Faltenrock auftrat, sich mit einemmale aus sich selbst herausstahl, Rock und Perücke stehen, sie statt seiner paradieren ließ, und seines Weges ging, um anderswo zu leben. Ich möchte beinahe allen denen, die in den Gesellschaften der großen Welt auftreten müssen, denselben Rath geben. Man besucht sie nicht, um den Gegenstand zu finden, dem man gefallen möchte. In Oestreich beschränken sich die Neigungen auf das Innere der Familien; so streng sind die Sitten, so ruhig das Gemüth. Man besucht diese Gesellschaften ferner nicht aus Ehrgeiz. In Oestreich hat alles einen so regelmäßigen Gang, daß der Intrigue wenig Raum gelassen wird; und überdieß würden sie in so grossen Gesellschaften wenig Spielraum finden. Diese Besuche, diese Zirkel sind erfunden, damit Alle zu einer und derselben Stunde dasselbe thun mögen;

man zieht die Langeweile, die man mit seines gleichen theilt, der Unterhaltung vor, die man sich selbst würde schaffen müssen.

Große Zusammenkünfte, große Mittagstafeln giebt es auch in andern Städten; allein, dort findet man alles vereinigt, was das Land an merkwürdigen Männern aufzuweisen hat, dort wird es leichter, den gewöhnlichen Unterhaltungsformeln zu entgehen, die, in solchen Zirkeln, die Stelle der Verbeugungen beim Eintritt und Abgehen ersetzen, oder vielmehr für eine Fortsetzung derselben in Worten gelten können. Der gesellschaftliche Umgang dient nicht in Oestreich, wie in Frankreich, zur Entwickelung oder Belebung des Geistes; er läßt bloß Geräusch und Lärm im Kopfe zurück. Auch halten sich die geistreichsten Köpfe der Monarchie größtentheils von solchen Gesellschaften fern; diese werden fast ausschließlich von Frauenzimmern besucht, und man muß wirklich über den Geist erstaunen, den sie bei einer so geistlosen Lebensweise entwickeln. Die Fremden wissen den Reiz ihrer Unterhaltung zu schätzen; was man aber am seltensten in den großen Conversationssälen der Hauptstadt von Deutschland antrifft, sind — Deutsche.

Die Gesellschaft in Wien erhält viel Gefälliges durch die Sicherheit, die Eleganz und das Edle in der Art des Verkehrs, worauf von den Frauen gehalten wird; gleichwohl bleibt noch manches zu sagen, manches zu thun übrig; es fehlt am Interesse an einem Ziel. Man wünschte, daß der morgende Tag nicht wäre, wie der heutige, ohne daß durch diese Abwechselung die Kette der Gemüthsneigungen und Gewohnheiten unterbrochen würde. In dem

zurückgezogenen Leben wird die Seele durch Einförmigkeit ruhig; in der großen Welt ermüdet der Geist unter der Bürde der Einförmigkeit.

Neuntes Capitel.

Nachahmung des französischen Geistes.

Durch die Ausrottung des Feudalgeistes, und des ehemaligen Lebens auf Schlössern und Burgen, die dieser Geist zur Folge hatte, ist bei dem Adel eine große Zeitleere entstanden. Die Lücke mußte ausgefüllt werden; das gesellschaftliche Leben trat ein; und die Franzosen, bekanntlich das erste Volk der Welt in der Kunst zu schwatzen *), machten sich dadurch in Europa zu Herren der Meinung, oder vielmehr zu Herren der Mode, die so leicht die öffentliche Meinung vertritt. Seit Ludwig XIV. setzte die sogenannte schöne Welt des Continents von Europa, Italien und Spanien ausgenommen, ihre Ehre darin, sich den Franzosen nachzubilden. In England giebt es einen beständigen Gegenstand der Unterhaltung, nehmlich das politische Interesse, worin alle und jede ihr besonderes Interesse suchen und finden. Im Süden

*) Causer. Ehemals nannte man dieses in Deutschland kosen; das gleichnamige Wort für causer. Schade, daß der Gebrauch es verstieß, und uns das ausdruckslose schwatzen, plaudern, dafür gab! Causer ist eigentlich reden um zu reden; causari sine causa. Anm. d. Uebers.

von Europa giebt es keine Gesellschaften; die schöne Sonne, die schönen Künste, die Liebe füllen dort das Leben aus. In Paris unterhält man sich gewöhnlich über die Literatur, und das sich immer mit neuen Stücken bereichernde Schauspiel, giebt zu witzigen, scharfsinnigen Bemerkungen Anlaß und Stoff. In allen übrigen großen Städten besteht der Hauptinhalt aller Unterhaltungen in Anecdoten, in täglichen Urtheilen und Anmerkungen über diejenigen, welche zur großen Welt gehören. Es ist ein gewöhnliches Gewäsche, nur daß die Namen vornehmer klingen; im Grunde sind es Klatschereien, wie in den niedrigsten Volksklassen; denn bei aller Eleganz der Formen, bei aller Wahl der Ausdrücke, läuft doch alles auf die Chronik von der Nachbarschaft hinaus.

Der wahrhaft liberale Stoff zur Unterhaltung, sind Ideen und Thatsachen von allgemeinem Interesse. Die zur Gewohnheit gewordene Medisance, weil sie doch einmal die Gedankenleere und die Dürftigkeit des Verstandes in den Gesellschaften zum nothwendigen Bedürfnisse gemacht hat, kann zwar mehr oder weniger durch Herzensgüte gemildert werden, doch nie so sehr, daß man nicht mit jedem Schritte, mit jedem Worte kleine, ärgerliche Anecdoten hören sollte, deren Gesumme, wie das der Fliegen, selbst den Löwen in die Länge beunruhigen könnten. In Frankreich bedient man sich der furchtbaren Waffe des Lächerlichen, sich gegenseitig zu bekämpfen, und den Boden zu erobern, auf welchem man den Sieg der Eigenliebe davon zu tragen hofft. In andern Ländern läßt man es bei einem harmlosen Geschwätze bewenden, das den Geist abnutzt, und alle Spannkraft in jeder Gattung der Verstandesübungen hemmt.

Eine leichte Unterhaltung, worin eigentlich von Nichts die Rede ist, und alles auf den Reiz der Worte und Wendungen ankommt, kann großes Vergnügen gewähren; und man darf es ohne Anmassung behaupten, Frankreich allein stelle diese Gattung von Unterhaltung auf. Man kann sie als eine gefährliche, aber einladende Uebung ansehen, worin jeder kleine Gegenstand, so zu sagen, zum Federball wird, den man sich einander zuwirft, und der im genau berechneten Augenblick aus einer Hand in die andere fliegen muß.

Der Ausländer, der hier die Franzosen nachahmen will, trägt die Unmoralität stärker auf, zeigt sich leichtsinniger als sie, damit ja sein Ernst nicht die Grazie verdränge, damit es ja seinen Aeusserungen und Einfällen nicht an dem Pariser Salz und Accent fehle.

Die Oestreicher verbinden im Allgemeinen zu viel Steifes mit zu viel Aufrichtigkeit, um sich fremdes Wesen anpassen zu wollen. Nur sind sie auch nicht deutsch genug, und in der deutschen Literatur zu wenig bewandert. Man hält es in Wien für Sache des guten Geschmacks, französisch zu sprechen; da doch der Ruhm, und sogar das Gefällige jedes Landes im Nationalgeist und Nationalcharacter besteht.

Die Franzosen haben sich in Europa, und vor allem in Deutschland, durch ihre Kunst, Lächerlichkeiten aufzufassen und auffallend zu machen, furchtbar gemacht. In den Worten Eleganz und Grazie lag eine geheime magische Kraft, die für die Eigenliebe ein unwiderstehlicher Sporn war. Es war nicht anders, als wären die Gefühle, die Handlungen, als wäre das ganze Leben dieser überfeinen Gesetzgebung des Weltgebrauchs unterworfen, als sey diese Gesetzgebung ein Vertrag

zwischen der Eigenliebe des Einzelnen und der Eigenliebe der bürgerlichen Gesellschaft, ein Vertrag, kraft dessen die respectiven Eitelkeiten eine republikanische Constitution unter sich errichtet haben, wo die Strafe des Ostracismus gegen alles verhängt wird, was scharf gezeichnet und stark ausgesprochen ist. Diese, dem Schein nach leichte, im Grunde aber despotische Formen und Verabredungen, entscheiden über das ganze Wesen des Menschen; sie haben allmählig und stufenweise alles untergraben, die Liebe, den Enthusiasmus, die Religion; alles, außer den Egoismus, den der Stachel der Ironie nicht erreichen kann, weil er sich zwar dem Tadel, nie aber dem Spotte bloß giebt.

Der deutsche Geist verträgt sich weit weniger, als jeder andere, mit jener berechneten Kleingeistigkeit; er ist kaum auf der Oberfläche sichtbar, er muß tief eindringen, um zu begreifen; er hascht nichts im Fluge. Vergebens würden die Deutschen, (und o wie schade!) es versuchen wollen, ihren natürlichen Eigenschaften und Gefühlen zu entsagen; an der Gründlichkeit würden sie verlieren, und in der leichten Form nicht gewinnen; sie würden aufhören, Deutsche von Werth und Verdienst zu seyn, ohne sich in liebenswürdige Franzosen umzuschaffen.

Ich bin weit entfernt, ihnen die Grazie absprechen zu wollen; sobald sie sich nur ihrer natürlichen Stimmung hingeben, geht sie aus ihrer Einbildungskraft, aus ihrer Empfindung hervor. Ihre muntere Laune (und es fehlt ihnen, besonders den Oestreichern, keineswegs daran) hat aber mit der französischen Lustigkeit nichts gemein. Die Tyroler Possen, woran in Wien die Großen wie das Volk, so großen Geschmack finden, haben weit mehr Aehnlichkeit mit dem italienischen, als mit

dem französischen komischen Spott. Sie bestehen in lächerlichen Auftritten, in stark aufgetragenen Caricaturen, die die menschliche Natur zwar mit Wahrheit, aber die Gesellschaft nicht mit Feinheit darstellen. Gleichwohl ziehe ich diese Lustigkeit, mit ihrem gröbern Anstrich, der Nachahmung einer fremden Grazie vor; man kann diese Grazie allenfalls entbehren, aber in diesem Fach ist die Vollkommenheit allein — etwas.

„Das Ueberwiegende der Franzosen äußeren „Art und Manier, hat vielleicht das Ausland auf „den Wahn vorbereitet, sie für unüberwindlich zu „halten. Es giebt nur ein Mittel, diesem Ueber„gewicht entgegen zu arbeiten; und dieses Mittel „besteht in einer scharf gezeichneten, festen Natio„nalweise und Wendung.“ *)

Sobald man die Franzosen nachzuahmen sucht, tragen sie über alle und in allem, den Sieg davon.

Die Engländer fürchten sich keinesweges vor dem französischen Spott; sie kehren ihn sogar bisweilen gegen diejenigen um, die sich so gut auf den Gebrauch dieser Waffen verstehen; und weit entfernt, daß die englische Art in Frankreich Mißfallen erregen sollte, wurde sie von den allgemein nachgeahmten Franzosen nachgeahmt, und England war seit langer Zeit Mode in Paris, wie Paris im übrigen Europa Mode war.

Es hängt bloß von den Deutschen ab, sich eine Gesellschaft zu verschaffen, die eben so viel Unterricht gewähren würde, als sie selbst dem Nationalgeschmack und dem Nationalcharacter angemessen

---

*) Von der Censur gestrichen.

wäre. Wien ist die Hauptstadt von Deutschland, die Stadt, wo sich alles, was zum Vergnügen des Lebens gehört, zusammen findet. Wien hätte längst dem deutschen Geist die ersprießlichsten Dienste leisten können, wenn sich die Fremden nicht in den beinahe ausschließlichen Besitz der guten Gesellschaft gesetzt hätten. Aber was geschah? der größte Theil der östreichischen Nation, der sich der französischen Sprache und den französischen Sitten nicht anfügen konnte, zog sich aus der großen Lebenswelt zurück; und so kam es, daß sich dieser Theil der Nation nicht durch den weiblichen Umgang abschliff, zugleich blöde und roh blieb, alles verschmähte, was man gemeinhin durch Grazie versteht, und gleichwohl insgeheim diesen Mangel empfindlich fühlte; so kam es, daß unter dem Vorwand eines militärischen Berufs, ein großer Theil der Nation seine Geistesbildung vernachläßigte, und dabei diesem Berufe selbst nur mit Trägheit nachhing, weil er nie etwas hörte, was ihm den Werth und den Reiz des Ruhms anschaulich gemacht hätte. Man hielt sich für einen ächten Deutschen, sobald man sich von Gesellschaften ausschloß, wo der Ausländer das erste Wort führte, ohne darauf bedacht zu seyn, die Lücke durch andere Gesellschaften auszufüllen, worin Geist und Seele die nothwendige Bildung hätten erhalten können.

Die Polen und Russen machten in Wien die Seele der guten Gesellschaft aus. Dadurch, daß sie bloß französisch sprachen, trugen sie viel zur Verbannung der deutschen Sprache in den höhern Zirkeln bei. Die Polinnen haben ein unendlich verführisches Wesen; sie verbinden orientalische Einbildungskraft mit der Geschmeidigkeit und der Lebhaftigkeit des französischen Geistes. Gleichwohl ist, selbst bei den Völkern slavischen Ursprungs, die

unter allen der größten Geschmeidigkeit fähig sind, die Nachahmung der französischen Art zuletzt ermüdend. So lassen sich z. B. die französischen Verse, deren Verfasser Russen oder Polen sind, bei wenigen Ausnahmen, mit den lateinischen Versen des Mittelalters vergleichen. Eine lebende Sprache ist immer in mancher Hinsicht für Ausländer eine todte Sprache. Nichts ist zu gleicher Zeit leichter und schwerer, als französische Verse zu machen. Es ist bloßes Gedächtnißwerk, einen halben Vers mit einem andern Halbverse zu verbinden, der sich dem ersten von selbst anzuschmiegen scheint; aber, um in einer Landessprache poetisch schildern zu können, was man dachte, fühlte, litt und genoß, muß man die Luft dieses Landes eingeathmet haben. Die Ausländer setzen ihre ganze Eigenliebe darin, das Französische fehlerfrei zu sprechen; daher dürfen sie unsere Schriftsteller nicht anders beurtheilen, als sie vor dem Richterstuhle der literarischen Critik beurtheilt werden. Man will sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, als verstände man sie nicht; daher lobt man in ihren Werken mehr die Schreibart als die Gedanken, weil die Gedanken das Eigenthum aller Nationen sind, und die Franzosen allein Richter des Styls in ihrer eigenen Sprache seyn können.

So oft man im Auslande auf einen Nationalfranzosen stößt, freut man sich, mit ihm über die französische Literatur ein Gespräch anknüpfen zu können; man fühlt sich wie zu Hause, man unterhält sich, so zu sagen, von häuslichen Geschäften. Nicht so mit einem französirenden Ausländer; ein solcher erlaubt sich keine Meinung, keine Sprachwendung, die nicht den Stempel der Orthodoxie mit sich führe; und nicht selten ist es eine Orthodoxie von ehedem, die er für die Meinung des Tages ansieht. In manchen nordischen Ländern

bleibt man noch immer bei den Anecdoten der Regierung Ludwigs XIV. stehen. Man hört Ausländer, die es den Franzosen gern nachthun möchten, und die Hofstreitigkeiten der Madame de Montespan und der Mademoiselle de Fontanges mit einer Weitläuftigkeit und mit Umständen erzählen, die ermüden müßten, wenn auch von einem Ereigniß von gestern die Rede wäre. Diese kleinliche Lesegelehrsamkeit, dieses eigensinnige Ankleben an einigen allgemein gangbaren Ideen, welches aus der Schwierigkeit entsteht, seinen Vorrath von Zeit zu Zeit zu ergänzen, bringt Langeweile hervor, und wird mit der Zeit dem Lande nachtheilig; denn die wahre Kraft eines Landes besteht in dessen natürlichem Character; und die Nachahmung des Auslandes, sey's worin es wolle, zeugt von einem Mangel an Patriotismus.

Dem geistreichen Franzosen ist es auf Reisen nicht angenehm, bei fremden Nationen den französischen Geist zu finden. Er sieht es weit lieber, wenn er auf Männer trifft, die mit der individuellen, die National-Originalität verbinden. Die Modehändlerinnen in Frankreich pflegen den Bodensatz ihres Waarenlagers nach den Colonien, nach Deutschland, nach dem Norden zu schicken. Gleichwohl suchen sie sich auf alle mögliche Weise die Nationaltrachten eben dieser Länder zu verschaffen, und stellen sie mit Recht als elegante Nachahmungsmuster auf. Was von der Naturverzierung gilt, gilt ebenfalls vom Geiste. Wir senden ganze Ladungen von Calembourgs, von Vaudevilles ins Ausland, wenn wir ihrer in Frankreich überdrüßig sind; aber in der fremden Literatur liebt der Franzose nur, was nicht französisch, was einheimische Schönheit ist. In der Nachahmung giebt es weder Leben noch Natur, und man könnte im Allge-

meinen auf alle diese Aftergeburten des Geistes, auf alle diese Werke französischer Nachahmung, das Lob anwenden, welches, im Ariost, Roland, dem Pferde beilegt, das er hinter sich schleppt: „Mein Pferd, (so heißt dieses Lob) vereinigt alle mögliche gute Eigenschaften; es hat nur einen einzigen Fehler; den, daß es todt ist!“

Zehntes Capitel.

Von der hochfahrenden Albernheit und der gutmüthigen Mittelmäßigkeit.

In jedem Lande ist die Ueberlegenheit des Geistes und Gemüths etwas Seltenes, und gerade dadurch bewahrt sie ihre Benennung. Will man also von dem Character einer Nation urtheilen, so muß man die große Masse einer Untersuchung würdigen. Leute von Genie sind immer Landsleute; aber will man den Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen genau empfinden, so muß man sich nicht verdrießen lassen, die Menge kennen zu lernen, aus welcher beide Nationen zusammengesetzt sind.

Ein Franzose hat selbst dann noch was zu sagen, wenn er keine Ideen hat; ein Deutscher hat davon noch immer mehr, als er auszudrücken versteht. Mit einem Franzosen belustigt man sich auch dann noch, wenn er arm an Geist ist; er erzählt alles was er gethan, alles was er gesehen hat, wie gut er von sich selbst denkt, wie Andere ihn gelobt haben, welche große Herren er kennt, welches Glück

er noch erwartet. Der Deutsche hingegen hat nichts zu sagen, wenn er nichts denkt, und verwickelt sich leicht in Formen, die, seinen Wünschen nach, zwar artig seyn sollen, aber sowohl Anderen als ihm selbst beschwerlich fallen. In Frankreich ist die Albernheit belebt, aber hochfahrend; sobald man nur die mindeste Aufmerksamkeit von ihr fordert, prahlt sie mit dem Mangel an Fassungsvermögen, und glaubt dem, was sie nicht versteht, durch das Geständniß zu schaden, daß es dunkel sey; und da man in diesem Lande nicht meint, daß der glückliche Erfolg Alles entscheide, so wähnen selbst die Albernen, als Zuschauer, einen Einfluß auf den inneren Werth der Dinge zu haben, wenn sie ihnen ihren Beifall versagen, und sich dadurch ein wichtiges Ansehn geben. In Deutschland hingegen sind die mittelmäßigen Menschen voll guten Willens; es kostet sie keine Schamröthe, sich nicht zu dem Gedanken eines berühmten Schriftstellers erheben zu können, und weit entfernt, sich als Richter zu betrachten, wollen sie nur Schüler werden.

In Frankreich giebt es über alle Gegenstände so viel fertige Phrasen, daß, mit Hülfe derselben, ein Alberner eine Zeit lang ganz gut spricht, und, augenblicklich wenigstens, wie ein Mann von Verstand aussieht: in Deutschland wird ein Unwissender nicht leicht wagen, seine Meinung mit Vertrauen abzugeben; denn da keine Meinung für unbestreitbar gilt, so kann man auch keine vorbringen, ohne im Vertheidigungsstande zu seyn; weshalb die Mittelmäßigen größtentheils schweigsam sind, und den gesellschaftlichen Verkehr nur mit ihrer liebenswürdigen Gutmüthigkeit unterstützen. Nur ausgezeichnete Menschen verstehen in Deutschland zu schwatzen, während in Frankreich Jeder sich damit befaßt. In Frankreich sind die vorzüg-

lichen Geister nachsichtig, in Deutschland sind sie strenge; dafür aber sind die Albernen unter den Franzosen verläumderisch und eifersüchtig, und die Deutschen, wie begränzt sie auch seyn mögen, zeigen sich noch immer beifällig und verwundert. Die in Deutschland umlaufenden Ideen sind neu und oft neckisch; und daher kommt es, daß diejenigen, die sie wiederholen, eine Zeit lang eine Art von angemaßter Tiefe zu haben scheinen. In Frankreich täuscht man über seinen Werth nur durch Manieren. Diese sind angenehm, aber einförmig, und das unveränderliche Richtmaaß des guten Tones nimmt ihnen vollends alle Mannigfaltigkeit, die sie haben könnten.

Ein Mann von Geist erzählte mir, daß, als er eines Abends auf einem Maskenball vor einem Spiegel vorbeiging, und darüber ungewiß war, wie er sich unter dem Haufen Derer, die denselben Domino trugen, wieder erkennen sollte, er zu diesem Zweck sich selbst zunickte. Dasselbe könnte man von dem Putze sagen, den der Geist in Umgang anlegt. Man vermengt sich beinahe mit den Uebrigen, so wenig offenbart sich der Character des Einzelnen. In dieser Vermengung befindet sich die Albernheit wohl; denn sie möchte sie benutzen, das wahre Verdienst streitig zu machen. Dummheit und Albernheit unterscheiden sich wesentlich dadurch, daß die Dummen sich der Natur willig unterwerfen, und daß die Albernen sich immer einbilden, die Gesellschaft zu beherrschen.

Eilftes Capitel.

Von dem Geist der Unterhaltung.

Wenn man sich im Morgenlande einander nichts zu sagen hat, so raucht man Taback zusammen, und begrüßt sich von Zeit zu Zeit mit verschränkten Armen, um sich ein Freundschaftszeichen zu geben; im Abendlande hingegen hat man den ganzen Tag mit einander reden wollen, und die Folge davon ist, daß der Heerd der Seele sich in dieser Unterhaltung zerstreut, worin die Eigenliebe in unabläßiger Bewegung ist, um sowohl nach dem Geschmack des Augenblicks als des Zirkels, in welchem man sich befindet, immer und auf der Stelle zu wirken.

Es dürfte anerkannt seyn, daß von allen Städten der Welt Paris die ist, wo der Geist und Geschmack der Unterhaltung am meisten verbreitet sind; und was man Heimweh nennt — diese unbestimmte Sehnsucht nach dem Vaterlande, die unabhängig ist selbst von den Freunden, welche man daselbst zurückgelassen hat — findet seine Anwendung vorzüglich auf das Vergnügen, mit einander zu schwatzen; ein Vergnügen, das die Franzosen nirgends in demselben Grade antreffen, als bei sich. Volney erzählt, daß Franzosen, welche während der Revolution ausgewandert waren, in Amerika eine Kolonie errichten und Ländereien urbar machen wollten; aber von Zeit zu Zeit verließen sie ihre Beschäftigungen, um, wie sie sagten, in der Stadt mit einander zu schwatzen, und diese Stadt, New-Orleans, war sechs hundert Stunden von ihrem Wohnort entfernt. In

allen Volksklassen Frankreichs fühlt man das Bedürfniß zu schwatzen: die Rede ist hier nicht blos, wie anderwärts, das Werkzeug zur Mittheilung von Ideen, Gefühlen, Angelegenheiten; sie ist zugleich ein Werkzeug, womit man spielt, und das die Lebensgeister eben so anfrischt, wie die Musik bei einigen, und die starken Getränke bei andern Völkern.

Die Art des Wohlseyns, welche eine belebte Unterhaltung gewährt, besteht gerade nicht in dem Gegenstande dieser Unterhaltung; nicht die Ideen und die Kenntnisse, die man darin entwickeln kann, bilden das Haupt-Interesse. Dies geht hervor aus einer gewissen Manier auf einander zu wirken, sich gegenseitig und rasch Vergnügen zu machen, so schnell zu sprechen, als man denkt, sich selbst mit Wohlgefallen zu empfinden, Beifall ohne Anstrengung einzuerndten, seinen Verstand in allen Abstufungen durch Ton und Gebehrde und Blick zu offenbaren, und, nach Belieben, eine Art von Zitterstoff hervorzubringen, dessen sprühende Funken die Lebhaftigkeit der Einen mäßigt und die unangenehme Apathie der Andern verbannt.

Diesem Talente aber ist nichts so fremd, wie der Character und die Geistesart der Deutschen. Sie wollen in allen Stücken ein ernstes Ergebniß. Bacon hat bemerkt: die Unterhaltung sey nicht ein Weg, der nach Hause führe, wohl aber ein Pfad, auf welchem man sich auf gut Glück ergeht. Allen Dingen geben die Deutschen die nöthige Zeit; aber in Sachen der Unterhaltung ist das Nöthige die Belustigung; denn, wenn man diese Gränze überschreitet, so verfällt man in die Erörterung, in einen ernsten Gedankentausch, der mehr eine Beschäftigung, als eine angenehme Kunst ist. Eingestehen muß man auch, daß der Geschmack und die

Berauschung des Gesellschaftsgeistes unfähig machen zu ernsten Anstrengungen und eigentlichen Studien; so daß die Eigenschaften der Deutschen vielleicht in mehreren Beziehungen mit dem Mangel dieses Geistes zusammenhängen.

Die alten Artigkeitsformeln, noch immer beinahe in ganz Deutschland im Gange, widerstreben der Leichtigkeit und Vertraulichkeit der Unterhaltung. Der magerste Titel (wiewohl dieser sich nicht immer am schnellsten aussprechen läßt) wird zwanzigmal während desselben Mahles gegeben und wiederholt; von allen Gerichten, von allen Weinen muß mit einer Sorgfalt, mit einem Nöthigen angeboten werden, welche den Fremden tödtlich ermüden. Treuherzigkeit ist in allen diesen Gebräuchen; aber sie selbst würden keinen Augenblick in einem Lande statt finden können, wo man, ohne die Empfindlichkeit zu beleidigen, einen Scherz wagen dürfte. Und doch, wie soll es Anmuth, wie Zauberreiz in der Gesellschaft geben, wenn man sich nicht jene sanfte Spötterei gestattet, welche den Geist aufregt und selbst dem Wohlwollen einen schärferen Ausdruck leihet?

Der Ideen-Cours ist seit einem Jahrhundert gänzlich durch die Unterhaltung bestimmt worden: Man dachte, um zu sprechen, man sprach, um Beifall einzuerndten, und alles, was nicht gesagt werden konnte, schien in der Seele überflüßig zu seyn. Der Wunsch zu gefallen ist unstreitig eine schätzbare Anlage; allein er unterscheidet sich doch sehr von dem Bedürfniß, geliebt zu werden. Der erstere macht abhängig von der Meinung; das letztere erhebt über dieselbe. Selbst denen, welchen man großes Leid zufügt, kann man zu gefallen wünschen; und gerade dies ist die Gefallsucht, eine Eigenschaft, die nicht den Weibern allein zukommt,

die sich vielmehr in allen den Fällen äußert, wo man mehr Gefühl zur Schau trägt, als man wirklich in sich hat. Die Rechtlichkeit der Deutschen gestattet ihnen nichts dergleichen; sie nehmen die Anmuth ganz buchstäblich; sie betrachten den Zauber des Ausdrucks als eine Verbindlichkeit für das gute Betragen. Daher denn ihre Empfindlichkeit; denn sie vernehmen kein Wort, ohne etwas daraus zu folgern, und noch weniger begreifen sie, wie man die Rede als eine freie Kunst behandeln könne, die keinen andern Zweck hat, als das Vergnügen, das man darin findet. Der Unterhaltungsgeist hat bisweilen das Uebele, daß er die Aufrichtigkeit des Characters stört; eine durch den Verstand herbeigeführte, aber improvisirte Betrügerei, wenn man sich so ausdrücken darf. Die Franzosen haben in diese Gattung eine Fröhlichkeit gebracht, die sie höchst liebenswürdig macht; aber es ist deswegen nicht minder erwiesen, daß Alles, was diese Welt Ehrwürdiges hat, durch diese Anmuth erschüttert worden ist; wenigstens durch die, welche nichts wichtig findet, und alles ins Lächerliche wendet.

Die witzigen Einfälle der Franzosen sind von dem einen Ende Europa's bis zum andern angeführt worden. Zu allen Zeiten haben sie ihre glänzende Tapferkeit bewiesen und ihren Kummer auf eine lebhafte und stechende Weise erleichtert; zu allen Zeiten haben sie einer des andern bedurft, wie abwechselnde Zuhörer, die sich wechselsweise aufmuntern; zu allen Zeiten haben sie sich hervorgethan in der Kunst, das Nöthige zu sagen, und selbst in der, da, was Noth thut, zu schweigen, wenn ein großes Interesse ihre natürliche Lebhaftigkeit unterdrückte; zu allen Zeiten haben sie das Talent gehabt, schnell zu leben, lange Reden abzukürzen und denen Platz zu machen, welche nun auch sprechen

wollten; zu allen Zeiten haben sie sich darauf verstanden, von Gefühlen und Gedanken nur so viel anzulegen, als zur Belebung der Unterhaltung diente, ohne das leichtfertige Interesse zu ermüden, das man gewöhnlich für einander hat.

Aus Furcht, ihren Freunden Langeweile zu machen, sprechen die Franzosen immer leichtsinnig von ihrem Unglück; sie errathen die Lästigkeit, die sie verursachen, nach der, die sie selbst empfinden würden; sie bee‥n sich, Unbesorgtheit wegen ihres Schicksals zu zeigen, um, anstatt das Beispiel der Gleichgültigkeit zu empfangen, die Ehre zu haben, es selbst zu geben. Das Verlangen liebenswürdig zu scheinen, verführt sie zum Ausdruck der Fröhlichkeit, welches auch immer die innere Stimmung ihrer Seele seyn möge; die Physiognomie gewinnt Einfluß auf das, was man empfindet, und das, was man thut, um Anderen zu gefallen, stumpft im Innern das eigene Gefühl ab.

Eine Frau von Geist hat gesagt: Paris sey von allen Oertern der Welt derjenige, wo man das Glück am leichtesten entbehren könnte. *) In dieser Beziehung paßt es so vortrefflich zu der armseligen Menschengattung; aber nichts könnte eine deutsche Stadt zu Paris machen, nichts bewirken, daß die Deutschen, ohne sich ganz zu verderben, wie wir, in der Zerstreuung eine Wohlthat antreffen könnten. Sich unaufhörlich selbst entrinnend, würden sie sich zuletzt nicht mehr wiederfinden.

Das Talent und die Gewohnheit des Umgangs, dienen sehr, die Menschen kennen zu lernen.

---

*) Von der Censur unterdrückt, unter dem Vorwand, daß es gegenwärtig so viel Glück in Paris gebe, daß man nicht nöthig habe, es zu entbehren.

Um als Sprecher Glück zu machen, muß man mit Scharfsinn den Eindruck beobachten, den man jeden Augenblick auf sie macht, sowohl den, den sie uns verbergen möchten, als den, den sie zu übertreiben suchen — die beherrschte Zufriedenheit der Einen, das erzwungene Lächeln der Andern. An der Stirne der Zuhörer sieht man, wie leichte Wolken, gewisse Halbtadel vorübergehn, die man vermeiden kann, wenn man sich beeilt, sie zu zerstreuen, ehe die Eigenliebe ins Spiel gezogen ist. An ihr sieht man auch die Zeichen der Billigung, die man festhalten muß, ohne gleichwohl mehr von ihr zu verlangen, als sie leisten möchte. Es giebt keinen Kampfplatz, wo die Eitelkeit sich in mannichfaltigern Gestalten zeigt, als die Unterhaltung.

Ich habe einen Mann gekannt, den das Lob so in Athem setzte, daß, wenn er dergleichen erhielt, er alles, was er gesagt hatte, übertrieb, und, um den glücklichen Erfolg zu verstärken, immer damit endigte, daß er ihn einbüßte; ich wagte es nicht, ihm meinen Beifall zu geben, aus bloßer Furcht, er möchte zur Affectation übergehen, und sich aus gutherziger Eigenliebe lächerlich machen. Ein Anderer fürchtete so sehr das Ansehn, als wünsche er Eindruck zu machen, daß er seine Worte nachläßig und abschätzig fallen ließ; seine verstellte Indolenz verrieth nur einen Anspruch mehr, den, daß er keinen mache. Wenn die Eitelkeit sich zeigt, so ist sie wohlwollend; verbirgt sie sich aber, so wird sie bitter durch die Furcht vor der Entdeckung, und trägt die Gleichgültigkeit, die Sattheit, mit einem Worte, alles zur Schau, was Andere glauben machen kann, sie bedürfe ihrer nicht. Diese verschiedenen Combinationen sind höchst anmuthig für den Beobachter, und man erstaunt, warum die Eigenliebe nicht den natürlichen

Weg einschlägt, den Wunsch einzugestehen, daß man gefallen möchte, und, so viel wie möglich, die Anmuth und die Wahrheit als Mittel zum Zweck zu gebrauchen.

Der Tact, welchen der Umgang erfordert, das von ihm herbeigeführte Bedürfniß, sich der Fassungskraft der verschiedenen Geister anzuschmiegen, die große Arbeit des Gedankens in seinen Beziehungen auf Menschen, dies alles würde den Deutschen in mehr als einer Hinsicht sehr nützlich seyn; es würde ihnen Maas und Feinheit und Gewandtheit geben. Aber in diesem Talent zu schwatzen liegt immer eine gewisse Geschicklichkeit, welche sich nicht mit einer unbiegsamen Moral verträgt; denn wenn man alles, was mit der Kunst, die Menschen glimpflich zu behandeln, in Verbindung steht, vernachläßigen dürfte, so würde der Character nur um so viel mehr Größe und Energie haben.

Die Franzosen sind die geschicktesten Diplomatiker Europa's; und eben die Menschen, die man der Unbescheidenheit und Frechheit beschuldigt, verstehn sich besser als Andere darauf, ein Geheimniß zu verbergen und diejenigen zu fangen, deren sie bedürfen. Nur dann mißfallen sie, wenn sie es darauf anlegen, d. h. wenn ihre Eitelkeit ihre Rechnung mehr bei der Abschätzigkeit als bei der Verbindlichkeit findet. Der Geist der Unterhaltung hat in den Franzosen auf eine ausgezeichnete Weise den ernsteren Geist politischer Unterhandlungen entwickelt. Kein auswärtiger Gesandter vermag in dieser Gattung mit ihnen zu ringen; es sey denn, daß er, alle Ansprüche auf Feinheit bei Seite setzend, den Dingen gerade auf den Leib geht, ungefähr wie einer, der sich schlägt, ohne fechten gelernt zu haben.

Selbst die Beziehungen der verschiedenen Classen unter einander waren sehr geschickt, in den Franzosen den Scharfsinn, die Abgemessenheit und die Paßlichkeit des Geistes des Umgangs zu entwickeln. Die Range waren auf keine positive Weise bezeichnet, und in dem gewissen Raum, den Jeder erobern und verlieren konnte, bewegten sich unablässig die Ansprüche. Die Rechte des dritten Standes, der Parlamente, des Adels, selbst die Macht des Königes — nichts von allem diesen war auf eine unabänderliche Weise abgegränzt; alles ging in Geschicklichkeit des Umgangs über; den wesentlichsten Schwierigkeiten wurde durch zarte Abstufungen in Worten und Manieren ausgewichen, und selten kam es dahin, daß man an einander rannte, oder wich, so sorgfältig bog einer dem Anderen aus. Auch unter sich hatten die großen Familien nie zur Sprache gebrachte und doch immer wohl verstandene Ansprüche, und diese Unbestimmtheit war ein weit stärkeres Reizmittel für die Eitelkeit, als die allerbestimmtesten Rangordnungen gewesen seyn würden. Studiren mußte man alles, was zum Daseyn eines Mannes oder einer Frau gehörte, um die Achtung zu kennen, die man ihnen schuldig war. Das Willkührliche in allen Gestalten ist von jeher in den Gewohnheiten, Sitten und Gesetzen Frankreichs vorherrschend gewesen; und daher kommt es, daß die Franzosen, wenn man sich so ausdrücken darf, wahre Pedanten in der Leichtfertigkeit geworden sind; da die Hauptgrundlagen nicht befestigt waren, so wollte man der unbedeutendsten Einzelnheiten Consistenz geben. In England gestattet man Individuen Ursprünglichkeit; denn die Masse ist gut geordnet. In Frankreich scheint der Nachahmungsgeist ein Gesellschaftsband zu seyn; alles würde in Unordnung

gerathen, wenn dieser Band nicht das Ergänzungsmittel wandelbarer Institutionen wäre.

In Deutschland ist Jeder in seinem Range, auf seinem Platze, wie auf einem Posten, und es bedarf am wenigsten geschickter Wendungen, Parenthesen und Halbwörter, um die Vorzüge auszudrükken, die man durch Geburt oder durch Titel vor seinem Nachbar hat. In Deutschland wird die gute Gesellschaft durch den Hof gebildet; in Frankreich waren es alle diejenigen, die sich mit ihm auf den Fluß der Gleichheit setzen konnten; und Alle durften dies hoffen, und Alle durften auch fürchten, nie dahin zu gelangen. Hieraus entstand, daß Jeder die Manieren dieser Gesellschaft haben wollte. In Deutschland verschafft ein Diplom den Zutritt; in Frankreich verbannte ein Mangel an Geschmack vom Hofe, und man beeiferte sich weit mehr, den Weltleuten ähnlich zu werden, als sich in der Welt selbst durch persönliche Tapferkeit auszuzeichnen. Eine aristokratische Macht, der gute Ton und die Eleganz galten mehr, als Energie, Tiefe, Gefühl, und Geist sogar. Diese sagten zur Energie: du legst zu viel Gewicht auf Personen und Dinge; zur Tiefe: du nimmst mir zu viel Zeit weg; zum Gefühl: du bist allzu ausschließend; zum Geiste endlich: du bist eine allzu individuelle Auszeichnung. Es bedurfte solcher Vorzüge, die mehr mit den Manieren, als mit den Ideen zusammenhingen; und es kam darauf an, in einem Menschen mehr die Classe, zu welcher er gehörte, als sein eigenthümliches Verdienst zu erkennen. Diese Art von Gleichheit in der Ungleichheit ist mittelmäßigen Menschen sehr günstig; denn sie muß in der Art zu sehen und sich auszudrükken alle Eigenthümlichkeit zerstören. Das gewählte Modell ist edel, anmuthig und nicht ohne Ge-

schmack; aber es ist für alle dasselbe, es ist ein Einigungspunkt. Was sich ihm anschmiegt, glaubt mit seines Gleichen umzugehen. Einem Franzosen würde es langweiliger seyn, mit seiner Meinung, als auf seinem Zimmer allein zu seyn.

Man würde Unrecht haben, wenn man den Franzosen beschuldigen wolle, er schmeichle der Macht durch die gewöhnlichen Berechnungen, welche diese Schmeichelei einflößen. Sie gehen wohin alle Welt geht; Ungnade oder Ansehn, gleichviel. Wenn Einzelne sich für die Menge ausgeben, so können sie darauf rechnen, daß sie wirklich kommen wird. Im Jahr 1789 hat man die Revolution in Frankreich dadurch gemacht, daß man einen Eilboten aussandte, der von einem Dorfe zum andern ausrief: bewaffnet euch, denn das benachbarte Dorf hat sich bewaffnet; alles stand gegen alle, eigentlich gegen niemand auf. Wenn man das Gerücht verbreiten wollte: die und die Manier zu sehen, sey allgemein angenommen; so würde man, selbst gegen das innere Gefühl eines Jeden Einhälligkeit erleben; man würde sich alsdann, um mich so auszudrücken, das Geheimniß der Comödie bewahren; denn unter vier Augen würde jeder eingestehn, daß Alle Unrecht haben. Bei geheimen Umfragen hat man Deputirte ihre weiße oder schwarze Kugel gegen ihre Meinung geben gesehen, bloß weil sie glaubten, die Mehrheit befinde sich auf der entgegengesetzten Bahn; *sie wollten*, wie sie sagten, *ihre Stimme nicht verlieren*.

Aus diesem gesellschaftlichen Bedürfnisse, wie alle Uebrigen zu denken, kann man sich den Gegensatz des Muths im Kriege zur Feigheit in der bürgerlichen Laufbahn während der Revolution erklären. Ueber den militärischen Muth giebt es

nur eine Ansicht; aber in Beziehung auf das Betragen in politischen Angelegenheiten kann die öffentliche Meinung irre geleitet werden. Der Tadel unserer Umgebung, die Vereinzelung und die Verlassenheit bedrohen uns, wenn wir nicht der herrschenden Parthei folgen, während man bei den Armeen nur die Wahl zwischen Tod und glücklichem Erfolg hat: eine herrliche Lage für Franzosen, welche jenen nicht fürchten, und diesen über Alles lieben. Macht die Gefahr zur Mode, d. h. wendet ihr allen Beifall zu, und ihr werdet sehen, wie der Franzose ihr unter allen Gestalten trotzt. Der Geist der Gesellschaftlichkeit geht in Frankreich von dem höchsten Range bis zum niedrigsten; man muß vor allen Dingen die Billigung seiner Umgebung haben; um keinen Preis will man sich dem Tadel oder dem Gelächter aussetzen. Denn in einem Lande, wo das Schwatzen so großen Einfluß hat, betäubt der Lärm der Worte oft die Stimme des Gewissens.

Man kennt die Geschichte eines Mannes, welcher eine Schauspielerin, die er so eben gehört hatte, mit Entzücken zu loben begann. Als er auf den Lippen der Umstehenden ein Lächeln bemerkte, mäßigte er sein Lob. Das Lächeln dauerte fort, und die Furcht vor dem Spott nahm in ihm so zu, daß er mit den Worten endigte: bei Gott, die arme Frau hat gethan, was in ihren Kräften stand. Die Triumphe der Spötterei erneuern sich unaufhörlich in Frankreich; bald muß man religiös seyn, bald schickt es sich nicht, es zu seyn; bald muß man seine Frau lieben, bald sich nicht an ihrer Seite sehen lassen. Es hat Augenblicke gegeben, wo man fürchtete, für einfältig zu gelten, wenn man menschlich gefühlt hätte; und diese tiefe Furcht vor dem Lächerlichen, die

in den ersten Classen sich gewöhnlich durch die Eitelkeit offenbart, hat sich in den untersten oft als Verwilderung ausgedrückt.

Wie viel Schaden würde dieser Nachahmungsgeist den Deutschen zufügen! Ihre Ueberlegenheit besteht in der Unabhängigkeit des Geistes, in der Liebe zur Zurückgezogenheit, in einer eigenthümlichen Originalität. Die Franzosen sind nur in Masse allmächtig, und selbst ihre Männer von Genie nehmen ihren Stützpunkt immer in den hergebrachten Meinungen, wenn sie sich über dieselben hinausschwingen wollen. Die Ungeduld des französischen Charakters, die im Umgange so anziehend ist, würde den Deutschen den Hauptreiz ihrer natürlichen Einbildungskraft, dieses ruhige Grübeln, diesen tiefen Blick, rauben, der, um alles zu entdecken, nur der Zeit und der Beharrlichkeit bedarf.

Eigenschaften dieser Art sind unverträglich mit Lebendigkeit des Geistes; und doch ist es diese Lebendigkeit, was in der Unterhaltung liebenswürdig macht. Wenn eine Erörterung schwerfällig wird, wenn eine Erzählung sich dehnt: so wird uns dabei eben so zu Muthe, als wenn ein Musiker den Takt der Gesangsweise zu sehr zurückhält. Man kann indeß durch Lebendigkeit eben so ermüdend werden, als man es durch große Langsamkeit wird. Ich habe einen Mann von viel Geist gekannt, welcher dergestalt ungeduldig war, daß er Allen, die mit ihm sprachen, dieselbe Unruhe verursachte, welche weitschweifige Menschen empfinden müssen, wenn sie bemerken, wie sehr sie ermüden. Während man mit ihm sprach, rückte er auf dem Stuhle hin und her, vollendete die Phrasen Anderer aus Furcht, daß sie sich zu sehr verlängern möchten, beunruhigte erst und ermüdete zuletzt, indem er betäubte; denn, wie schnell man auch in

der Unterhaltung vorschreiten mag, wenn man selbst das Nothwendige beschränken muß, so quälen Gedanken und Empfindungen aus Mangel an Zeit, sie auszudrücken.

Nicht alle Manieren, die Zeit abzukürzen, ersparen Zeit, und man kann durch eine einzige Phrase langweilig werden, wenn man darin eine Leere läßt; das Talent, seine Gedanken glänzend und schnell zu fassen, gelingt am besten in der Gesellschaft; denn hier hat man keine Zeit zu verlieren. Keine Reflexion, keine Gefälligkeit kann anmuthig machen, was es in sich nicht ist. Da muß man den Geist der Eroberung und den Despotismus des glücklichen Erfolges anwenden; denn da Sache und Zweck eine Kleinigkeit sind, so kann man sich über den Nichterfolg nicht durch die Reinheit der Absicht trösten; in Dingen des Geistes ist diese für nichts zu achten.

Das Talent zu erzählen, einer von den größten Zaubern der Unterhaltung, ist in Deutschland höchst selten; die Zuhörer sind da allzu gefällig — sie langweilen sich nicht schnell genug —; und indem sich die Erzähler auf die Langmuth der Zuhörer verlassen, machen sie es sich ein wenig zu bequem. In Frankreich ist der Erzähler ein Usurpator, der sich von eifersüchtigen Nebenbuhlern umgeben sieht, und sich durch den Erfolg emporhalten will; in Deutschland ist er ein rechtmäßiger Eigenthümer, der seine anerkannten Rechte ruhig genießen kann.

Den Deutschen gelingt die poetische Erzählung besser, als die epigrammatische. Wenn man zu der Einbildungskraft spricht, können Einzelnheiten gefallen; sie machen ja das Gemälde wahrer. Kommt es aber darauf an, einen witzigen Einfall vorzutragen, so kann man die Einleitungen

nicht genug vermeiden. Die Spötterei erleichtert die Last des Lebens für einen Augenblick. Gern sieht man seines Gleichen über die Last scherzen, die uns zu Boden drückt, und aufgemuntert durch ihn, heben wir ihn auch unserseits auf; aber wenn man in dem, was belustigen sollte, Anstrengung und Schweiß entdeckt, so wird man davon noch mehr ermüdet, als von dem Ernste selbst, der uns mindestens um seiner Resultate willen interessirt.

Die Treuherzigkeit der Deutschen ist vielleicht ein Hinderniß mehr für die Kunst zu erzählen. Die Deutschen besitzen nehmlich weit mehr die Lustigkeit des Gemüths, als die des Geistes. Sie sind fröhlich, wie sie ehrlich sind — um eines guten Gewissens willen — und lachen über das, was sie erzählen, weit eher, als sie daran gedacht haben, Andere lachen zu machen.

Nichts kommt dagegen dem Zauber einer Erzählung gleich, die von einem geistreichen und gebildeten Franzosen herrührt. Alles sieht er vorher, alles schont er, und doch opfert er nie auf, was Interesse erregen könnte. Seine Physiognomie, weniger ausgesprochen, als die des Italieners, verkündigt die Lustigkeit, ohne der Würde in Haltung und Manieren Abbruch zu thun; er hält inne, wenn es nöthig ist, und erschöpft nie die Belustigung; er belebt sich, und gleichwohl hält er die Zügel des Geistes, um ihn sicher und schnell zu führen. Jetzt mischen sich auch die Zuhörer in die Unterhaltung, und nun ist es an ihm, diejenigen geltend zu machen, die ihm Beifall gezollt haben. Ihm entschlüpft kein glücklicher Ausdruck, den er nicht hervorhöbe, kein treffender Scherz, den er nicht fühlte; und für den Augenblick wenigstens genießt und gefällt man sich unter einan-

der, als ob alles Eintracht, Einheit und Sympathie in der Welt wäre.

Die Deutschen würden nicht übel daran thun, in wesentlichen Beziehungen einige von den Vorzügen des gesellschaftlichen Geistes in Frankreich zu benutzen: sie sollten von den Franzosen lernen, sich in Kleinigkeiten minder reizbar zu zeigen, um ihre ganze Kraft für größere Gegenstände aufzusparen; sie sollten Starrsinn von Thatkraft, Rauheit von Festigkeit unterscheiden lernen; und da sie einmal so geneigt sind, ihr Leben an etwas zu sezzen, so sollten sie es nicht im Einzelnen durch eine Art kleinlicher Persönlichkeit wiederfinden, die sich die wahre Selbstheit nicht erlauben würde; kurz, sie sollten in der Kunst der Unterhaltung selbst die Gewohnheit annehmen, in ihren Büchern jene Klarheit, die sie allgemeiner verständlich macht, jenes Talent der Abkürzung, das man mehr bei Völkern, die sich belustigen, als bei solchen, die sich ernsthaft beschäftigen, antrifft, und jene Achtung für gewisse Schicklichkeiten, welche nicht zur Aufopferung des Natürlichen, wohl aber zur Schonung der Einbildungskraft führt, zu verbreiten. Ihre Schreibart würden sie durch einige von den Beobachtungen, welche das Talent zu sprechen hervorruft, vervollkommnen; aber sie würden nicht wohl daran thun, wenn sie dies Talent in gleichem Maaße mit den Franzosen besitzen wollten.

Eine große Stadt, welche zum Sammelpunkt diente, würde Deutschland nützlich seyn, um Studien-Mittel zu vereinigen, die Hülfsmittel der Kunst zu vermehren, und Nacheiferung zu erregen; aber wenn diese Hauptstadt bei den Deutschen den Geschmack an den Freuden des Umgangs in seiner ganzen Eleganz entwickelte, so würden sie ihre gewissenhafte Treuherzigkeit, die einsame Arbeit und

die verwegene Unabhängigkeit einbüßen, welche sie in der literärischen und philosophischen Bahn auszeichnet; kurz, sie würden ihre zur Gewohnheit gewordene Sammlung gegen ein neues Aeußeres vertauschen, dem es doch immer an Anmuth und Gewandtheit gebrechen würde.

Zwölftes Capitel.

Von der deutschen Sprache in ihren Beziehungen mit dem Geiste der Unterhaltung.

Wenn man den Geist und den Charakter einer Sprache studirt, so lernt man die philosophische Geschichte der Meinungen, der Sitten und National-Gewohnheiten; und die Umwandlungen, welche die Sprache erleidet, müssen über die Bahn des Gedankens nothwendig sehr viel Licht verbreiten. Allein eine solche Analyse würde, ihrer Natur nach, metaphysisch seyn, und eine Masse von Kenntnissen erfordern, die uns in einer fremden Sprache fast immer, in der eigenen nicht selten fehlen. Man muß also stehen bleiben bei dem Eindruck, welche das Idiom einer Nation in seinem gegenwärtigen Zustande auf uns macht. Da das Französische mehr als irgend ein anderer europäischer Dialekt gesprochen wird, so ist es zugleich abgeglättet durch den Gebrauch und gestählt für den Zweck; keine Sprache ist klarer und reißender, keine kündigt leichter an, keine drückt netter aus, was man sagen will. Das Deutsche schmiegt sich

der Bestimmtheit und der Schnelligkeit der Unterhaltung weit weniger an. Selbst vermöge der grammatikalischen Zusammensetzung wird der Sinn einer Phrase gewöhnlich erst am Schlusse derselben gefaßt. Das Vergnügen zu unterbrechen, welches die Erörterung in Frankreich so sehr belebt, und das, was man zu sagen hat, in der möglich kürzesten Zeit vorzutragen nöthigt: — dies Vergnügen kann also in Deutschland gar nicht Statt finden; denn da die Anfänge der Phrasen ohne das Ende nichts bedeuten, so muß man Jedem den Spielraum lassen, den er für nöthig achtet. Dies leistet viel für die Ergründung der Dinge, dies ist auch höflicher; aber es ist weniger anreizend.

Die deutsche Artigkeit ist herzlicher, aber minder abgestuft, als die französische; man hat in Frankreich mehr Achtung für den Rang und überhaupt mehr Behutsamkeit; man schmeichelt mehr, als man schont; und da man die Kunst besitzt, alles anzudeuten, so nähert man sich weit lieber selbst den zartesten Dingen. Das Deutsche ist eine herrliche Sprache für Poesie, höchst reichhaltig für metaphysische Untersuchungen, aber sehr positiv in der Unterhaltung. Die französische Sprache hingegen ist nur reich an Wendungen, welche die feinsten Beziehungen der Gesellschaft ausdrücken; sie ist arm und umgränzt in allem, was die Einbildungskraft und die Philosophie angeht. Die Deutschen fürchten mehr, ein unangenehmes Gefühl zu erzeugen, als sie zu gefallen wünschen. Daher kommt es, daß sie die Artigkeit, so viel es immer in ihrer Macht stand, Regeln unterworfen haben; und ihre Sprache, die in ihren Büchern so kühn ist, wird in der Unterhaltung durch alle die Formeln gezwängt, womit sie überladen ist. Ich erinnere mich, in Sachsen einem Unterricht in der

Metaphysik beigewohnt zu haben; ein berühmter Philosoph gab ihn: aber, indem er den Baron von Leibnitz citirte, konnte selbst der Strom der Rede ihn nicht bewegen, den Baronstitel zu unterdrücken, der zu dem Namen eines großen, seit einem Jahrhundert verstorbenen Mannes durchaus nicht paßte.

Das Deutsche paßt sich mehr für die Poesie, als für die Prosa, und mehr für die geschriebene Prosa, als für die gesprochene. Ein herrliches Werkzeug, wenn man alles mahlen, alles sagen will; aber dafür kann man im Deutschen nicht, wie im Französischen, über verschiedene Gegenstände, die sich darbieten, hingleiten. Wollte man deutsche Worte so galloppiren lassen, wie die französische Unterhaltung es erfordert, so würde man ihnen alle Anmuth, alle Würde rauben. Das Verdienst der Deutschen liegt in der guten Ausfüllung der Zeit; das Talent der Franzosen besteht darin, daß sie die Zeit vergessen machen.

Obgleich der Sinn der deutschen Perioden oft erst am Ende hervortritt, so gestattet doch die Zusammensetzung nicht immer, die Sprache mit einem anreizenden Ausdruck zu beendigen; und doch ist dies eins von den stärksten Mitteln, in der Unterhaltung Eindruck zu machen. Selten vernimmt man unter Deutschen sogenannte Bons-Mots; die Gedanken selbst, nicht den Glanz, der ihnen gegeben wird, muß man bewundern. Die Deutschen finden in dem glänzenden Ausdruck eine Art von Marktschreierei, und halten sich an dem abgezogenen Ausdruck, weil er gewissenhafter ist und dem Wesen des Wahren sich mehr nähert: aber die Unterhaltung muß keine Mühe kosten, weder für das Verstehen, noch für das Sprechen. Sobald sich die Unterhaltung nicht mehr auf die allgemeinen Angelegenheiten des Lebens bezieht, und man in

den Kreis der Ideen eintritt, wird die Unterhaltung in Deutschland allzu metaphysisch; es giebt kein Mittelgut zwischen dem Gemeinen und dem Erhabenen, und doch ist es gerade dies Mittelgut, worin sich die Kunst zu schwatzen zeigt.

Die deutsche Sprache hat eine ihr eigenthümliche Lustigkeit; die Gesellschaft hat sie nicht furchtsam gemacht, und die guten Sitten haben sie in ihrer Reinheit erhalten. Aber dies ist eine volksthümliche Lustigkeit, welche alle Classen begreifen. Die seltsamen Töne der Wörter, ihre alterthümliche Einfalt, geben der Spötterei etwas Mahlerisches, womit sich das Volk eben so gut belustigen kann, als die Gebildeteren. Die Deutschen sind in der Wahl der Wörter minder gezwängt, als wir, weil ihre Sprache, die bei weitem weniger zur Unterhaltung der Vornehmen gebraucht worden ist, nicht, wie die unsrige, aus Wörtern besteht, die ein Zufall, eine Anwendung, eine Anspielung lächerlich machen; aus Wörtern, die, nachdem sie alle Abentheuer der Gesellschaft ausgehalten haben, vielleicht ungerechterweise proscribirt sind, aber doch nicht länger gestattet werden können. Der Zorn hat sich im Deutschen sehr oft ausgedrückt; aber nie hat man daraus eine Waffe der Verspottung gemacht, und die Wörter, deren man sich bedient, haben noch ihre volle Wahrheit, ihre volle Kraft. Dies ist ein Vortheil mehr; dafür aber kann man im Französischen tausend feine Bemerkungen ausdrücken und tausend Kunstwendungen machen, deren die deutsche Sprache bis jetzt unfähig ist.

Im Deutschen muß man sich mit den Ideen, im Französischen mit den Personen messen; mit Hülfe des Deutschen muß man grübeln, mit Hülfe des Französischen zum Ziel gelangen. Mit dem ersteren muß man die Natur, mit dem anderen die

Gesellschaft mahlen. Göthe läßt in seinem Roman Wilhelm Meister eine deutsche Frau sagen: daraus, daß ihr Liebhaber französisch an sie geschrieben, habe sie geschlossen, daß er sie verlassen wolle. Wirklich giebt es in unserer Sprache eine Menge Phrasen, etwas zugleich zu sagen und nicht zu sagen, etwas hoffen zu lassen, ohne es zu versprechen, und etwas zu versprechen, ohne sich zu binden. Das Deutsche ist weniger biegsam, und möge es immer so bleiben! Denn nichts verursacht so viel Abscheu, als diese Sprache, wenn sie zu Gleißnereien verbraucht wird, von welcher Beschaffenheit diese auch seyn mögen. Ihre schleppende Zusammensetzung, ihre vervielfachten Zwischensätze, ihre gelehrte Grammatik erlauben ihr keine Anmuth in der Kunst sich zu schmiegen; und man möchte sagen, sie sperre sich von selbst gegen die Absicht des, der sie redet, und in ihr zum Verräther an der Wahrheit werden will.

Dreizehntes Capitel.

Vom nördlichen Deutschland.

Die ersten Eindrücke, die man im nördlichen Deutschland erhält, sind, vorzüglich im Winter, ungemein traurig; und ich erstaune gar nicht darüber, daß diese Eindrücke die meisten Franzosen, welche die Verbannung in dieses Land geführt hat, verhindert haben, es ohne Vorurtheil zu beobachten. Die Rheingränze ist feierlich; indem man sie überschreitet, fürchtet man das schreckliche Wort zu

hören: jetzt bist du außerhalb Frankreich. Vergeblich bemüht sich der Geist, mit Unpartheilichkeit von dem Geburtslande zu urtheilen, unsere Gefühle trennen sich nie davon; und ist man genöthigt, es zu verlassen, so hat die Existenz ihre Wurzel verloren, so fühlt man, daß man sich selbst fremd geworden ist. Die einfachsten Gebräuche, wie die vertrautesten Beziehungen, die wichtigsten Angelegenheiten, wie die kleinsten Freuden, alles gehörte dem Vaterlande an, und dies Alles ist nicht mehr. Man begegnet Keinem, der uns von der Vergangenheit etwas sagen könnte, Keinen, der im Stande wäre, die Identität verlebter Tage mit den gegenwärtigen zu bezeugen; das Schicksal hebt von neuem an, ohne daß das Vertrauen der Jugendjahre sich erneuert; mit unverändertem Herzen, verändert man seine Welt. Die Verbannung verdammt also zur Ueberlebung seiner selbst; das Lebewohl, die Trennungen sind wie ein Augenblick des Todes, und doch ist man dabei mit allen Kräften des Lebens.

Vor sechs Jahren befand ich mich auf dem linken Rheinufer, die Barke erwartend, die mich zum rechten hinüber führen sollte; es war kalt, dunkel, und alles schien mir eine traurige Weissagung. Bewegt der Schmerz unsere Seele heftig, so kann man sich nicht einbilden, daß die Natur dabei gleichgültig bleibe; es ist dem Menschen erlaubt, seinen Leiden eine gewisse Kraft beizumessen; dies ist nicht Stolz, dies ist Vertrauen zum himmlischen Mitgefühl. Ich war beunruhigt wegen meiner Kinder, wiewohl sie sich noch nicht in einem Alter befanden, jene Bewegungen der Seele zu empfinden, welche über alle äußerlichen Gegenstände Schrecken verbreiten. Meine französischen Bedienten wurden ungeduldig über die deut-

sche Langsamkeit, und wunderten sich darüber, daß man nicht die einzige Sprache verstand, die sie für die Sprache aller civilisirten Länder hielten. In unserer Fähre war ein altes deutsches Mütterchen, das auf einem Karren saß, von welchem sie nicht einmal bei der Ueberfahrt über den Fluß absteigen wollte. — „Sie sind sehr ruhig," sagte ich zu ihr. — Freilich, antwortete sie; wozu auch so viel Lärm machen? — Diese einfachen Worte fielen mir auf. In Wahrheit, wozu Lärm machen? Aber wenn auch ganze Generationen schweigend durch das Leben wanderten, so würden Unglück und Tod sie nicht minder beobachten und sie zu erhaschen verstehen.

Nach meiner Ankunft auf dem jenseitigen Ufer hörte ich das Posthorn, dessen schneidende und falsche Töne eine traurige Reise nach einem traurigen Aufenthalte anzukündigen schienen. Die Erde war mit Schnee bedeckt, die Häuser mit kleinen Fenstern, aus welchen die Köpfe einiger Einwohner hervorguckten, die das Gerassel des Wagens ihren eintönigen Verrichtungen entzogen hatte; eine Art von Zugwerk, welche den Balken bewegt, womit man die Barriere schließt, überhebt den Einnehmer der Landstraße der Mühe, aus seinem Hause zu treten, um das Chaussee-Geld zu erhalten. Alles ist aufs Unbewegliche berechnet, und der Denker, wie derjenige, dessen Existenz ganz materiell ist, verabscheuen gleich sehr die Zerstreuung der Außenwelt.

Die öden Fluren, die von Rauch geschwärzten Häuser, die gothischen Kirchen, scheinen für Hexen- und Gespenstergeschichten gemacht zu seyn. Deutschlands Handelsstädte sind groß und gut gebaut: aber sie geben keine Idee von dem, was den Ruhm und das Interesse des Landes ausmacht, von

dem literarischen und philosophischen Geist. Die kaufmännischen Interessen reichen hin, um den Verstand der Franzosen zu entwickeln, und man kann in Frankreich in einer aus lauter Handelsleuten zusammengesetzten Stadt einige gesellschaftliche Unterhaltung antreffen; aber die Deutschen, mit ihrer hohen Empfänglichkeit für abstracte Studien, behandeln die Geschäfte, wenn sie sich damit befassen, so methodisch, so schwerkräftig, daß sie sich zu keiner allgemeinen Idee darüber erheben. Sie bringen in den Handel die Rechtlichkeit, welche sie auszeichnet; aber sie geben sich demselben auch dermaßen hin, daß sie im Umgange nur noch einen munteren Zeitvertreib suchen, und von einer Zeit zur andern grobe Spåße vorbringen, um sich selbst zu belustigen. Dergleichen Spåße machen den Franzosen niedergeschlagen; denn man findet sich leichter in die Langeweile, welche in ernsten und eintönigen Formen auftritt, als in jene spaßhafte, welche so recht plump und vertraulich die Tatze auf die Schulter legt.

Die Deutschen haben sehr viel Universalität in Literatur und Philosophie; aber durchaus nicht in Geschäften. Diese behandeln sie immer stückweise, so daß sie sich nur mechanisch damit befassen. In Frankreich das Gegentheil; der Geist der Geschäftsführung ist hier sehr entwickelt, und nur in der Literatur und Philosophie gestattet man keine Universalität. Wäre ein Dichter zugleich Gelehrter, oder ein Gelehrter zugleich Dichter, so würde er bei uns den Dichtern und Gelehrten verdächtig vorkommen. Dafür aber trifft man nicht selten in dem einfachsten Handelsmann sehr klare Ansichten von den politischen und militärischen Angelegenheiten seines Landes. Daher, daß man in Frankreich mehr Leute von Verstand und weni-

ger Denker findet. In Frankreich studirt man die Menschen, in Deutschland die Bücher. Die gewöhnlichsten Fähigkeiten reichen aus, um Theilnahme zu finden, wenn man über Menschen spricht; man braucht beinahe Genie, um Seele und Bewegung in den Büchern zu entdecken. Deutschland kann nur diejenigen fesseln, die sich mit alten Thatsachen und abstracten Ideen beschäftigen. Für Frankreich gehört das Gegenwärtige und Wirkliche; und bis eine neue Ordnung der Dinge eintritt, scheint es nicht darauf verzichten zu wollen.

Ich lege es, dünkt mich, nicht darauf an, die Nachtheile Deutschlands in den Schatten zu stellen. Diese kleinen norddeutschen Städte, wo man Menschen von großen Fähigkeiten antrifft, bieten oft keine Art von Belustigung dar: kein Schauspiel, keinen Umgang; tropfenweise rinnt hier die Zeit, und durch kein Geräusch unterbricht sie die einsame Betrachtung. Die kleinsten Städte Englands stehen mit einer freien Verfassung in Zusammenhang, und senden Abgeordnete, die Angelegenheiten der Nation zu verhandeln; die kleinsten Städte Frankreichs stehen in Verbindung mit der Hauptstadt, wo so viele Wunder vereinigt sind; die kleinsten Städte Italiens genießen des Himmels und der schönen Künste, deren Strahlen sich über die ganze Landschaft verbreiten. Im Norden Deutschlands giebt es keine repräsentative Verfassung, keine große Hauptstadt; und die Strenge des Clima, die Mittelmäßigkeit der Glücksgüter, der Ernst des Charakters würden das Daseyn höchst beschwerlich machen, wenn die Macht des Gedankens sich nicht hinausgeschwungen hätte über diese langweiligen und begränzten Umstände. Die Deutschen haben sich eine lebendige und unabhängige Gelehrten-Republik geschaffen, und das Interesse der Begeben-

heiten durch das der Ideen ersetzt. Sie brauchen keinen Mittelpunkt, weil sie alle demselben Ziele zustreben, und ihre Einbildungskraft vervielfältigt die Schönheiten, welche Natur und Kunst ihnen darbieten können.

Die Bürger dieser idealen Republik, größtentheils frei von allen öffentlichen und besonderen Verrichtungen, arbeiten im Verborgenen, wie Bergleute, und, wie diese, unter verschachteten Schätzen hingestellt, bringen sie die intellectuellen Reichthümer des menschlichen Geschlechts an den Tag.

Vierzehntes Capitel.

Sachsen.

Die Fürsten aus dem Hause Sachsen haben seit der Reformation den Wissenschaften die edelste Art der Beschützung, die Unabhängigkeit, zugestanden. Ohne die Wahrheit im mindesten zu verletzen, darf man behaupten, daß in keinem Lande der Erde so viel Aufklärung anzutreffen ist, als in Sachsen und dem Norden von Deutschland. Hier ist der Protestantismus geboren worden; hier hat sich der Geist der Untersuchung immer lebendig und frisch erhalten.

Während des letzten Jahrhunderts sind die Churfürsten von Sachsen katholisch gewesen; und obwohl sie dem Schwur, den Cultus ihrer Unterthanen zu respektiren, getreu geblieben sind, so hat doch diese Verschiedenheit kirchlicher Ansicht zwi=

schen dem Volke und seinen Gebietern dem Staate Manches von seiner politischen Einheit geraubt. Die Churfürsten, welche zugleich Könige von Polen waren, haben die Künste mehr geliebt, als die Literatur, die ihnen fremd blieb, wiewohl sie ihr keinen Zwang anthaten. Die Musik wird in Sachsen allgemein geliebt; die Gallerie von Dresden enthält Meisterstücke, die den Künstler beleben können; die Umgebung der Hauptstadt ist sehr mahlerisch: aber die Gesellschaft bietet keine lebhaften Vergnügungen dar. Die Eleganz des Hofes schlägt daselbst keine Wurzeln; nur die Etikette kann sich leicht feststellen.

Aus der Zahl der Bücher, die in Leipzig verkauft werden, kann man leicht auf die Zahl ihrer Leser schließen: Arbeitsleute aller Classen, Steinhauer sogar, ruhen sich aus, mit einem Buche in der Hand. In Frankreich kann man sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, bis zu welchem Grade die Einsichten in Deutschland verbreitet sind. Ich habe Gasthalter und Thorschreiber kennen gelernt, welche die französische Literatur kannten. In Dörfern sogar findet man Leute, die im Griechischen und Lateinischen unterrichten konnten. Keine noch so kleine Stadt, die nicht eine beträchtliche Bibliothek hätte; und allenthalben kann man einige Männer nennen, die wegen ihrer Talente und Kenntnisse empfohlen zu werden verdienen. Wollte man Frankreich und Deutschland in dieser Hinsicht mit einander vergleichen, so würde man zuletzt glauben müssen, beide Länder seyen durch dreijahrhundertlange Entfernung von einander geschieden. Indem Paris das Ausgesuchteste des Reichs in seinem Schooße vereinigt, nimmt es dem Uebrigen das Interesse.

Picard und Kotzebue haben zwei artige Stücke

geschrieben, welche die Kleinstädter betittelt sind. Picard stellt die Bewohner der Provinz als Leute dar, welche Paris unablässig nachahmen; Kotzebue die Bürger einer kleinen Stadt, bezaubert von ihrem Wohnort, den sie für unvergleichlich halten und stolz auf ihn. Der Unterschied des Lächerlichen führt immer auf den Unterschied in den Sitten. In Deutschland ist jeder Wohnort für den, der sich darin aufhält, ein Reich; seine Einbildungskraft, seine Studien und seine Treuherzigkeit vergrößern ihn in seinen Augen; jeder weiß ihn sich so vortheilhaft wie möglich zu machen. Die Wichtigkeit, die man auf alles legt, mag spaßhaft seyn; aber diese Wichtigkeit giebt kleinen Hülfsquellen einen Werth. In Frankreich interessirt man sich nur für Paris; und man thut Recht daran, denn Paris ist ganz Frankreich, und wer nur in der Provinz gelebt hätte, würde nicht die mindeste Vorstellung von dem haben, was das Eigenthümliche dieses herrlichen Landes ausmacht.

Da die ausgezeichnetsten Männer Deutschlands nicht in einer und derselben Stadt versammelt sind, so sehen sie sich beinahe gar nicht, und stehen nur durch ihre Schriften mit einander in Verbindung; jeder tummelt sich in der eigenen Bahn, und entdeckt in der großen Region des Alterthums, der Metaphysik und Wissenschaft unaufhörlich neue Gegenden. Was man in Deutschland Studiren nennt, ist etwas Bewundernswerthes. Fünfzehn Stunden von Einsamkeit und Arbeit täglich scheinen eine ganz natürliche Art der Existenz, selbst ganze Jahre hindurch. Die Langeweile des Umgangs macht die Zurückgezogenheit liebenswerth.

In Sachsen gab es eine unbegränzte Preßfreiheit, aber sie war ohne alle Gefahr für die Regierung, weil der Geist der Schriftsteller nie zur

Untersuchung politischer Instruktionen hinleitete; die Einsamkeit bringt es mit sich, daß man sich der Speculation oder der Poesie hingiebt; man muß in dem Flammenquell menschlicher Leidenschaften leben, um ein Bedürfniß zu fühlen, sich ihrer zu bedienen oder sie zu leiten. Die deutschen Schriftsteller beschäftigen sich nur mit Theorieen, mit Gelehrsamkeit, mit literärischen und philosophischen Untersuchungen, und davon war für die Mächtigen dieser Welt nichts zu fürchten. Außerdem, obgleich die sächsische Regierung nicht von Rechtswegen frei, nehmlich repräsentativ, war, so war sie es doch durch die That, vermöge der Gewohnheiten des Landes und der Mäßigung der Fürsten.

Die Ehrlichkeit der Einwohner ist so groß, daß, als zu Leipzig ein Eigenthümer an einen von ihm am äußersten Ende des Spazierganges gepflanzten Apfelbaum einen Zettel geklebt hatte, worin er bat, daß man ihm doch die Früchte nicht rauben möchte, man ihm zehn Jahre hindurch keinen einzigen Apfel stahl. Mit dem Gefühl der innigsten Hochachtung habe ich diesen Apfelbaum gesehen. Und wäre es der Baum der Hesperiden gewesen, so würde man sein Gold eben so wenig berührt haben, als seine Blüthen.

Sachsen genoß einer tiefen Ruhe; bisweilen machte man Lärm mit einigen Ideen, ohne an ihre Anwendung zu denken. Man hätte sagen mögen: Denken und Handeln stehen in keiner Beziehung zu einander, und die Wahrheit gleiche bei den Deutschen den Hermessäulen, die weder Hände noch Füße hatten, um zu fassen und sich fortzubewegen. Bei dem allen ist nichts so achtungswerth, als diese friedlichen Eroberungen der Betrachtung und des Nachdenkens, welche diese vereinzelte Menschen ohne Glücksgüter, ohne Macht, ohne andere

Verbindung unter sich als die Bearbeitung des Gedankens, beschäftigen.

In Frankreich beschäftigt man sich mit abstracten Ideen nur in Beziehung auf die Praxis. Die Verwaltung verbessern, die Bevölkerung durch gute Staatswirthschaft aufmuntern, dies war der Gegenstand von den Arbeiten unserer Philosophen, vorzüglich im abgewichenen Jahrhundert. Auch diese Manier, seine Zeit anzuwenden, ist achtungswerth; aber auf der Gedanken-Skala steht die Würde des menschlichen Geschlechts höher, als sein Wohlseyn, vorzüglich, als sein Wachsthum. Geburten vervielfältigen, ohne die Bestimmung zu veredeln, heißt bloß, dem Tode ein reichlicheres Mahl bereiten.

Die literarischen Städte Sachsens sind die, wo man das meiste Wohlwollen, die meiste Einfachheit antrift. Anderwärts hat man allenthalben die Wissenschaften als eine Zugabe des Luxus betrachtet; in Deutschland scheinen sie ihn auszuschließen. Die Neigungen, welche sie einflößen, geben eine Art von Aufrichtigkeit und Furchtsamkeit, die das häusliche Leben anziehend macht, nicht daß die Autor-Eitelkeit nicht ihren bestimmten Character bei den Deutschen haben sollte, aber sie heftet sich nicht an gesellschaftlichen Beifall. Der kleinste Schriftsteller will etwas mit der Nachwelt zu schaffen haben; aber indem er sich nach seiner Bequemlichkeit, in den Raum gränzenloser Betrachtungen verliert, wird er minder von Menschen geklemmt, und ist daher weniger gegen sie aufgebracht. Indeß sind die Gelehrten und die Geschäftsmänner in Sachsen zu sehr von einander geschieden, als daß sich ein Gemeingeist offenbaren könnte. Die Folge davon ist, daß die Einen über alles, was Geschäft heißt, in einer allzu großen

Unwissenheit leben, um irgend einen Einfluß auf das Land zu haben, und daß die Andern sich einen gewissen Macchiavellismus zur Ehre rechnen, der hochherzigen Ideen ungefähr eben so zulächelt, wie Kindern, und ihnen zu verstehen giebt, daß sie nicht von dieser Welt sind.

Fünfzehntes Capitel.

W e i m a r.

Von allen Fürstenthümern Deutschlands zeigt keins in solchem Maaße wie Weimar, die Vorzüge eines kleinen Landes, wenn sein Fürst ein Mann von vielem Geiste ist, und ohne etwas vom Gehorsam einzubüßen, seinen Unterthanen zu gefallen suchen kann. Ein solcher Staat bildet eine besondere Gesellschaft, in welcher man durch die innersten Beziehungen zu einander gehört. Die Herzogin Luise von Sachsen-Weimar ist das wahre Muster einer von der Natur zum höchsten Range bestimmten Frau. Ohne Anmaßung, ohne Schwachheit, erweckt sie zugleich und in gleichem Grade Vertrauen und Ehrfurcht; der Heldensinn der Ritterzeit ist in ihre Seele gedrungen, ohne ihr von der Sanftmuth ihres Geschlechts das Geringste zu benehmen. Die militärischen Talente des Herzogs werden allgemein geschätzt. Seine geistreiche, sinnige Unterhaltung erinnert mit jedem Augenblick daran, daß er des großen Friedrichs Zögling gewesen; sein Geist und der Geist seiner durchlauchtigen Mutter

hat Weimar zum Sammelplatz der vorzüglichsten Geister gemacht. Zum erstenmale erhielt Deutschland eine gelehrte Hauptstadt; doch konnte diese Hauptstadt, da sie übrigens sehr klein ist, nur durch ihr literärisches Licht Aufsehen erregen, ohne zugleich die Mode der Schöngeisterei, welche, wie alle übrigen, Einförmigkeit hervorbringt, aus ihrem zu engen Kreise allgemein verbreiten zu können.

Herder war gestorben, als ich in Weimar ankam; aber Wieland, Schiller und Göthe lebten noch. Ich werde im nächsten Abschnitte dieses Werks, jeden dieser Männer besonders schildern; ich werde sie vor allem aus ihren Schriften schildern, denn ihre Schriften stimmen mit ihrem Gemüthe, mit ihrer Unterhaltung vollkommen überein. Dergleichen Uebereinstimmung ist selten, und ein untrügliches Zeichen der Offenheit; denn, sobald ein Schriftsteller es sich zum Hauptzwecke macht, Eindruck und Aufsehen zu erregen, wird er sich nie zeigen, wie er ist; schreibt er aber, um der inneren Begeisterung, die sein Gemüth ergriff, Luft zu machen, so legt er, selbst ohne es zu wollen, auch die kleinsten Nüanzen seiner Art zu seyn und zu denken, in seine Schriften.

Der Aufenthalt in kleinen Städten ist mir von jeher über alle Maßen langweilig vorgekommen. Er engt den Geist der Männer ein und macht das Herz der Frauen zu Eis; man lebt einander so nahe, daß man von einander gedrängt und gedrückt wird. In großen Städten waltet eine öffentliche Meinung, die uns anreizt und von ferne in unsern Ohren erschallt, wie die Posaune des Ruhms; in kleinen Städten ist man einer kleinlichen Prüfung aller seiner Handlungen unterworfen; jeder einzelne Zug unsers Lebens wird beobachtet, und macht das Auffassen des Characters

im Ganzen unmöglich; und je mehr man der Unabhängigkeit, der Größe zustrebt, desto schwerer wird einem das Luftathmen hinter den Stäbchen eines — Vogelbauers.

Dieser peinliche Zwang fand nicht in Weimar statt. Weimar war keine kleine Stadt; es war ein großes Schloß, wo eine ausgesuchte Gesellschaft sich mit Theilnahme über jedes neue Kunstproduct unterhielt. Liebenswürdige Schülerinnen einiger höhern Köpfe beschäftigten sich mit literärischen Arbeiten, als wären es die wichtigsten Neuigkeiten der Zeit gewesen, zogen durch Lesen und Studieren die Welt zu sich heran und entrissen sich mit Hülfe des unermeßlichen Gedankenraums den Zwangsformen der Umstände. Im gemeinschaftlichen Nachdenken über die großen Fragen, welche das allgemeine Schicksal aufwirft, vergaß jeder die Privatanecdoten im Leben seines Nachbars. Hier fand man keinen erbärmlichen Kleinstädter, der so gar leicht das Aufgeblasene für Grazie, und die Ziererei für Artigkeit hält.

In demselben Herzogthum, in der Nähe dieses ersten und vorzüglichsten literärischen Vereins, liegt Jena, einer der wichtigsten Gelehrtenvereine Deutschlands. So fanden sich, im engsten Raume, bewundernswürdige Geistesstrahlen aller Art, wie in einem Brennpuncte, zusammen.

In Weimar, wo die Einbildungskraft durch den Verkehr mit Dichtern beständig unterhalten wurde, fühlte sie das Bedürfniß der äußeren Zerstreuungen weniger; diese Zerstreuungen helfen zwar die Bürde des Lebens tragen, helfen aber auch zugleich oft die Lebenskräfte abnutzen. Man führte auf dem Landsitze, den man die Stadt Weimar nannte, ein regelmäßiges, geschäftvolles, ernsthaftes Leben; wohl konnte es bisweilen ermüden, aber

nie setzte es den Geist durch kleinliches gemeines Interesse herab: und wenn es hier und da am Reize eines Vergnügens mangelte, so fühlte man doch nicht, auf der andern Seite, seine Geisteskräfte abnehmen.

Der einzige Prachtgeschmack des Fürsten bestand in einem entzückenden Garten. Man segnet ihn für diesen Volksgenuß, den er mit dem letzten Einwohner der Stadt theilte. Das Schauspiel, von welchem ich im zweiten Theile dieses Werks reden werde, wird von dem ersten Dichter Deutschlands, von Göthe geleitet. Es findet eine so allgemeine Theilnahme, daß es die gesellschaftlichen Vereinigungen, in denen so manche geheime Langeweile zur Sprache kommt, entbehrlich macht. Man nannte Weimar längst Deutschlands Athen, und in der That war es die einzige Stadt, in welcher das Interesse für die schönen Künste einheimisch, national und ein brüderliches Band für alle Stände ist. Ein liberaler Hof suchte, aus Bedürfniß der Gewohnheit, die Gesellschaft der Männer von Geist auf, und die Literatur gewann sichtbarlich unter dem Einfluß des guten Geschmacks, der an diesem Hofe vorherrschend war. Man konnte hier im Kleinen sich einen Begriff von der guten Wirkung machen, die eine solche wechselseitige Berührung, wenn sie allgemein würde, in Deutschland hervorbringen müßte.

Sechszehntes Capitel.

Preussen.

Wer Preussen kennen lernen will, muß den Character Friedrichs II. studieren. Ein Mann ist der Schöpfer dieses Reichs, für welches die Natur wenig gethan hatte, und welches sich zur Macht erhob, weil es von einem Krieger beherrscht ward. Es waren in Friedrich II. zwei ganz verschiedene Menschen, ein Deutscher von Natur, ein Franzose von Erziehung. Alles, was der Deutsche in dem deutschen Königreich gethan, hat dauerhafte Spuren hinterlassen; alles, was der Franzose darin versucht hat, ist nicht fruchtbar und gesegnet aufgegangen.

Friedrich hatte sich durch die französische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts gebildet. Diese Philosophie ist den Völkern verderblich, sobald sie in ihnen die Quelle des Enthusiasmus austrocknet. Giebt es aber einmal in einem Lande ein Wesen, das man einen unumschränkten Monarchen nennt, so steht zu wünschen, daß liberale Grundsätze das Feuer des Despotismus in ihm niederschlagen. Friedrich führte die Denkfreiheit im nördlichen Deutschland ein; die Reformation hatte zwar den Geist der Prüfung, aber nicht den der Toleranz verbreitet; denn durch einen seltsamen Widerspruch, wurde nur dasjenige zu prüfen erlaubt, wovon das Glaubensresultat streng vorausbefohlen war. Friedrich brachte die Rede- und Preßfreiheit zu Ehren, theils durch einen pikanten geistreichen Witz, der so viel über die Menschen vermag, wenn er von einem Könige kommt, theils

durch sein noch mehr vermögendes Beispiel als Monarch; denn nie bestrafte er die, welche Böses von ihm sagten oder drucken ließen. Und so bewahrheitete er fast in allen seinen Handlungen die Philosophie, zu deren Grundsätzen er sich bekannt hatte.

In der Staatsverwaltung führte er eine Ordnung und eine Wirthschaftlichkeit ein, welche, bei allen Naturmängeln des Landes, den preussischen Staat zu einem seltenen Grade innerer Kraft erhob. Kein König zeigte sich so schlicht und einfach im Privatleben, und selbst in seinem Hofhalte, als er. Es schien, als habe er die Sorge und den Auftrag über sich genommen, das Vermögen seiner Unterthanen so viel als möglich zu sparen. Vorwaltend war in ihm ein inneres Gefühl des Rechts; die Verfolgung seiner Jugend, die Härte seines Vaters hatten es tief in seine Seele gegraben. Ein solches Gefühl findet sich vielleicht seltener in der Brust des Eroberers, als in jeder andern; der Eroberer mag lieber edelmüthig seyn als gerecht, weil die Gerechtigkeit uns mit andern in eine Art von Gleichheitsverhältniß versetzt.

Friedrich hatte die Gerichtshöfe in seinen Staaten dergestalt unabhängig von sich gemacht, daß unter seiner und seiner Nachfolger Regierung, nicht selten Aussprüche von ihnen ergangen sind, die, in Processen, wo es auf politisches Interesse ankam, dem Unterthan Recht, dem Fürsten Unrecht gaben. In der That, würde es beinahe in Deutschland eine Unmöglichkeit seyn, die Gerichtshöfe zu ungerechten Urtheilen zu vermögen; denn, so geneigt die Deutschen auch sind, in ihren Systemen und Theorien die Politik der Willkühr preis zu geben, so wenig vermag man, sobald es auf Rechtspflege oder Staatsverwaltung ankommt, in ihren Köpfen

andern Grundsätzen als denen der strengsten Gerechtigkeit Eingang zu verschaffen. Ihr methodischer Geist allein, ohne daß es der bekannten Rechtlichkeit ihres Herzens bedarf, verlangt allenthalben die Billigkeit, weil Billigkeit und Gleichmäßigkeit den Weg zur Ordnung bahnt. Nichtsdestoweniger ist Friedrich lobenswerth; er zeigte sich rechtlich und bieder in der inneren Landesregierung; als Landesvater gebührt ihm der erste Zoll der bewundernden Nachwelt.

Friedrich war nicht gefühlvoll, aber gut; und am besten ist es, wenn Fürsten mit Eigenschaften begabt sind, die man unter die allgemeineren rechnet. Gleichwohl war Friedrichs Güte nichts weniger als beruhigend; man fühlte die Löwenklaue der Gewalt mitten unter der Anmuth und Gefallsucht des liebenswürdigsten Geistes. Männern von unabhängigem Gemüth ward es schwer, sich der Freiheit zu unterwerfen, die dieser Gebieter zu geben glaubte, der Vertraulichkeit, die er einzuräumen sich den Schein gab; sie bewunderten ihn, fühlten aber im Herzen, weit von ihm lasse es sich freier und leichter athmen.

Friedrichs größtes Unglück war sein Mangel an Achtung für Religion und gute Sitten. Er war ein ausgemachter Cyniker. Zwar hatte sein Bestreben nach Ruhm, seiner Seele Größe und Erhabenheit mitgetheilt; doch verhinderte seine mehr als freie Art sich über die heiligsten Gegenstände auszulassen, daß man selbst seinen Tugenden kein Vertrauen schenken konnte; man genoß ihres Anschauens, man gab ihnen Beifall, aber man hielt sie für kalte Berechnung. Alles, in dem Betragen Friedrichs, schien eine Folge seiner Politik seyn zu müssen; und so geschah es, daß das Gute, das er that, zwar den Wohlstand seines Landes, aber

nicht die Moralität seines Volks verbesserte. Er trug den Unglauben zur Schau, er trieb mit der weiblichen Tugend seinen Spott; und nichts verträgt sich weniger mit dem deutschen Character, als diese beiden Züge in der Denkart. Dadurch, daß Friedrich seine Unterthanen von dem, was er Vorurtheile nannte, frei machte, erstickte er in ihnen den Patriotismus; denn um Länder liebzugewinnen, die von Natur unfreundlich und unfruchtbar sind, muß es in diesen Ländern strenge Meinungen und Grundsätze geben. In Sandwüsten, wo der Boden nur Fichten und Haidekraut hervorbringt, besteht die Kraft des Menschen in seiner Seele; und wer ihm das raubt, was das Leben seiner Seele ausmacht, wer ihm die religiösen Gefühle raubt, was läßt er in ihm zurück, als Eckel und Widerwillen gegen sein trauriges Vaterland?

Wenn Friedrich den Krieg liebte, so läßt sich diese Neigung durch große politische Motive entschuldigen. Sein Königreich konnte, so wie er es aus den Händen seines Vaters erhielt, nicht bestehen; schon um es zu erhalten, mußte er es vergrößern. Als er den Thron bestieg, zählte er drittehalb Millionen Unterthanen; seinem Nachfolger hinterließ er sechs Millionen. Er fühlte, wie nothwendig sein Heer ihm war; und eben deswegen versagte er es sich, in der Nation einen Gemeingeist zu unterhalten, der durch Kraft und Einheit mächtig nach aussen hin gewirkt haben würde. Friedrichs Regierung gründete sich auf die militärische Macht und auf die bürgerliche Gerechtigkeit; durch seine Weisheit wußte er beide mit einander zu vereinbaren; gleichwohl war es schwer, zwei so verschiedenartige Kräfte unter ein Gesetz zu bringen. Friedrich wollte seine Soldaten zu militärischen Maschinen machen; seine Unterthanen zu auf-

geklärten, des Patriotismus fähigen Bürgern. Er errichtete in seinen Städten keine Behörden zweiter Classe, keine Stadtbehörden, wie man sie im übrigen Deutschland findet, aus Furcht, sie möchten der unmittelbaren Thätigkeit des Militärdienstes in den Weg treten; und gleichwohl wünschte er in seinen Staaten den Freiheitssinn so weit ausgedehnt, daß man den Gehorsam für freiwillig ansehen möchte. Er wollte den Soldatenstand zum ersten von allen machen, weil er dessen am meisten bedurfte; aber es war zugleich sein Vorsatz, daß der Civilstand sich neben dem der Gewalt unabhängig erhalten möchte. Mit einem Worte, Friedrich wollte allenthalben Stützpuncte, und nirgends Hindernisse finden.

Die herrliche Zusammenmischung aller Classen der Gesellschaft kann nur eine Folge des Gesetzes seyn, wenn dieses gleichmäßig über alle herrscht. „Ein einzelner Mensch kann naturwidrige Elemente neben einander in Bewegung setzen und erhalten; aber nach seinem Tode löset sich die gewaltsame Verbindung wieder auf.“ *) Friedrichs Uebergewicht, durch die Weisheit seiner Nachfolger empor gehalten, hat noch eine Zeit lang gewirkt; gleichwohl waren in Preussen die beiden Nationen immer fühlbar, die sich nicht gut in eine einzige zusammenfügten, nehmlich das Heer und die Bürger. Neben auf das bestimmteste ausgesprochenen liberalen Grundsätzen bestanden die Grundsätze des Adels noch immer fort; so daß überhaupt Preussen mit einem Januskopf verglichen werden konnte, mit einem militärischen und einem philosophischen Gesichte.

---

*) Von der Censur gestrichen.

Der größte Vorwurf, den man Friedrich dem Großen machen kann, ist seine Bereitwilligkeit zur Theilung von Polen. Schlesien hatte er mit den Waffen in der Hand erobert; Polen ist eine Eroberung im Sinne Machiavell's, „und es stand nie „zu erwarten, daß auf diese Weise gestohlene Unter„thanen dem Taschenspieler, der sich ihren Souve„rain nannte, treu bleiben würden.“ *) Ueberdies lassen sich Deutsche und Slaven nicht durch unauflösliche Bande vereinigen, und eine Nation, welche Fremde, die vorher ihre Feinde waren, als Unterthanen in ihren Schooß aufnimmt, ist beinahe eben so übel daran, als wenn sie sie zu Herren erhielte; einem solchen politischen Körper fehlt es an Zusammenhang, an Einheit, an demjenigen Ganzen, wodurch der Staat zur Person, und der Patriotismus zum Hauptbestandtheil der Staaten wird.

Diese Bemerkungen über Preussen gehen von den Mitteln aus, die dieses Reich hatte, sich zu erhalten und sich zu vertheidigen; denn in der inneren Staatsverwaltung und Regierung wurden die Unabhängigkeit und die Sicherheit des Bürgers in nichts gefährdet. Preussen gehört zu den Ländern von Europa, wo man die Aufklärung am meisten in Ehren hält, wo die Freiheit, wenn nicht im Recht, doch in der That, am sorgsamsten geachtet wird. Ich bin in den gesammten preussischen Staaten auf keinen einzigen Menschen gestoßen, der über willkührliche Handlungen der Regierung Klage geführt hätte; gleichwohl hätte er ohne Gefahr Klagen dieser Art hören lassen dürfen: wenn aber im gesellschaftlichen Stande das Glück selbst,

*) Von der Censur gestrichen.

so zu sagen, nichts weiter als ein günstiger Zufall ist; wenn es nicht auf dauerhaften Einrichtungen ruht, die dem menschlichen Geschlechte seine Kraft und seine Würde verbürgen, so fehlt es dem Patriotismus zu bald an Ausdauer, und man überläßt zu leicht dem Ohngefähr, Vorzüge, die man dem Ohngefähr schuldig zu seyn glaubt. Friedrich II., eine der schönsten Gaben dieses Ohngefährs, welches einigemal zum Schutzgeiste von Preussen geworden war, hatte die aufrichtige Liebe seines Landes zu gewinnen gewußt; nach seinem Tode verehrte man ihn nicht weniger, als in seinem Leben. Gleichwohl hat Preussens Schicksal nur zu auffallend bewiesen, wohin der Einfluß eines großen Mannes führt, sobald er während seiner Regierung nicht edel und großmüthig dahin trachtet, sich nach seinem Tode entbehrlich zu machen. Die ganze Nation verließ sich auf ihren König, gründete ihre ganze Existenz auf ihn, glaubte mit ihm aufhören zu müssen.

Friedrich II. hätte es gern dahin gebracht, die französische Literatur ausschließlich in seine Staaten einzuführen. Der deutschen legte er ganz und gar keinen Werth bei. Freilich war sie zu seiner Zeit nicht so merkwürdig als jetzt; gleichwohl ist es für den deutschen Fürsten Pflicht, alles aufzumuntern, was deutsch ist. Friedrich hatte zur Absicht, Berlin Paris ähnlich zu machen; er schmeichelte sich, unter den französischen Religionsflüchtlingen einige Schriftsteller zu finden, die im Stande wären, zu einer französischen Literatur den Grund zu legen. Eine solche Hoffnung mußte nothwendig getäuscht werden; ein künstlicher Anbau kommt nie dem natürlichen bei; einzelne Menschen können gegen die Hindernisse ankämpfen, die aus der Natur der Dinge entstehen; große Mas-

sen folgen immer den natürlichen Richtungen. Friedrich hat seinem Lande wirklich und wesentlich dadurch geschadet, daß er dem deutschen Genie laut mit Verachtung begegnete. Eine Folge davon war, daß der deutsche Staatskörper mehr als einmal sich ungerechten Argwohn gegen Preussens Grundsätze zu Schulden kommen ließ.

Gegen das Ende der Regierung Friedrichs entwickelten sich mehrere deutsche Schriftsteller, und erndteten verdienten Ruhm von der Nation; nicht aber von ihm, der auf die Eindrücke seiner Jugend beharrend, das ungünstige Vorurtheil, das er gegen die Literatur seines Landes gefaßt hatte, nicht fahren ließ. Wenig Jahre vor seinem Tode setzte er eine kleine Schrift auf, in welcher er, unter andern Sprachveränderungen in Vorschlag bringt, jedem Infinitiv des Zeitworts einen Vocal anzuhängen, um das Rauhe der deutschen Endungen zu mildern. Dieses Deutsch mit dem italienischen Anhängsel würde die seltsamste Wirkung von der Welt hervorgebracht haben. Aber kein Monarch auf Erden, selbst nicht der größte Despot im Orient, ist mächtig genug, ich will nicht sagen, die Wendung, sondern nur die Endung der in seiner Landessprache üblichen Worte allgemein zu verändern.

In einer schönen Ode hat es der Dichter Klopstock dem Könige Friedrich zum Vorwurf gemacht, daß dieser die deutschen Musen vernachläßige, die sich, von ihm unbemerkt, bestrebten, seinen Ruhm zu verkünden. Friedrich war weit entfernt, zu ahnden, was die Deutschen im Fache der Literatur und Philosophie sind; er traute ihnen keinen Empfindungsgeist zu. Ueberhaupt wollte er unter den Gelehrten eine Mannszucht wie bei seiner Armee einführen. In seiner eigenhändigen Vor-

schrift an die Academie heißt es: „In der Medicin „soll man der Methode von Boerhave, in der Meta„physik der des Locke, und in der Naturgeschichte der „des Thomasius folgen.“ Diese Vorschriften wurden nicht befolgt. Friedrich hatte keine Ahndung davon, daß unter allen Völkern, die Deutschen sich am wenigsten vom literarischen und philosophischen Schlendrian fortziehen lassen; nichts gab zu seiner Zeit die Kühnheit zu erkennen, mit welcher sie sich in spätern Zeiten in das Feld der Abstractionen gewagt und darin getummelt haben.

Friedrich sah seine Unterthanen als Ausländer, geistreiche Franzosen aber als seine Landsleute an. Es war freilich natürlich und zu entschuldigen, daß er sich durch das Glänzende und Gehaltvolle, welches zur damaligen Zeit die französischen Schriftsteller zugleich auszeichnete, verführen ließ; gleichwohl würde er mehr für den Ruhm seines Landes gethan und gewirkt haben, hätte er die Fähigkeiten begriffen und entwickelt, die seiner Nation eigenthümlich sind. Doch wie konnte er dem Einfluß und dem Geiste seiner Zeit widerstehen, und wo ist der große Mann, dessen Genie nicht in vieler Hinsicht das Werk seines Jahrhunderts und seines Zeitalters wäre?

Siebzehntes Capitel.

Berlin.

Berlin ist eine große Stadt, mit breiten geraden Straßen, schönen Häusern, und von regelmäßi-

ger Bauart. Da sie größtentheils neu gebaut ist, so finden sich wenige Spuren älterer Zeiten. Unter den modernen Gebäuden erheben sich keine gothische Monumente, und das Neue wird in diesem neugebildeten Lande auf keinerlei Weise durch Altes unterbrochen und eingezwängt. Was kann aber, wird man sagen, sowohl in Hinsicht der Gebäude, als der öffentlichen Einrichtungen, besser seyn, als durch Ruinen nicht gehemmt zu werden? Ich, für meinen Theil, würde mir in America neue Städte und neue Gesetze wünschen; dort sprechen Natur und Freiheit laut genug zur Seele, um die Erinnerungen entbehrlich zu machen; aber auf unserem alten europäischen Boden müssen wir auf Spuren der Vergangenheit stoßen. Berlin, diese ganz moderne Stadt, so schön sie immer seyn mag, bringt keine feierliche, ernste Wirkung hervor, sie trägt das Gepräge weder der Geschichte des Landes noch des Characters der Einwohner; und die prächtigen neu aufgebauten Gebäude scheinen bloß für die bequeme Vereinigung der Vergnügungen und der Industrie bestimmt zu seyn. Die schönsten Palläste von Berlin sind von gebrannten Steinen; kaum wird man in den Portalen und Triumphbögen Quaderstücke auffinden. Preussens Hauptstadt gleicht Preussen selbst; Gebäude und Einrichtungen zählen nur ein Menschenalter, und nichts darüber, weil sie einen Menschen zum Urheber haben.

Der Hof, dem eine schöne tugendhafte Königin vorstand, war zu gleicher Zeit imposent und einfach; die königl. Familie theilte sich gern der Gesellschaft mit, mischte sich mit Würde in die Zirkel der Nation, und fand in alle Herzen Eingang, weil sie mit dem Begriff des Vaterlandes zusammenschmelzen. Der König hatte Männer, wie

J. von Müller, Ancillon, Fichte, Humboldt, Hufeland und eine Menge anderer, die sich in allen Gattungen auszeichneten, in Berlin vereinigt; alle Elemente einer liebenswürdigen Gesellschaft, einer starken Nation, waren da; aber noch waren diese Elemente nicht gegen einander abgewogen, nicht mit einander verbunden. Gleichwohl galt der Geist, mehr und allgemeiner in Berlin als in Wien; der Held des Landes, Friedrich II. war zu seiner Zeit ein unendlich geistreicher Kopf gewesen; und so kam es, daß der Abglanz seines Namens noch alles schätzen und lieben ließ, was ihm ähnlich seyn konnte. Maria Theresia ließ zu ihrer Zeit keinen solchen Eindruck in Wien zurück, und was bei ihrem Nachfolger Joseph für Geist hätte gelten können, schreckte sie von der Sucht ab, geistreich seyn zu wollen.

Dem Schauspiel, das Berlin gewährte, kam in Deutschland kein andres gleich. Berlin, im Mittelpunkt des nördlichen Deutschlands, kann sich als den Brennpunkt der Aufklärung und des Lichts betrachten. Wissenschaften und Künste sind im Flor, und bei den Mittagstafeln, wozu bloß Männer geladen werden, bei Ministern, Gesandten rc. findet die Abstufung des Ranges, die dem Verkehr in Deutschland so nachtheilig ist, nicht statt; Männer von Talent aus allen Classen treffen hier zusammen. Dieses glückliche Gemisch erstreckt sich aber noch nicht bis auf die Frauen; es giebt mehrere unter ihnen, deren Reize und Seeleneigenschaften alles an sich ziehen, was sich in Berlin auszeichnet; aber hier sowohl, als im übrigen Deutschland, ist die Gesellschaft des weiblichen Geschlechts mit der männlichen noch nicht innig genug verwebt. Der größte Reiz des Lebens besteht in Frankreich, in der Kunst, die Vorzüge

vollkommen in einander zu fügen, die aus der Verbindung des männlichen und weiblichen Geistes für den gesellschaftlichen Verkehr entspringen können. In Berlin schränkt sich die Unterhaltung der Männer fast bloß auf Männer ein; der Kriegsstand theilt ihnen eine Art von Rauheit mit, die es ihnen zum Bedürfniß macht, sich dem Zwang einer Gesellschaft mit Frauen nicht zu unterwerfen.

Wenn es, wie in England, große politische Gegenstände abzuhandeln giebt, waltet in männlichen Zirkeln immer ein edles allgemeines Interesse ob; aber in Ländern, wo es keine repräsentative Regierung giebt, ist die Gegenwart der Frauen nothwendig, um die Gefühle zart und rein zu erhalten, denn ohne diese Zartheit und Reinheit geht die Liebe zum Schönen verloren. Der Einfluß der Frauen ist für die Krieger noch dienlicher als für die Bürger; die Gesetze können ihrer eher entbehren, als die Ehre; sie allein erhalten in einer rein militärischen Monarchie den Geist des Ritterthums. Das alte Frankreich verdankte seinen ganzen ehemaligen Glanz jener Gewalt der öffentlichen Meinung, die sich auf das Uebergewicht der weiblichen Urtheile und Aussprüche gründet.

Die Gesellschaft in Berlin bestand nur aus wenig Männern; und gerade die kleine Anzahl derselben dient dazu, sie zu verwöhnen, denn sie benimmt ihnen den Antrieb, das Bedürfniß, die Unruhe zu gefallen. Die Militärs, die einen Urlaub von einigen Monaten erhielten, und diese in der Hauptstadt zubrachten, waren mehrentheils auf Bälle bedacht, oder am Spieltisch beschäftigt. Die Vermischung beider Sprachen war der Unterhaltung nachtheilig, und die großen Assembleen hatten nicht mehr Interesse in Berlin als in Wien; ja, in allem, was Bezug auf das Aeußere der Hofsitte hat,

muß man Wien den Vorzug vor Berlin einräumen. Dagegen machte in den letzten Jahren die Preßfreiheit, der Verein geistreicher Männer, die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, die sich allgemein verbreitet hatte, Berlin zur wahren Hauptstadt des neuern, des aufgeklärten Deutschlands. Die französischen Religions-Flüchtlinge schwächten zum Theil die vollkommen deutsche Richtung, deren Berlin fähig ist; in ihnen fand sich noch eine abergläubische Ehrfurcht vor dem Jahrhundert Ludwigs XIV.; ihre Begriffe von Literatur, anstatt aus dem fernen Lande Zuwachs zu erhalten, aus welchem ihre Väter sie mitgebracht hatten, schrumpften ein und trockneten aus. Dessen ungeachtet würde Berlin eine bedeutende Herrschaft über den öffentlichen Geist in Deutschland gewonnen haben, wenn, ich wiederhole es, man nicht gegen die Verachtung, die Friedrich der deutschen Nation bewiesen, Empfindlichkeit im Herzen bewahret hätte!

Philosophische Schriftsteller haben sich häufig Vorurtheile gegen Preussen erlaubt; sie nannten Preussen eine geräumige Caserne, und unter diesem Gesichtspunkte konnte es unmöglich Werth für sie haben; was in Preussen wahrhaft interessirt, ist die Aufklärung, das Gefühl des Rechts, der Geist der Unabhängigkeit, die man in einer Menge Menschen von allen Classen antrifft; noch waren aber diese schönen Eigenschaften nicht eng mit einander verbunden. Der neu zusammengesetzte Staat beruhete weder auf der Zeit, noch auf dem Volke.

Die in Deutschland allgemein eingeführten erniedrigenden körperlichen Strafen im Militär, erstickten den Keim der Ehre im Herzen des Kriegers; alles, was im Kriegsstand zu Gewohnheit geworden, ist dem preußischen Kriegsgeiste eher nachtheilig als gedeihlich gewesen; diese Gewohn-

heiten beruhten auf alten Grundsätzen, die das Heer von der Nation trennten, da es in unsern Zeiten keine wahrhafte Kraft, als im Nationalcharacter, giebt. Dieser Character ist in Preussen edler und hochfliegender, als man es aus den letzten Ereignissen schließen sollte; und „der glühende „Heldenmuth des unglücklichen Prinzen Louis „läßt auf seine Waffenbrüder noch einige Stralen „von Ruhm zurückfallen.“ *)

Achtzehntes Capitel.

Die deutschen Universitäten.

Das ganze nördliche Deutschland ist mit den gelehrtesten Universitäten Europa's übersäet. In keinem Lande, selbst in England nicht, giebt es so viel Mittel zum Unterricht, und zur Vervollkommnung seiner Geistesfähigkeiten. Woran liegt es denn, daß es der Nation an Vollkraft fehlt, und daß sie im Allgemeinen für schwerfällig und beschränkt gilt, ohngeachtet sich in ihr eine kleine Anzahl von Männern befindet, die vielleicht die geistreichsten in ganz Europa sind? Nicht der Erzie-

*) Von der Censur gestrichen. Ich widerstand mehrere Tage, und kämpfte um die Erlaubniß, dem Prinzen Louis diesen Zoll der Achtung darbringen zu können. Ich stellte vor, der Ruhm der Franzosen gewönne dabei, wenn man der Tapferkeit der Ueberwundenen Gerechtigkeit widerfahren ließe; allein die Censoren fanden es bequemer, in dieser Hinsicht nichts zu erlauben.

hung, sondern der Natur der Regierungen ist dieser seltsame Contrast zuzuschreiben. Die intellectuelle Erziehung ist in Deutschland vortrefflich; aber sie wird in der Theorie vollendet. Die practische Erziehung hängt lediglich von der Geschäftsführung ab; nur durch das Handeln gewinnt der Character die nöthige Festigkeit, um sich in dem Lebenswandel zu leiten. Der Character ist ein Instinkt; aber obwohl er mehr der Natur als dem Geiste verwandt ist, so geben doch nur die Umstände dem Menschen Gelegenheit, ihn zu entwickeln. Die Regierungen sind die eigentlichen Erzieher der Völker; und die öffentliche Erziehung selbst, wie gut sie auch seyn möge, bildet wissenschaftliche Menschen, aber nicht Bürger, Krieger und Staatsmänner.

In Deutschland reicht der philosophische Geist viel weiter, als in irgend einem andern Lande; nichts hält ihn auf, und selbst die Abwesenheit einer politischen Laufbahn, wie nachtheilig sie auch der Masse ist, giebt den Denkern um so mehr Freiheit. Aber eine unermeßliche Kluft trennt die Geister der ersten und der zweiten Ordnung, weil für Menschen, die sich nicht zur Höhe der umfassendsten Conceptionen erheben, weder ein Interesse, noch ein Gegenstand der Thätigkeit vorhanden ist. Wer sich in Deutschland nicht mit dem Universum befaßt, hat nichts zu thun.

Die deutschen Universitäten haben einen alten Ruf, der um mehrere Jahrhunderte über die Reformation hinausreicht. Seit dieser Epoche verdienen die protestantischen Universitäten den Vorzug vor den katholischen, und aller literärischer Ruhm hängt in Deutschland mit diesen Institutionen zusammen. *) Die englischen Universitäten haben

*) Einen Abriß davon kann man in dem Werke finden,

auf eine ausgezeichnete Weise dazu beigetragen, jene Kenntniß der alten Sprachen und Literaturen zu verbreiten, welche den Rednern und Staatsmännern in England eine so liberale und glänzende Unterweisung giebt. Es gehört zum guten Geschmack, noch etwas mehr zu kennen als Geschäfte, wenn man diese einmal kennt; und außerdem schließt die Beredtsamkeit freier Nationen sich an die Geschichte der Griechen und Römer, als an die Geschichte alter Landsleute, an. Aber die deutschen Universitäten, obgleich in mancher Hinsicht den englischen sehr ähnlich, unterscheiden sich von diesen in vieler Hinsicht. Die Menge der Studirenden, die sich zu Göttingen, Halle, Jena, u. s. w. vereinigten, bildeten beinahe einen freien Körper im Staate; die Reichen und Armen unter ihnen unterschieden sich von einander nur durch ihr persönliches Verdienst, und die Fremden, welche aus allen Winkeln der Welt herbeiströmten, unterwarfen sich mit Freuden einer Gleichheit, welche nur durch die natürliche Ueberlegenheit gestört werden konnte.

Es gab in Deutschland unter den Studirenden Unabhängigkeits-Sinn und selbst militärischen Geist; und wenn sie sich, nach dem Austritt aus dem Universitäts-Leben, den öffentlichen Angelegenheiten hätten widmen können, so würde ihre Erziehung der Energie des Charakters sehr vortheilhaft gewesen seyn. Aber sie traten zurück in die eintönigen

---

das Herr Villers über diesen Gegenstand bekannt gemacht hat. Man findet Herrn Villers immer an der Spitze edler und großherziger Ideen, und er scheint durch die Anmuth seines Geistes und die Tiefe seiner Studien berufen, Frankreich in Deutschland, und Deutschland in Frankreich zu repräsentiren.

und häuslichen Gewohnheiten, welche in Deutschland vorherrschen, und verloren allmählig den Schwung und die Entschlossenheit, die das Universitäts-Leben ihnen eingeflößt hatte, und nichts blieb übrig, als eine ausgebreitete Gelehrsamkeit.

Auf jeder deutschen Universität concurrirten mehrere Professoren für jeden Zweig des Unterrichts. Auf diese Weise waren die Lehrer selbst von Wetteifer entzündet, und suchten einer dem andern den Rang durch Anziehung einer größeren Zahl von Zuhörern abzulaufen. Die, welche sich für die eine oder die andere Laufbahn besonders bestimmten, es sey die Medizin, das Recht, oder was es sonst wollte, fühlten den natürlichen Beruf, sich über andere Gegenstände zu unterrichten; und daher rührt die Universalität der Kenntnisse, die man beinahe in allen gebildeten Männern Deutschlands antrifft. Wie die Geistlichkeit, so hatten auch die Universitäten ihre eigenthümliche Ausstattung; sie hatten sogar ihre eigene Gerichtsbarkeit, und es ist eine schöne Idee unserer Väter, daß sie die Erziehungs-Anstalten ganz unabhängig gemacht haben. Das reifere Alter mag sich den Umständen unterwerfen; aber beim Eintritt in das Leben soll der Jüngling seine Ideen aus einer ungetrübten Quelle schöpfen.

Das Sprachstudium, welches die Grundlage des Unterrichts in Deutschland ausmacht, ist in der Jugend der Entwickelung aller Fähigkeiten bei weitem günstiger, als das Studium der mathematischen und physischen Wissenschaften. Pascal, dieser große Geometer, dessen Gedanke über der Wissenschaft, womit er sich beschäftigte, wie über den übrigen allen, schwebte — Pascal selbst hat die Mängel anerkannt, die von den Geistern, welche sich ausschließlich durch das Studium der Mathe-

matik bilden, unzertrennlich sind; denn dies Studium übt in einem früheren Alter nur den Mechanismus des Verstandes, und Kinder, welche man allzu früh an das Rechnen bringt, verlieren nur den Saft der Imagination, der in diesem Alter so schön und so fruchtbar ist, und erwerben dafür eine unmäßige Richtigkeit des Geistes, indem Arithmetik und Algebra sich darauf beschränken, uns auf tausend Manieren dieselben Sätze zu lehren. Die Probleme des Lebens sind verwickelter; keins ist positiv, keins abgeschlossen; man muß errathen, wählen, und zwar mit Hülfe von Ansichten und Voraussetzungen, die mit dem untrüglichen Gange der Berechnung nichts gemein haben.

Die erwiesenen Wahrheiten führen nicht zu den Wahrscheinlichkeiten, welche in Geschäften, wie in den Künsten und in dem Umgange, uns allein zu Führern dienen. Es giebt unstreitig einen Punkt, wo auch die Mathematik jene strahlende Macht der Erfindung fordert, ohne welche sie nicht in die Geheimnisse der Natur eindringen kann; auf dem Gipfel des Gedankens scheinen sich Homers und Newtons Imagination zu vereinigen. Aber wie viele Kinder ohne Genie für die Mathematik widmen derselben ihr ganzes Leben! Man übt in ihnen nur Eine Fähigkeit, während man das ganze moralische Wesen in einer Epoche entwickeln sollte, wo man Seele und Körper durch die übermäßige Stärkung eines einzelnen Theils so leicht verdirbt.

Nichts ist weniger anwendbar auf das Leben, als ein mathematisches Raisonnement. Ein Satz in Zahlen ist entweder entschieden falsch oder wahr; in allen übrigen Beziehungen vermischt sich das Wahre mit dem Falschen auf eine so wunderbare Weise, daß nur der Instinkt uns zwischen verschiedenen Beweggründen, die auf beiden Seiten bis-

weilen gleich mächtig sind, zur Entscheidung führen kann. Indem das Studium der Mathematik zur Gewißheit gewöhnt, nimmt es uns gegen alle, der eigenen entgegenstehenden Meinungen ein; und doch ist die Hauptsache im Leben, Andere kennen zu lernen, d. h. alles aufzufassen, was sie bestimmt, anders zu denken und zu empfinden, wie wir. Die Mathematik verleitet uns, nur auf das Erweisbare einen Werth zu legen, indeß die ursprünglichen Wahrheiten, die, welche das Gefühl und das Genie fassen, keiner Demonstration empfänglich sind.

Endlich unterwirft die Mathematik alles dem Calcul, und flößt uns dadurch zu viel Respekt für die Gewalt ein; und jene erhabene Energie, welche den Hindernissen trotzt und sich in Aufopferungen gefällt, vereinbart sich schwer mit der Gattung von Vernunft, welche algebraische Combinationen entwickeln.

Es kommt mir also vor, als müsse man, sowohl zum Besten des Herzens, als des Geistes, das Studium der Mathematik in seine Zeit verlegen, und zwar nur als einen Theil des Gesammt-Unterrichts, nicht als Grundlage der Erziehung, und folglich nicht als bestimmendes Princip des Charakters und der Seele.

Unter den Erziehungs-Systemen giebt es auch solche, die den Unterricht mit den Naturwissenschaften anzufangen rathen. Sie sind in der Kindheit ein bloßer Zeitvertreib; es sind gelehrte Spielereien, welche bewirken, daß man sich methodisch belustigt und oberflächlich studirt. Man hat sich eingebildet, daß man, so viel als immer möglich, den Kindern alle Anstrengung ersparen, alle Studien in Erholungen verwandeln und ihnen recht früh naturhistorische Sammlungen zu Spielwerken, und physikalische

sikalische Experimente zu Schauspielen geben müsse. Auch dies scheint mir ein irriges System zu seyn. Wäre es auch möglich, daß ein Kind spielend etwas Wichtiges lernen könnte, so würde ich noch immer die unterbliebene Entwickelung einer Fähigkeit bedauern, nehmlich der Aufmerksamkeit; eine Fähigkeit, welche ungleich wesentlicher ist, als eine Kenntniß mehr. Ich weiß, man wird mir sagen, die Mathematik schärfe vor allem die Aufmerksamkeit; aber sie gewöhnt nicht zum Sammlen, zum Würdigen, zum Concentriren. Die Aufmerksamkeit, die sie verlangt, ist so zu sagen, geradlinigt. In Dingen der Mathematik ist der menschliche Geist thätig, wie eine Springfeder, die ewig dieselbe Richtung nimmt.

Die Erziehung, welche spielend geschieht, zerstreut den Gedanken. Die Mühe in jeder Art ist eins von den großen Geheimnissen der Natur, und der Geist des Kindes muß sich zu den Anstrengungen des Studiums eben so gewöhnen, wie unser Herz zum Leiden. Die Vervollkommnung der Jugend steht zu der Arbeit in eben dem Verhältniß, wie die Vervollkommnung des reiferen Alters zu dem Schmerz. Es ist unstreitig zu wünschen, daß Eltern und Schicksal dieses doppelte Geheimniß nicht allzu sehr mißbrauchen; aber in allen Fächern des Lebens ist nur das von Wichtigkeit, was auf den Mittelpunkt der Existenz selbst hinwirkt, und man betrachtet das moralische Wesen zu sehr in Einzelnheiten. Ihr werdet mit Bildern, mit Charten euer Kind eine Menge Dinge lehren, nicht aber die Kunst zu lernen, und die Gewohnheit der Zerstreuung, die ihr auf die Wissenschaften hinleitet, wird bald einen anderen Lauf nehmen, wenn euer Kind nicht länger von euch abhängig ist.

Also, gar nicht ohne Grund ist das Studium der alten und neueren Sprachen die Grundlage aller Erziehungsanstalten, welche die fähigsten Männer Europa's gebildet haben. Der Sinn einer Redensart in einer fremden Sprache ist zugleich ein grammatikalisches und intellectuelles Problem; und dieses Problem ist der Fassungskraft des Kindes ganz angemessen. Anfangs vernimmt es nur Wörter, dann erhebt es sich bis zum Verständniß der Redensart, und bald darauf macht sich dem übersetzenden Kinde der ganze Zauber des Ausdrucks — seine Stärke, seine Harmonie, kurz alles was sich in der Sprache der Menschen findet — allmählig fühlbar. Es versucht sich ganz allein mit den Schwierigkeiten, welche ihm zwei Sprachen zugleich darbieten; es führt sich allmählich in die Ideen ein, vergleicht und verbindet mehrere Arten von Analogien und Wahrscheinlichkeiten; und die freiwillige Thätigkeit des Geistes, sie, die die Fähigkeit zu denken allein wahrhaft entwickelt, wird durch dies Studium lebhaft gefördert. Die Zahl der Fähigkeiten, die es zu gleicher Zeit in Bewegung setzt, giebt ihm den Vorzug vor jeder anderen Arbeit, und man ist nur allzu glücklich, das biegsame Gedächtniß des Kindes zu Einsammlung von einer Art von Kenntnissen zu gebrauchen, ohne welche es sein ganzes Leben hindurch auf den Zirkel seiner eigenen Nation beschränkt seyn würde, der, wie alles Ausschließende, immer zu eng ist.

Das Studium der Grammatik erfordert dieselbe Folge, dieselbe Stärke der Aufmerksamkeit, wie die Mathematik; aber es ist dem Denken bei weitem näher verwandt. Die Grammatik verbindet die Ideen mit einander, wie der Calcul die

Zahlen in einander kettet; die grammatikalische Logik ist wohl eben so genau, wie die der Algebra, und doch findet sie ihre Anwendung auf alles, was in unserem Geiste lebendig ist; die Wörter sind zu gleicher Zeit Ziffern und Bilder; sie sind Sklaven und Freie, der Disciplin der Syntax unterworfen, und vermöge ihrer natürlichen Bedeutung allmächtig. Man findet also in der Metaphysik der Grammatik die Strenge des Raisonnements und die Unabhängigkeit des Gedankens mit einander vereinigt; alles ist durch Wörter gegangen und alles findet sich darin wieder, wenn man sie zu untersuchen versteht: die Sprachen sind unerschöpflich für das Kind, wie für den Mann, und Jeder kann daraus ziehen, was er braucht.

Die dem Geiste der Deutschen so natürliche Unpartheilichkeit bestimmt ihn zum Studium ausländischer Literaturen, und unter den Personen, die sich über die gemeine Classe erheben, findet man in Deutschland nur wenige, denen nicht mehrere Sprachen geläufig wären. Beim Austritt aus den Schulen weiß man gemeiniglich schon Latein, Griechisch sogar. „Die Erziehung der deutschen Universitäten, sagt ein französischer Schriftsteller, beginnt da, wo die Erziehung mehrerer Nationen von Europa aufhört.“ Nicht bloß sind die Professoren Männer von erstaunlicher Gelehrsamkeit, sondern, was sie vorzüglich auszeichnet, ist ein sehr gewissenhafter Unterricht. In Deutschland betreibt man alles gewissenhaft; und wahrlich, so muß es seyn. Wenn man den Lauf des menschlichen Schicksals untersucht, so wird man finden, daß der Leichtsinn zu allem Bösen von der Welt führen kann. Nur in der Jugend schließt der Leichtsinn einen Zauber in sich; es scheint, als ob der Schöpfer das Kind noch an der Hand halte, und es

über die Wolken des Lebens sanft hinführe; aber wenn die Zeit den Menschen sich selbst überliefert, so findet er nur noch im Ernste seiner Seele Gedanken, Gefühle und Tugenden.

Neunzehntes Capitel.

Von den besonderen Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten.

Es wird zwar Anfangs inconsequent scheinen, daß ich die alte Methode lobe, welche das Studium der Sprachen zur Grundlage der Erziehung macht, und dann die Pestalozzische Schule als eine der besten Anstalten dieses Jahrhunderts betrachte; ich glaube indeß, daß diese beiden Ansichten vereinigt werden können.

Von allen Studien ist zwar bei Pestalozzi die Mathematik dasjenige, welches die glänzendsten Resultate giebt; allein es kommt mir vor, als könne seine Methode auch auf andere Theile des Unterrichts angewendet werden, ohne minder sichere und rasche Fortschritte zu bewirken. Rousseau hat gefühlt, daß die Kinder vor dem Alter von zwölf bis dreizehn Jahren nicht den nöthigen Verstand für die Studien haben, die man von ihnen verlangt, oder vielmehr für die Methode des Unterrichts, der man sie unterwirft. Sie wiederholten, ohne zu fassen; sie arbeiteten, ohne zu lernen; sie erndteten von der Erziehung oft nur die Gewohnheit, ihre Aufgabe ohne richtigen Begriff zu machen, und der Macht des Lehrers durch die List des Schülers auszuweichen. Alles was Rousseau gegen die hergebrachte Erziehung ge-

sagt hat, ist vollkommen wahr; aber das, was er als Rettungsmittel vorschlägt, ist nicht selten noch schlimmer, als das Uebel selbst.

Ein Kind, das nach dem Rousseauschen System in einem Alter von zwölf Jahren noch nichts gelernt hätte, würde von seinem Leben sechs kostbare Jahre eingebüßt haben; seine Verstandes-Organe würden nie die Biegsamkeit erhalten, welche die Uebung von Kindesbeinen an giebt und allein geben kann. Der Müssiggang würde ihm so zur Gewohnheit, und diese Gewohnheit so mächtig geworden seyn, daß man es in einem Alter von zwölf Jahren durch Vorstellungen von der Nothwendigkeit der Arbeit weit unglücklicher machen würde, als es durch die Gewöhnung, darin eine nothwendige Bedingung des Lebens zu sehen, jemals werden konnte. Außerdem würde die Sorgfalt, welche Rousseau von dem Erzieher fordert, um den Unterricht zu ergänzen und denselben durch die Nothwendigkeit herbeizuführen, jeden Menschen nöthigen, sein ganzes Leben an die Erziehung des andern zu setzen, und nur die Großväter würden die Freiheit haben, eine persönliche Laufbahn zu beginnen. Dergleichen Entwürfe sind chimärisch, indeß die pestalozzische Methode reell und anwendbar ist, und auf den künftigen Gang des menschlichen Geistes einen großen Einfluß gewinnen kann.

Rousseau sagt mit Recht, daß die Kinder nicht fassen, was sie lernen; und daraus schließt er, daß sie nichts lernen sollen. Pestalozzi hat vortrefflich ergründet, warum die Kinder nicht fassen und seine Methode vereinfacht die Ideen so, und stuft sie zugleich so ab, daß sie dem Fassungsvermögen der Kindheit entsprechen, und daß der Geist in diesem Alter, ohne zu ermatten, zu den tiefsten

Resultaten gelangt. Indem Pestalozzi mit großer Genauigkeit durch alle Stufen des Raisonnements durchgeht, setzt er das Kind in den Stand, selbst zu entdecken, was man es lehren will.

In Pestalozzi's Methode giebt es kein Beinahe; man versteht entweder gut, oder man versteht gar nicht; denn alle Sätze berühren sich so nahe, daß das zweite Raisonnement immer eine unmittelbare Folge des ersteren ist. Rousseau hat gesagt, man ermüde den Kopf der Kinder durch die Studien, die man von ihnen fordere. Pestalozzi führt sie immer auf einem so leichten und so positiven Wege, daß das Vertrautwerden mit den abgezogensten Wissenschaften ihnen nicht mehr Beschwerde verursacht, als sie in den einfachsten Beschäftigungen finden; jeder Schritt in diesen Wissenschaften ist, vermöge des Vorhergegangenen, eben so leicht, als die allernatürlichste Folgerung aus den allergewöhnlichsten Umständen. Was die Kinder ermüdet, ist, wenn man sie die Zwischensätze überhüpfen läßt, ist, wenn sie vorrücken, ohne zu wissen, was sie gelernt zu haben glauben. In ihrem Kopfe ist alsdann eine Verwirrung, die ihnen jede Untersuchung furchtbar macht, und ihnen einen unüberwindlichen Eckel gegen die Arbeit einflößt. Von allen diesen Nachtheilen keine Spur bei Pestalozzi. Die Kinder belustigen sich mit ihren Studien, nicht, daß man ihnen dieselben zum Spiel macht — was, wie ich schon bemerkt habe, die Langeweile in das Vergnügen, und den Flattersinn in das Studium bringt — sondern weil sie, von Kindesbeinen an, das Vergnügen gemachter Menschen genießen — nehmlich zu begreifen und zu beendigen, was man ihnen aufgetragen hat.

Pestalozzi's Methode ist, wie alles wahrhaft Gute, nicht eine ganz neue Entdeckung, wohl aber

eine einsichtsvolle und standhafte Anwendung bereits bekannter Wahrheiten. Geduld, Beobachtung und philosophisches Studium der Verfahren des menschlichen Geistes haben ihm gezeigt, was in den Gedanken elementarisch, in ihrer Entwickelung folgerecht ist; und weiter, als jeder Andere, hat er die Theorie und Praxis der Abstufung des Unterrichts getrieben. Mit Erfolg hat man seine Methode auf die Grammatik, die Geographie, die Musik angewendet; aber es würde sehr zu wünschen seyn, wenn ausgezeichnete Lehrer, die seine Grundsätze angenommen haben, sie auf alle Arten von Kenntnissen anwendeten; die der Geschichte ist insbesondere noch nicht gehörig gefaßt. Noch hat man nicht die Abstufung der Eindrücke in der Literatur, wie die der Probleme in den Wissenschaften beobachtet. Mit einem Worte: es ist noch viel zu thun übrig, um die Erziehung auf den höchsten Punkt zu bringen, d. h. die Kunst, sich hinter das, was man weiß, zu stellen, um es Anderen begreiflich zu machen.

Pestalozzi bedient sich der Geometrie, um den Kindern den arithmetischen Calcul beizubringen; dies war auch die Methode der Alten. Die Geometrie spricht mehr zur Einbildungskraft, als die abstracte Mathematik. Es ist Recht, so viel als immer möglich die Bestimmtheit des Unterrichts mit der Lebhaftigkeit der Eindrücke zu vereinbaren, wenn man sich zum Gebieter über den ganzen menschlichen Geist machen will; denn es ist nicht die Tiefe der Wissenschaft selbst, sondern nur die Dunkelheit in der Art des Vortrags, was die Kinder verhindert, sie zu fassen; von Stufe zu Stufe begreifen sie alles, und das Wesentliche ist, die Fortschritte auf dem Gange der Vernunft bei den Kindern abzumessen. Dieser langsame, aber

sichere Gang führt so weit als immer möglich, sobald man sich zum unverbrüchlichen Gesetze macht, ihn nicht zu übereilen.

Es ist ein anziehendes und einziges Schauspiel bei Pestalozzi, diese Kinder-Gesichter zu sehen, deren abgerundete, unbestimmte und zarte Züge den Ausdruck des Nachdenkens annehmen. Sie sind aufmerksam durch sich selbst, und betrachten ihre Studien, wie ein Mensch von gereiftem Alter sich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigen würde. Etwas sehr Merkwürdiges ist, daß weder Strafen noch Belohnungen zur Aufmunterung in der Arbeit nöthig sind. Vielleicht zum erstenmale geht eine Schule von 150 Kindern ohne die Triebfeder der Nacheiferung und der Furcht. Wie viele böse Empfindungen werden dem Menschen erspart, wenn man von seinem Herzen Eifersucht und Demüthigung entfernt, wenn er in seinen Gespielen keine Nebenbuhler, in seinen Lehrern keine Richter erblickt! Rousseau wollte das Kind dem Gesetze des Schicksals unterwerfen; Pestalozzi schafft dieses Schicksal selbst in dem Laufe der Erziehung dieses Kindes, und bezweckt durch seine Decrete Glück und Vervollkommnung. Das Kind fühlt sich frei, weil es sich in der allgemeinen Ordnung gefällt, womit es umgeben ist, und deren vollkommene Gleichheit nicht einmal durch die mehr oder weniger ausgezeichneten Talente der Einzelnen gestört wird. Nicht auf Erfolg kommt es an, wohl aber auf Vorschritte zu dem Ziele, welchem Alle mit derselben Treuherzigkeit entgegen streben. Die Schüler werden Lehrer, wenn sie mehr wissen, als ihre Kameraden; die Lehrer werden wieder zu Schülern, wenn sie in ihrer Methode einige Unvollkommenheiten finden, und beginnen ihre Erziehung aufs Neue, um über die Schwierigkeiten des Unterrichts besser zu urtheilen.

Man fürchtet sehr allgemein, daß Pestalozzi's Methode die Einbildungskraft ersticken und sich der Originalität des menschlichen Geistes entgegenstellen werde. Für das Genie giebt es schwerlich eine Erziehung, und nur die Natur und die Regierung begeistern es und regen es an. Aber ursprüngliche Kenntnisse, die vollkommen klar und zuverlässig sind, können kein Hinderniß für das Genie werden; sie geben dem Geiste vielmehr eine Art von Festigkeit, die ihm auch die erhabensten Wissenschaften leicht macht. Man muß Pestalozzi's Schule bis jetzt als auf die Jugend begränzt betrachten. Nur für Leute aus der Classe des Volks ist seine Erziehung definitiv; aber eben deshalb kann sie einen höchst wohlthätigen Einfluß auf den Nationalgeist ausüben. Für reiche Leute muß die Erziehung in zwei Epochen zerfallen; in der ersten werden die Kinder von ihren Lehrern geleitet; in der zweiten unterrichten sie sich freiwillig, und diese selbstgewählte Erziehung muß auf den großen Universitäten erworben werden. Der Unterricht, den man bei Pestalozzi erwirbt, giebt Jedem, von welcher Classe er auch sey, eine Grundlage, auf welcher er, nach Gutbefinden, eine Hütte oder einen Pallast errichten kann.

Man würde sich in Frankreich sehr irren, wenn man glauben wollte, in Pestalozzi's Schule sey außer seiner raschen Methode, im Rechnen zu unterrichten, nichts Gutes weiter zu finden. Pestalozzi selbst ist gar nicht Mathematiker; auch Sprachen hat er nicht studirt. Er besitzt nur das Genie und den Instinkt, die Intelligenz der Kinder zu entwickeln; er weiß, welchen Weg ihr Gedanke verfolgt, um zum Ziel zu gelangen. Jene Reinheit des Characters, die eine edle Gelassenheit über die Affectionen des Herzens verbreitet, hat Pestalozzi für

nöthig erachtet, auf die Operationen des Geistes überzutragen. Er achtet dafür, daß in vollständigen Studien ein Vergnügen der Sittlichkeit sey. In der That bemerken wir unaufhörlich, daß oberflächliche Kenntnisse eine Art von Hochmuth einflößen, der alles, was man nicht weiß, als unnütz, oder gefährlich, oder lächerlich zurückstößt. Auch sehen wir, daß diese oberflächlichen Kenntnisse die Pflicht auflegen, das, was man nicht weiß, geschickt zu verbergen; die Offenheit leidet unter den Mängeln des Unterrichts, deren man sich zu schämen nicht verfehlen kann; denn etwas vollkommen wissen, giebt dem Geiste eine Ruhe, welche einem guten Gewissen gleichkommt. Die Redlichkeit also, welche Pestalozzi in den Kreis der Intelligenz eingeführt hat, und welche mit Ideen eben so gewissenhaft umgeht, wie mit Menschen — diese Redlichkeit ist das Hauptverdienst seiner Schule; und gerade durch sie versammelt er um sich her Männer, welche sich dem Wohlergehn der Kinder auf eine vollkommen uneigennützige Weise widmen. Wenn in einer öffentlichen Anstalt von den persönlichen Berechnungen ihrer Vorsteher keine einzige befriedigt wird, so muß man die bewegende Kraft dieser Anstalt in der Tugendliebe suchen; die Genüsse, welche sie gewährt, können allein Macht und Reichthümer entbehren.

Durch Verpflanzung der Pestalozzischen Methode würde man sein Institut noch nicht vervielfältigen; mit ihr müßte man die Beharrlichkeit der Lehrer, die Einfachheit der Schüler, die Regelmäßigkeit der Lebensweise, vor allem aber den religiösen Sinn verpflanzen, der diese Schule belebt. Die Eigenthümlichkeiten des Cultus werden hier nicht strenger beibehalten, als anderwärts; aber alles geschieht im Namen der Gottheit, im Namen

jenes reinen, edlen und erhabenen Gefühls, das den religiösen Zustand des Herzens bezeichnet. Die Wahrheit, die Güte, das Vertrauen, die Liebe umgeben diese Kinder; dies ist die Atmosphäre, in welcher sie leben, und einen längern Zeitraum hindurch bleiben ihnen alle feindseligen Leidenschaften und alle stolzen Vorurtheile der Welt vollkommen fremd. Ein beredter Philosoph Deutschlands, Fichte, hat gesagt: „er erwarte die Wiedergeburt der deutschen Nation von Pestalozzi's Institut.“ Wenigstens muß man eingestehn, daß eine auf solche Hebelkräfte gestützte Revolution, weder gewaltsam, noch reißend seyn würde; denn die Erziehung, wie gut sie auch seyn möge, ist nichts in Vergleichung mit dem Einfluß der politischen Elemente: Tropfenweise höhlt der Unterricht den Felsen aus, den der Bergstrom in einem Tage fortreisset.

Huldigen muß man Pestalozzi, besonders für die Sorgfalt die er angewendet hat, sein Institut mit dem Vermögenszustande unbemittelter Personen ins Gleichgewicht zu bringen; er hat die Pension so gering als möglich angesetzt. Mit großer Standhaftigkeit hat er sich der Armen angenommen, um ihnen die Wohlthat reiner Aufklärung und gründlichen Unterrichts zu verschaffen. Pestalozzi's Werke sind in dieser Hinsicht eine merkwürdige Lectüre; er hat Romane geschrieben, in welchen die Lagen von Leuten aus dem Volke mit vollendetem Interesse, Wahrheit und Moralität dargestellt sind.

Die Gesinnungen, die er in diesen Schriften entwickelt, sind, so zu sagen, eben so elementarisch, als die Grundsätze seiner Methode. Man muß sich über sich selbst wundern, wenn man sich bei Thränen überrascht, die man um ein so einfaches, so alltägliches Wort und Detail vergießt, daß es

bloß durch die Tiefe der Rührung Werth und Wichtigkeit erhält. Das niedere Volk steht in der Mitte zwischen den Wilden und den gebildeten Menschen; ist diese Classe tugendhaft, so trägt sie den Stempel einer Unschuldsgüte, die man in der großen Welt nicht antrifft. Die Gesellschaft lastet auf sie; sie ist mit der Natur im Kampf, und ihr Vertrauen auf Gott ist lebhafter, dauernder, als das der Reichen. Beständig vom Unglück bedroht, seine Zuflucht immer zum Gebete nehmend, jeden Morgen unruhig über sein Fortkommen, jeden Abend getröstet und gerettet, fühlt sich der Arme unter der unmittelbaren Hand desjenigen, der schützt, wen die Menschen verlassen haben, und die Rechtschaffenheit des Armen, sobald er rechtschaffen ist, ist ganz besonders gewissenhaft.

Ich erinnere mich aus einem Pestalozzischen Roman, wie ein Kind einige gestohlene Erdäpfel auf Befehl seiner sterbenden Großmutter, dem Eigenthümer zurückgeben muß. Dieser so einfache Auftritt rührt das innerste Herz. Ein so d ü r f t i g e s Verbrechen, wenn ich es so nennen darf, erregt so brennende Gewissensbisse; das Feierliche des Todes mitten im Elend des gemeinen Lebens; das Alter und die Kindheit, einander nahe gebracht durch die Stimme Gottes, welche zu beiden zugleich spricht; dieses alles thut weh, sehr weh; denn in unsern gewöhnlichen poetischen Erdichtungen, benimmt der Prunk des Schicksals etwas von der Bitterkeit des Mitleidens, das aus dem Unglück entsteht; hier aber, in Pestalozzi's Volksromanen, glaubt man ein schwaches Lämpchen zu sehen, das eine niedere Hütte bescheint, und die Herzensgüte tritt aus allen Leiden, die sie auf die Probe stellen, hervor.

Da man die Zeichenkunst füglich unter die nützlichen Kenntnisse rechnen kann, so darf man

sagen, daß unter allen Erholungskünsten, die in der Pestalozzischen Anstalt erlernt werden, die Tonkunst die einzige ist; eine Wahl, die man allerdings billigen muß. Es giebt eine ganze Ordnung von Gefühlen, ich möchte sagen, eine ganze Ordnung von Tugenden, die mit der Kenntniß, oder wenigstens mit dem Geschmack an der Musik in Verbindung stehen; es muß für eine wahrhafte Grausamkeit angesehen werden, daß man einen großen Theil des Menschengeschlechts von diesen Gefühlen entfernt hält. Die Alten waren der Meinung, die Völker seyen durch Musik entwildert worden; in dieser Allegorie liegt ein tiefer Sinn; denn man kann nicht umhin, zu glauben, das Band der Gesellschaft sey durch Sympathie oder durch Interesse geknüpft worden; und wahrlich, der erste Ursprung ist edler als der zweite.

Pestalozzi ist nicht der einzige, der in der deutschen Schweiz sich mit Eifer dem Geschäft unterzieht, die Seele des Volks auszubilden; unter eben diesem Gesichtspunkt hat der Anblick der Anstalt des Herrn von Fellenberg mich erfaßt. Viele andere haben sich bei ihm über die neuere Landwirthschaftskunde Raths erholen wollen; man versichert, sie haben die gesuchten Aufschlüsse und Befriedigungen gefunden; was aber weit mehr noch die Achtung des Menschenfreundes verdient, ist die Sorgfalt, mit welcher Herr von Fellenberg sich der Erziehung des niedern Volks annimmt; er läßt die Landschulmeister nach der Pestalozzischen Methode unterrichten, damit sie den Kinderunterricht nach derselben fortsetzen; seine Feldarbeiter lernen die Psalmen nach Noten singen, und bald wird man auf dem Felde das Lob Gottes von einfachen, aber harmonischen Stimmen erschallen hören, welche zu gleicher Zeit die Natur und ihren Urheber

preisen werden. So sucht Hr. v. Fellenberg auf alle Weise, zwischen den niedern Classen und der unsrigen ein liberales Band anzuknüpfen, ein Band, welches sich nicht bloß auf das Geldinteresse zwischen den Reichen und Armen einschränkt.

England und Amerika belehren uns, daß es nur freier Anstalten und Einrichtungen braucht, um den Verstand und die Weisheit des Volks zu entwickeln; doch ist es ein Schritt mehr, wenn man ihm, in Hinsicht auf den Unterricht und die Bildung, etwas über das Nothwendige hinaus zufließen läßt. Das Nothwendige, in jeder Art, führt etwas Empörendes mit sich, sobald es die Eigenthümer des Ueberflüßigen sind, die es abmessen. Es ist nicht genug, sich mit dem Volke unter dem Gesichtspunkt des Nützlichen zu beschäftigen; man muß es auch an den Genüssen der Phantasie und des Herzens Antheil nehmen lassen.

In eben diesem Sinn haben sich aufgeklärte Menschenfreunde in Hamburg der wichtigen Aufsicht über die Bettelei unterzogen. In ihren Armen-Anstalten haben sie weder Despotismus, noch ökonomischen Spekulationsgeist eingeführt; sie haben es dahin zu bringen verstanden, daß Unglückliche und Dürftige von selbst eben so sehr nach der Arbeit Verlangen tragen, die man von ihnen fordert, als nach den Wohlthaten, die man ihnen zu ertheilen bereit ist. Da in ihren Augen die Armen nicht Mittel, sondern Zweck sind, so haben sie den Armen die Arbeit nicht zur Pflicht, sondern zum Wunsche gemacht. Aus den abgelegten Jahresrechnungen dieser Armenanstalten ersieht man, daß ihre Stifter mehr zur Absicht hatten, die Armen besser, als sie nützlicher zu machen; dieser hohe philosophische Gesichtspunkt bezeichnet vorzüglich den Weisheits- und Freiheitssinn jener alten ehrwürdigen hanseatischen Stadt.

Es giebt viel Sinn für Wohlthätigkeit auf Erden, und wer nicht in dem Fall ist, seinen Nebenmenschen durch Aufopferungen seiner Zeit und seiner Lieblingsbeschäftigungen nützlich zu seyn, hilft ihnen gerne mit Gelde; es ist immer etwas; keine Hülfe und Tugend darf verschmäht werden. Aber in den mehresten Ländern wird die ansehnliche Masse der Privatalmosen nicht mit Weisheit verwaltet, und der Baron von Voght und seine trefflichen Mitbürger haben der Menschheit den wesentlichsten Dienst dadurch geleistet, daß sie uns bewiesen, daß ohne neue Geld-Opfer, ohne Dazwischenkunft des Staats, die Privatwohlthätigkeit hinreiche, das Elend zu stillen. Was durch Einzelne geschieht, paßt vorzüglich für Deutschland, weil dort alles, theilweise betrachtet, immer besser ist, als das Ganze.

Die Armenanstalten müssen in Hamburg den besten Fortgang haben, da sie von der Moralität seiner Einwohner so kraftvoll unterstützt werden. Diese Moralität geht so weit, daß jeder lange Zeit hindurch seine Abgaben in eine Art von öffentlichem Schatzkasten entrichtete, ohne daß jemand darüber gesetzt war, das Dargebrachte zu untersuchen; diese Abgaben sollten mit dem Vermögen eines jeden im bestimmten Verhältnisse seyn, und nach erfolgter Zusammenrechnung, fand sichs immer, daß dieses Verhältniß treu beobachtet worden war. Sollte man nicht glauben, es sey vom goldnen Zeitalter die Rede, wenn man anders in jenem Alter von Privatvermögen und öffentlichen Abgaben etwas wußte? Es ist bewundernswürdig, wie leicht Treue und Glauben alles macht, sowohl im öffentlichen Unterricht, als in der öffentlichen Verwaltung. Man sollte ihr wahrlich alle Ehre einräumen, die man der Geschicklichkeit zukommen läßt, denn, al-

les wohl berechnet und überlegt, versteht sich Treue und Glauben besser, selbst auf Weltgeschäfte, als die sogenannte Feinheit.

Zwanzigstes Capitel.

Das Fest zu Interlaken.

Dem germanischen Character ist ein großer Theil der Tugenden zuzuschreiben, die man in der deutschen Schweiz antrift. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß sich in der Schweiz der Gemeingeist, der Patriotismus, die Volkskraft, die Einigung in Meinungen und Gesinnungen mehr entwickelt hat, als in Deutschland. Andererseits erregt aber die Kleinheit des Staats, und die Armuth des Landes den Aufflug des Genies auf keine Weise. In der Schweiz findet man weit weniger Gelehrte und Denker, als im nördlichen Deutschland, wo das lockerer gewordene politische Band der edeln Schwärmerei des Geistes, den dreisten Systemen des Genies, die der Wirklichkeit nicht fröhnen, freieren Aufschwung gewährt. Die Schweizer sind kein poetisches Volk, und es nimmt uns mit Recht Wunder, daß der entzückende Anblick ihres Landes ihre Einbildungskraft nicht höher entflammt. Dennoch ist ein religiöses und freies Volk immer für eine Art von Enthusiasmus empfänglich, der von den gröberen Beschäftigungen des Lebens nie ganz erstickt werden kann. Ließe sich im geringsten daran zweifeln, so würde jeder Zweifel vor dem Hirtenfeste verschwinden müssen, welches im vorigen Jahre, mitten unter den Seen, zum Andenken des Stifters von Bern gefeiert wurde,

Die Stadt Bern verdient, mehr als je, die Achtung und die Aufmerksamkeit der Reisenden; es scheint, als habe sie seit ihren letzten Unglücksfällen ihre vorigen Tugenden mit neuer Kraft wieder erlangt, als habe sie, nach dem Verluste ihrer Schätze, ihre Wohlthätigkeit gegen Hülfsbedürftige verdoppelt. Ihre Armenanstalten sind vielleicht die vollkommensten in Europa; das Krankenhospital ist das schönste, das einzig prächtige Gebäude der Stadt. Ueber dem Haupteingange stehen die Worte: CHRISTO IN PAVPERIBVS (Christo in den Armen). Diese Inschrift ist die allererhabenste, die ich kenne. Hat es uns die christliche Religion nicht gelehrt, daß Christus auf die Welt gekommen sey für die, welche leiden? Und wer von uns, in diesem oder jenem Zeitraum seines Lebens, ist nicht einer von den Armen an Glück, an Hoffnung, einer von den Unglücklichen, denen man im Namen Gottes beistehen soll?

Alles, in der Stadt und im Canton Bern, trägt das Gepräge einer ernsten ruhigen Ordnung, einer würdigen väterlichen Regierung. Aus jedem Gegenstand, der uns vor die Augen tritt, blickt Rechtlichkeit und Tugend hervor; mitten unter zweimalhunderttausend Menschen, die man Edelleute, Bürger oder Bauern nennt, die aber alle dem Vaterlande mit gleichem Sinne ergeben sind, glaubt man, wie im Schooße einer Familie zu leben.

Um dem Feste zu Interlaken beizuwohnen, mußte ich mich auf einem der Seen einschiffen, in welchem sich die Schönheiten der Natur spiegeln, und die am Fuße der Alpen sich gesammelt zu haben scheinen, um ihre entzückenden Ansichten zu vervielfältigen. Ein stürmisches Wetter raubte uns die bestimmte Ansicht der Berge; mit den Wolken zusammenfließend, waren ihre Massen noch schauderhafter. Das Gewitter war im Anrücken, und obschon

ein Gefühl des Schreckens sich meiner Seele bemeisterte, liebte ich dennoch den Blitzstrahl des Himmels, der den Hochmuth der Menschen zu Schanden macht. Wir ruhten einige Augenblicke in einer Art von Grotte aus, ehe wir es wagten, über einen Theil des Thuner Sees, der von unzugänglichen Felsen eingefaßt ist, zu setzen. An solcher Stelle war's, wo Wilhelm Tell den Schlünden trotzte, und sich an Klippen fest klammerte, um seinen Tyrannen zu entfliehen. Jetzt unterschieden wir im Hintergrunde den Berg, der den Namen der Jungfrau führt, weil noch kein Fuß eines Reisenden ihren Gipfel erklimmte; die Jungfrau ist nicht so hoch als der Montblanc, und gleichwohl zollt man ihr mehr Ehrfurcht, weil sie unzugänglich ist.

Wir kamen zu Unterseen an, und das Geräusch der Aar, die in Wasserfällen um diese kleine Stadt sich ergießt, stimmte die Seele zu schwärmerischen Eindrücken. Die große Menge der zuströmenden Fremden fand in den reinlichen, aber ländlichen Häusern der Gegend ihr Unterkommen. Es war pikant, junge elegante Pariser mit einemmale in die Schweizerthäler wie durch Zauber versetzt zu sehen; da hörten sie nichts, als das Geräusch der Waldströme, sahen nichts, als die himmelhohen Berge, und versuchten, ob sie an diesen einsamen Oertern Langeweile genug einsammlen könnten, um mit verdoppeltem Vergnügen wieder in die große Welt zurück zu eilen.

Es ist oft die Rede von einem Liede gewesen, welches mit Alp-Hörnern geblasen wird und auf die Schweizersoldaten einen so tiefen Eindruck macht, daß sie, sobald sie es hören, ihre Regimenter verlassen, und vom Heimweh ergriffen, in das Vaterland zurückkehren. Es läßt sich die Wirkung des Liedes denken, wenn es vom Wiederhall der Berge

begleitet wird; aber das Lied ist auch nur gemacht, um fernher zu schallen; von nahem erregt es kein angenehmes Gefühl. Würde es von italienischen Stimmen gesungen, so könnte, dünkt mich, die Einbildungskraft dadurch völlig berauscht werden; vielleicht aber würde auch dieses Vergnügen auf Gedanken bringen, die mit der Einfalt des Landes im Gegensatz stünden. Man würde vielleicht Künste, Poesie, Liebe dorthin wünschen, und doch muß man es verstehen, sich daselbst an der Ruhe und dem Landleben genügen zu lassen.

Am Vorabende des Festes zündete man Feuer auf den Bergen an. Mit diesen Feuern gaben sich vorzeiten die Befreier der Schweiz das Wahrzeichen ihrer heiligen Verschwörung. Die Feuer auf den Berggipfeln glichen dem Monde, wenn er hinter Gebirgen hervortritt und sich zugleich brennend und friedlich zeigt. Es war, als hätten sich neue Gestirne eingefunden, um dem rührendsten Schauspiele, welches unsere Erde noch aufstellen kann, beizuwohnen. Eines dieser flammenden Zeichen schien an dem Himmel selbst zu glänzen und von dort die Ruinen des Schlosses Unspunnen zu überstrahlen, das Besitzthum Berthols, des Stifters von Bern, zu dessen Ehren und Andenken das Fest angestellt wurde. Tiefe Finsterniß umgab diesen lichtvollen Punkt, und die Berge, die während der Nacht großen Gespenstern glichen, standen da wie die Riesenschatten der Todten, die man feiern wollte.

Am Tage des Festes war das Wetter mild, aber nebelig; die Natur mußte mit der Rührung aller Herzen zusammenstimmen. Der zu den Spielen abgesteckte Bezirk ist mit Hügeln umgeben, die mit Bäumen bewachsen sind, und unabsehbare Berge umkränzen die Hügel. Alle Zuschauer, wohl sechstausend an der Zahl, setzten sich auf die Abhänge der Hügel, und die abwechselnden Farben ihrer

Gewänder glichen von fern den bunten Blumenmatten in der Ebene. So lachend dieser das Fest verkündende Anblick war, so sehr schienen, wenn die Blicke höher stiegen, überragende Felsen, wie das Schicksal, die Menschen mitten im Vergnügen zu bedrohen. Giebt es aber unter allen Seelenfreuden eine, die rein genug sey, dem Geschicke selbst ungetrübt unter die Augen treten zu können, so war es jene.

Als alle Zuschauer versammelt und voll Erwartung waren, hörte man von fern den feierlichen Aufzug kommen, diesen wahrhaft feierlichen Aufzug, weil er dem heiligen Dienste der Vergangenheit gewidmet war. Er wurde von einer lieblichen Musik begleitet; an der Spitze der Landleute gingen ihre Obrigkeiten; die jungen Bäuerinnen waren im alten, mahlerischen Costum ihrer Cantone gekleidet; voraus getragen wurden die Hellebarden und Panniere jedes Thals, und die Träger waren Männer in grauen Haaren, völlig so gekleidet, wie man es vor fünfhundert Jahren, wie man es bei der Verschwörung auf dem Rütli war. Eine tiefe Rührung bemächtigte sich der Seele, beim Anblick dieser friedlichen Banner, von Greisen getragen. Die alte Zeit wurde durch Männer dargestellt, die in Betracht unserer so alt, in Betracht der Jahrhunderte so jung waren. Die ruhige Zuversicht, die aus ihnen strahlte, war die reine Folge ihrer Biederkeit. Mitten im frohen Feste füllten sich unsere Augen mit Thränen, wie an jenen zugleich glücklichen und gemüthtrüben Tagen, wo wir die Wiedergenesung derer feiern, die wir lieben.

Endlich begannen die Spiele, und die Männer der Gebirge und die Männer des Thals entwickelten sehenswürdige Fertigkeiten und Kräfte, indem sie ungeheure Lasten hoben, oder mit einander rangen, Ehedem machten körperliche Kräfte die Na-

tionen kriegerischer; heut zu Tage, wo Tactik und Geschütz den Sieg entschieden, sieht man in Leibes-Uebungen nur ländliche Spiele. Das Land wird von kräftigen Männern besser gebaut; aber den Krieg führt man nur mit Hülfe der Mannszucht und der Ueberzahl, und selbst die Bewegungen der Seele haben weniger Herrschaft über das menschliche Schicksal, seitdem die Einzelnen in den Massen verschwunden sind, seitdem das Menschengeschlecht wie die leblose Natur, von den Gesetzen der Mechanik geleitet zu werden scheint.

Nachdem die Spiele ihre Endschaft erreicht, und der gute Amtmann des Orts den Siegern die Preise ausgetheilt hatte, wurde unter Gezelten ein ländliches Mahl eingenommen, und man sang Lieder dem ruhigen Glücke der Schweizer zu Ehren. Während des Mahls wurden hölzerne Becher mit Wein herumgegeben, worauf Wilhelm Tell und die drei Stifter des Schweizerbundes geschnitzt waren. Es wurden mit frommer Begeisterung die Gesundheiten auf die Ruhe, die Ordnung, die Unabhängigkeit ausgebracht; der Patriotismus des Glücks drückte sich mit einer Herzlichkeit aus, die alle Gemüther durchdrang.

Es schmückt die Wiese sich, wie sonst, mit Blumenkränzen;
Es grünen Berg und Hain;
Wie könnte unser Herz, bei der Natur im Lenzen,
Kalt, leer und müßig seyn? *)

Nein wahrlich, das Herz war nicht leer, es entfaltete sich mit Zuversicht in dieser schönen Gegend, in Gegenwart der ehrwürdigen Männer, voll

*) Worte des Schluß-Chors, aus einem Liede voller Talent und Grazie, welches zu diesem Feste gedichtet worden war. Die Verfasserin ist Mad. Harmes, unter dem Namen von Berlepsch allgemein und rühmlich in Deutschland bekannt.

reiner Empfindungen und Gefühle. Eine arme Landschaft, von beschränktem Raume, ohne Luxus, ohne Glanz, ohne Macht, wird von ihren Bewohnern geliebt, wie ein Freund, der seine Tugenden im Schatten verbirgt, und sie alle dem Glücke derer weiht, die ihn lieben. Seit fünf Jahrhunderten dauert der Wohlstand der Schweiz; seit fünf Jahrhunderten zählt man mehr weise Generationen, als große Männer darin. Es giebt für die Ausnahme keinen Raum, wenn das Ganze so glücklich ist. Sollte man nicht glauben, die Ahnherren der Nation walten und regieren noch in ihrer Mitte? so sehr werden sie noch immer von ihr geachtet, nachgeahmt und immer wieder erneuert.

Die Sitteneinfalt, die Anhänglichkeit an die alten Gebräuche, die Weisheit und Einförmigkeit in der Lebensart, bringen uns der Vergangenheit näher, und rücken die Zukunft an uns heran. Eine immer gleichlautende Geschichte ist wie ein Augenblick, der aus mehreren Jahrhunderten besteht.

Das Leben fließt in den Thälern der Schweiz dahin, wie die Flüsse, die sie durchströmen; es sind immer neue Wellen, aber ihr Lauf ist immer derselbe; möge er nie unterbrochen werden! Möge dasselbe Fest oft am Fuße derselben Berge wiederholt werden! Der Fremdling staunt sie an, diese Berge, wie ein Wunder der Natur. Der Schweizer liebt sie, wie eine Zuflucht, wo die Obrigkeiten und die Väter für das Wohl der Bürger und Kinder Sorge tragen.

Deutschland.

Von
Anne Germaine Baronin von Staël Holstein.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Band.

Zweite Abtheilung.

Vorrede.

Der Verleger findet in Hinsicht der Uebersetzung eines durch den Zauber seiner Darstellung eigentlich unübersetzbaren Buches folgendes als Vorrede nöthig:

1) daß er sie Männern übertragen, die in dem vollen Gefühl der Schwierigkeiten des Unternehmens, gegen diese Schwierigkeiten mit der größten Anstrengung gerungen und sie zu überwinden gestrebt haben, und von denen Herr Professor Friedrich Buchholz, der den Theil des Werks bearbeitet, der die historische und kritische Literatur, die Philosophie und Moral, die Religion und den Enthusiasmus behandelt, ihm die Erlaubniß ertheilt, ihn öffentlich zu nennen;

2) daß man, wenn Analysen deutscher Gedichte oder Citate aus solchen im Originale vorgekommen, die nicht ganz mit den angeführten bekannten deutschen Werken übereinstimmen, lieber treu hat übersetzen, als berichtigen wollen, weil es den Deutschen nicht darauf ankommen kann, ihre Literatur und ihre Meisterwerke aus diesem

Werke kennen zu lernen; sondern vielmehr es ihnen interessant seyn muß, zu sehen, wie die edle Verfasserin sich oft zu winden genöthigt war, um das Deutsche ihrem französischen Publikum genießbar zu machen;

3) daß der verfehlte Ausdruck von einigen Stellen, die das angehängte Verzeichniß der Verbesserungen nachweist, daher rührt, weil die Uebersetzung ursprünglich, ehe der Druck des Originals beendiget war, um den deutschen Lesern den Genuß eines so geistreichen Werkes nicht lange vorzuenthalten, aus einer Abschrift hat gefertiget werden müssen, die von Auslassungen und Schreibfehlern wimmelte.

Möge, dieser kleinen Mängel ungeachtet, das Buch dennoch auch im deutschen Gewande, die günstige Aufnahme finden, deren es, wenigstens als Stoff zum Weiterdenken und als treuer Abdruck der interessantesten Individualität, gewiß im höchsten Grade würdig ist.

Zur Leipziger Ostermesse 1814.

Der Verleger.

Erster Theil. II. Abth.

Literatur und Kunst.

Erstes Capitel.

Warum lassen die Franzosen der deutschen Literatur nicht Gerechtigkeit widerfahren?

Ich könnte auf diese Frage sehr leicht antworten: weil nur wenige Personen in Frankreich Deutsch verstehen, und die Schönheiten dieser Sprache, vorzüglich ihrer Dichtkunst, im Französischen nicht wiedergegeben werden können. Sprachen teutonischen Ursprungs sind leicht eine in die andere zu übersetzen, das gleiche gilt von den Töchtern der lateinischen; aber die letzteren sind zur Uebertragung der Poesie der germanischen Völker nicht geeignet. Eine für ein Instrument gesetzte Musik läßt sich auf einem Instrumente anderer Gattung nicht mit Erfolg geben. Außerdem besteht die deutsche Literatur in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit eigentlich nur seit vierzig bis fünfzig Jahren,

und die Franzosen sind seit den letzten zwanzig so sehr durch politische Ereignisse eingenommen worden, daß sie alles Studium der Literatur bei Seite gesetzt haben.

Man würde jedoch die Frage nur höchst oberflächlich behandeln, wenn man bei der Behauptung stehen bliebe: die Franzosen seyen darum ungerecht gegen die deutsche Literatur, weil sie sie nicht kennen. Sie haben allerdings Vorurtheile gegen sie, aber diese Vorurtheile gründen sich auf das dunkle Gefühl der entschiedenen Ungleichheit in der Art zu sehen und zu empfinden, die zwischen beiden Nationen Statt findet.

In Deutschland giebt es über nichts feste Geschmacks-Regeln, alles ist da unabhängig, alles individuell. Man urtheilt über ein Werk immer nur nach dem Eindrucke, den es macht, niemals nach Regeln, weil es keine allgemein geltende giebt; jedem Autor steht es frei, sich eine neue Sphäre zu bilden. In Frankreich wollen die meisten Leser nie auf Kosten ihres literarischen Gewissens gerührt, nicht einmal unterhalten seyn, dort hat der Scrupel sein Reich. Ein deutscher Autor bildet sein Publikum, in Frankreich gebeut das Publikum den Autoren. Da in Frankreich die Zahl der Menschen von Geist (esprit) viel größer ist, als in Deutschland, so imponirt dort auch das Publikum weit mehr, während deutsche Schriftsteller, unendlich hoch über ihren Richtern stehend, sie beherrschen, statt von ihnen Gesetze zu empfangen. Daher entsteht es, daß diese Schriftsteller selten durch die Critik vervollkommnet werden; keine Ungeduld von Lesern oder Zuschauern nöthigt sie, schleppende Stellen aus ihren Werken zu streichen, und selten nur halten sie zur rechten Zeit inne, indem ein Autor fast nie seiner eigenen Gebilde

überdrüssig wird, und folglich nur durch Andere erfahren kann, daß der Augenblick da sey, wo sie nicht mehr interessiren. Franzosen denken und leben nur in Andern, wenigstens in Beziehung der Eigenliebe, und man merkt es den meisten ihrer Werke an, daß ihr Hauptzweck nicht der Gegenstand ist, den sie abhandeln, sondern der Effect, den sie hervorbringen. Der französische Schriftsteller sieht sich immer in der Gesellschaft, selbst wenn er schreibt, und verliert nie die Critiken, die Spötteleien, den Modegeschmack, kurz die literarische Autorität, aus den Augen, unter welcher er in der oder jener Epoche lebt.

Die erste Bedingung des Schreibens ist, stark und lebhaft zu empfinden. Wer bei einem Andern studieren muß, was er versuchen dürfe und was ihm zu sagen erlaubt sey, der existirt, literarisch betrachtet, gar nicht. Allerdings haben unsre Schriftsteller von Genie (und welches Land zählt deren wohl mehr als Frankreich?) sich nur in Fesseln geschmiegt, die ihrer Eigenthümlichkeit keinen Eintrag thaten; aber man muß beide Länder in Massen und in der gegenwärtigen Zeit vergleichen, um einzusehn, worin die Schwierigkeit begründet sey, sich wechselseitig zu verstehen.

In Frankreich liest man selten ein Buch aus anderm Grunde, als um darüber zu sprechen; in Deutschland, wo man fast einsam lebt, will man, daß das Werk Gesellschaft leiste: aber in welches gesellige Verkehr der Seele kann man wohl mit einem Buche treten, welches selbst nur der Wiederhall der Gesellschaft ist? In der Stille der Abgeschiedenheit erscheint nichts trauriger, als der Geist der Weltlichkeit. Der Mensch in der Einsamkeit bedarf einer Anregung des Innern, um die äußere Bewegung zu ersetzen, die ihm mangelt.

Klarheit gilt in Frankreich für eins der hauptsächlichsten schriftstellerischen Verdienste: es kommt vor allen Dingen darauf an, daß man bei einem Werke keine Mühe nöthig habe, und bei der Morgenlectüre aufhasche, womit man Abends in der Gesellschaft glänzen kann. Die Deutschen sehen dagegen ein, daß Klarheit immer nur ein relatives Verdienst, und ein Buch bloß klar genannt werden kann, in Beziehung seines Inhalts und seiner Leser. Montesquieu ist nicht so leicht verständlich als Voltaire, und dessen ungeachtet ist er so lichtvoll, als der Gegenstand seiner Untersuchungen es gestattet. Allerdings ist es nothwendig, Licht in die Tiefe zu bringen; aber wer sich bloß an die Grazien des Verstandes, oder an ein Spiel mit Wörtern hält, kann viel sicherer darauf rechnen, verstanden zu werden; wer keinem Mysterium nahe tritt, wie könnte der dunkel seyn? Die Deutschen, gerade auf die entgegengesetzte Weise fehlend, gefallen sich in Dunkelheiten: oft hüllen sie, was klar am Tage lag, in Nacht, bloß um den geraden Weg zu meiden; sie haben einen solchen Widerwillen gegen gewöhnliche Gedanken, daß, wenn sie sich genöthigt sehn, sie niederzuschreiben, sie sie mit einer abstracten Metaphysik umgeben, die sie neu scheinen läßt, bis man sie erkennt. Die deutschen Schriftsteller geniren sich nicht mit ihren Lesern; da ihre Werke wie Orakelsprüche aufgenommen und ausgelegt werden, so können sie sie in so viel Wolken hüllen, als ihnen gefällt; die Geduld, dies Gewölk zu zerstreuen, fehlt niemals, aber am Ende muß sich dahinter doch eine Gottheit zeigen, denn, was die Deutschen am wenigsten dulden, ist getäuschte Erwartung: ihre Anstrengung und Ausdauer machen ihnen große Resultate zum Bedürfniß. Sind in einem deutschen Werke nicht

starke und neue Gedanken, so wird es bald der Verachtung preis gegeben, und wenn das Talent auch alles verzeihlich macht, so haben in Deutschland die verschiedenartigen Künste, durch die man Talent zu ersetzen sucht, keinen Werth.

Die Prosa wird bei den Deutschen häufig zu sehr vernachläßiget. Man legt in Frankreich viel größeres Gewicht auf den Stil, als in Deutschland: eine natürliche Folge des Interesse, das man am Sprechen nimmt, und das dieses für ein Land haben muß, wo die Geselligkeit allein herrscht. Es ist nur ein wenig Verstand nöthig, um über die Richtigkeit oder Schicklichkeit einer Phrase zu urtheilen, aber viel Aufmerksamkeit und Studium, um das Ganze und den innern Zusammenhang eines Werks zu fassen. Ferner geben einzelne Ausdrücke einen viel reicheren Stoff zum Spotte, als Gedanken, und bei allem was Worte betrifft, lacht man, bevor man nachdenkt. Doch läßt sich nicht läugnen, daß die Schönheit des Stils keinesweges ein bloß äußerlicher Vorzug ist: denn wahre Empfindungen geben fast immer die edelsten und richtigsten Ausdrücke ein, und wenn man gegen den Stil eines philosophischen Werks nachsichtig seyn darf, so hat ein Werk der schönen Künste nicht gleichen Anspruch; in dieser Sphäre gehört die Form eben so wohl der Seele an, als der Inhalt.

Die dramatische Kunst bietet ein auffallendes Beispiel der bestimmten Eigenschaften beider Völker dar. Was Handlung, Intrigue, Interesse der Begebenheiten betrifft, das verstehen die Franzosen tausendfach besser aufzufassen und zu verbinden; die Entwickelung von Herzens-Eindrücken, und die geheimen Stürme starker Leidenschaften werden dagegen von den Deutschen viel tiefer ergründet.

Wenn die vorzüglichen Menschen beider Länder den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen sollten, müßten die Franzosen religiös, die Deutschen ein wenig weltlich werden. Die Frömmigkeit arbeitet der Seelen-Zerstreuung entgegen, die zu gleicher Zeit der Hauptfehler und das Angenehmste der Franzosen ist, und die Kenntniß der Menschen und der Gesellschaft würde den Deutschen in literarischer Hinsicht den Geschmack und die Gewandtheit, die ihnen mangelt, geben. Die Schriftsteller beider Länder sind ungerecht gegen einander, die Franzosen jedoch schuldiger in dieser Hinsicht als die Deutschen; sie urtheilen ohne gehörige Kenntniß, oder untersuchen, nachdem sie schon eine Parthie ergriffen; die Deutschen sind unpartheiischer. Bei ausgebreiteten Kenntnissen läßt man so viel verschiedne Arten, die Dinge zu sehn, an sich vorübergehn, daß der Geist dadurch die Duldung gewinnt, die eine Frucht der Universalität ist.

Die Franzosen würden indeß mehr dabei gewinnen, wenn sie das Genie der Deutschen begreifen lernten, als die Deutschen bei der Unterwerfung unter den französischen guten Geschmack. Alle neuern Versuche, die französische Regelmäßigkeit mit etwas fremder Würze zu versetzen, sind mit rauschendem Beifall aufgenommen worden. J. J. Rousseau, Bernardin de Saint Pierre, Chateaubriand, sind in einigen ihrer Werke, selbst ohne es zu wissen, aus der deutschen Schule, das heißt, schöpfen ihr Talent nur aus der Tiefe ihrer Seele. Wollte man dagegen die deutschen Schriftsteller nach den Verbots-Gesetzen der französischen Literatur regeln, so würden sie nicht wissen, wie durch alle diese Klippen zu steuern sey, sich nach dem offenen Meere zurücksehnen, und ihren Geist eher verwirrt als belehrt finden. Es folgt hieraus

nicht, daß sie alles wagen sollen, und zuweilen nicht wohl thäten, sich Gränzen zu setzen, aber es kommt hier darauf an, daß man ihnen nach ihren eignen Ansichten den Platz anweise. Man muß, um sie dahin zu bringen, gewisse Beschränkungen anzunehmen, auf den Grund dieser Beschränkungen zurückgehen, ohne sich jedoch der Autorität des Lächerlichen zu bedienen, gegen welche sie durchaus rebellisch sind.

Geniale Menschen aller Länder sind geeignet, sich zu verstehen und zu schätzen, aber der große Haufen der deutschen und französischen Schriftsteller und Leser erinnert an Lafontaines Fabel von dem Storch, der nicht aus der Schüssel, und dem Fuchs, der nicht aus der Flasche essen kann. Der vollkommenste Widerspruch zeigt sich zwischen den Geistern, die die Einsamkeit entwickelt, und denen, welche die Gesellschaft bildet. Eindrücke der Außenwelt und Sammlung des Gemüths, Menschenkenntniß und Studium abstrakter Ideen, Praxis und Theorie, geben ganz entgegengesetzte Resultate. Literatur, Künste, Philosophie und Religion der beiden Völker sind Beweise dieser Verschiedenheit; und der Rhein, als ewige Gränze, scheidet zwei geistige Regionen, die nicht minder, als die beiden Länder, eine der andern fremd sind.

Zweites Capitel.

Wie man in England über deutsche Literatur urtheilt.

Die deutsche Literatur ist in England viel besser gekannt als in Frankreich. Man lernt dort mehr fremde Sprachen, und die Deutschen stehen

in vielfacherer natürlicher Beziehung zu den Engländern als zu den Franzosen; doch herrschen selbst in England Vorurtheile gegen deutsche Philosophie und Literatur. Es kann interessant seyn, den Grund hievon aufzusuchen.

Geschmack an der Geselligkeit, Vergnügen und Theilnahme an der Unterhaltung sind es nicht, was in England die Geister bildet. Die Geschäfte, das Parlament, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, füllen alle Köpfe, und die politischen Interessen sind dort die Hauptgegenstände des Nachdenkens. Die Engländer begehren bei Allem unmittelbar anzuwendende Resultate, und daher entsteht es, daß sie gegen eine Philosophie eingenommen sind, die mehr das Schöne als das Nützliche zum Gegenstande hat.

Es ist wahr, daß die Engländer die Würde nicht vom Nützlichen trennen, und immer, wenn es darauf ankommt, bereit sind, das Nützliche dem Ehrenvollen aufzuopfern; aber sie geben sich nicht gern den Unterhaltungen mit der Luft hin, wie sie Hamlet nennt, von denen die Deutschen große Freunde sind. Die Richtung der Philosophie der Engländer geht auf Resultate zum Wohl der Menschheit; die Deutschen beschäftigen sich mit der Wahrheit um ihrer selbst willen, ohne an den Vortheil zu denken, den die Menschen daraus ziehen können. Da die Natur ihrer Regierungen ihnen keine große und schöne Veranlassungen darbietet, Ruhm zu erwerben und dem Vaterlande zu dienen, so halten sie sich in jeglicher Art an die Contemplation, und suchen im Himmel die Bahn, die ihr eingeschränktes Loos auf Erden ihnen versagt. Sie gefallen sich im Ideale, weil nichts in ihrer Gegenwart liegt, was ihre Einbildungskraft anspricht. Die Engländer rüh-

men sich mit Recht alles dessen, was sie besitzen, alles dessen was sie sind, sie schenken ihre Bewunderung und ihre Liebe nur ihren Gesetzen, ihren Sitten und ihrem Cultus. Diese edeln Empfindungen geben der Seele mehr Kraft und Energie: aber der Gedanke fliegt vielleicht noch höher, wenn er keine Schranken, nicht einmal einen bestimmten Zweck hat, und in der unaufhörlichen Beziehung zum Ungeheuern und Unendlichen kein Interesse ihn zu weltlichen Gegenständen zurückzieht.

Ueberall, wenn eine Idee fest wird, das heißt sich in ein Gesetz verwandelt, ist nichts besser, als aufmerksam die Resultate und Folgen derselben zu prüfen, sie zu umgränzen und zu fixiren; kommt es aber auf eine Theorie an, so muß man sie in sich selbst betrachten. Dabei muß weder von der Praxis, noch vom Nutzen die Frage, und die Untersuchung der Wahrheit in der Philosophie, wie die Einbildungskraft in der Poesie, von jeder Fessel frei seyn.

Die Deutschen bilden gleichsam den Vortrab der Armee des menschlichen Geistes, sie schlagen neue Wege ein, versuchen ungekannte Mittel; wie sollte man nicht begierig seyn zu erfahren, was sie bei ihrer Rückkehr von den Reisen in das Unendliche zu erzählen haben? Die Engländer, mit so viel Originalität des Charakters, haben dessenungeachtet in der Regel eine Scheu vor neuen Systemen. Das Maaß in der Vernunft hat ihnen in den Geschäften des Lebens stets so vielen Vortheil gebracht, daß sie es gern in intellectuellen Studien wiederfinden mögen, und doch sind es gerade diese, wo Kühnheit vom Genie nicht zu trennen ist. Das Genie, wenn es nur die Religion und die Moral ehrt, muß so weit gehn können, als es mag, denn es vergrößert das Reich des Gedankens.

Die Literatur in Deutschland trägt so das Gepräge der herrschenden Philosophie, daß die Entfernung von der einen leicht auf das Urtheil über die andere Einfluß haben könnte; doch übersetzen die Engländer seit einiger Zeit mit Vergnügen deutsche Dichter, und mißkennen nicht mehr die Analogie, welche Folge eines gemeinsamen Ursprungs seyn muß. In der englischen Poesie sticht die Empfindung, wie in der Deutschen die Einbildungskraft, mehr hervor. Bei der Herrschaft, welche häusliche Neigungen über das Herz der Engländer ausüben, trägt ihre Poesie das Gepräge der Zartheit und Stetigkeit dieser Neigungen; die Deutschen, unabhängiger in Allem, weil sie minder frei sind, malen Gefühle wie Ideen hinter Wolken: man könnte sagen, das Universum schwanke vor ihren Augen, und die Ungewißheit ihrer Blicke vervielfache die Gegenstände, die ihrem Talent zu Gebote stehn.

Das Princip des Grausenhaften, ein großes Mittel der deutschen Poesie, hat weniger Macht über die Einbildungskraft der heutigen Engländer; sie schildern die Natur von ihrer reizenden Seite, sie wirkt nicht auf sie ein wie eine furchtbare Macht, die in ihrem Schooß Gespenster und Vorbedeutungen verschleußt, und bei den Neuern die Stelle des Fatums der Alten vertritt. Die Einbildungskraft ist bei den Engländern fast immer von der Empfindung angeregt; die Einbildungskraft der Deutschen oft rauh und bisarr: die Religion in England ist strenger, in Deutschland unbestimmter, und die Poesie der Nationen trägt nothwendigerweise immer das Gepräge ihrer religiösen Empfindungen. Gesetze der Schicklichkeit in den Künsten, herrschen in England zwar nicht wie in Frankreich, aber die öffentliche Meinung

hat doch mehr Gewicht, als in Deutschland, was in der National-Einheit begründet ist. Die Engländer haben das Bestreben, in allen Dingen ihre Handlungen und Grundsätze in Uebereinstimmung zu bringen, sie sind ein vernünftiges, wohlgeregeltes Volk, das in der Weisheit den Ruhm, in der Ordnung die Freiheit begreift. Die Deutschen, die von dem einen wie dem andern nur den Traum kennen, haben die Ideen, unabhängig von ihrer Anwendung, geprüft, und sind also natürlich höher in der Theorie gestiegen.

Die heutigen deutschen Literatoren sind (was sonderbar erscheint) viel größere Gegner der Einmischung philosophischer Reflexionen in die Poesie, als die Engländer. Die vorzüglichsten englischen Dichter, Shakespeare, Milton, Dryden in seinen Oden u. s. w. überlassen sich freilich nicht dem Geist des Raisonnements, aber Pope und mehrere andere sind als didaktische Dichter und Moralisten zu betrachten. Die Deutschen haben sich wieder jung gemacht, die Engländer sind reif geworden*). Die Deutschen bekennen sich zu einer Lehre, deren Tendenz es ist, den Enthusiasmus in den Künsten, wie in der Philosophie, wieder zu beleben, und man muß sie loben, wenn sie sie halten; denn das Jahrhundert ruht auch auf sie, und es giebt keines, in dem man geneigter gewesen wäre, das zu

*) Die heutigen englischen Dichter haben, ohne mit den Deutschen deshalb übereingekommen zu seyn, das nämliche System angenommen. Die didactische Poesie macht den Dichtungen des Mittelalters, den Purpurfarben des Orients Platz; Raisonnement, und selbst Eloquenz, genügen nicht bei einer Kunst, die ihrem eigenthümlichen Wesen nach schöpferisch ist.

verachten, was nichts als schön ist, keines, in welchem man häufiger die Frage: wozu nützt es? die gewöhnlichste von allen, wiederholen hört.

Drittes Capitel.

Von den Haupt-Epochen der deutschen Literatur.

Die deutsche Literatur hatte nie, was man ein goldnes Zeitalter zu nennen pflegte: eine Epoche nämlich, wo die Fortschritte in den Wissenschaften durch den Schutz derer, die an der Spitze des Staates stehn, belebt werden. In Italien hat Leo der Zehnte, in Frankreich Ludwig der Vierzehnte, und im Alterthume haben Perikles und August ihre Namen ihren Zeitaltern aufgeprägt. So kann man auch die Regierung der Königin Anna als die glänzendste Bahn der Englischen Literatur betrachten; doch dies Volk, das durch sich selbst besteht, hat nie seine großen Männer seinen Königen verdankt. Deutschland war getheilt; es fand in Oestreich keine Liebe für die Wissenschaften, und in Friedrich dem Zweiten, der allein ganz Preußen war, kein Interesse für die deutschen Schriftsteller; die Wissenschaften waren in Deutschland also nie in einem Mittelpunkt vereinigt, und fanden keine Stütze im Staate. Vielleicht verdankt die Literatur dieser Isolirtheit, wie jener Unabhängigkeit, ihre größere Eigenthümlichkeit und Energie.

Schiller sagt von der deutschen Kunst:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höhern Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang;
Und in eigner Fülle schwellend,
Und aus Herzenstiefe quellend,
Spottet er der Regeln Zwang *).

Doch mußte daraus, daß deutsche Gelehrte von ihren Regierungen keine Aufmunterung erhielten, die Folge entstehen, daß sie seit geraumer Zeit im verschiedenartigsten Sinne individuelle Versuche machten, und spät nur erst zu der wahrhaft merkwürdigen Epoche ihrer Literatur gelangt sind.

Seit einem Jahrtausend ist die deutsche Sprache, zuerst von Mönchen, dann von Rittern, dann von Handwerkern, wie Hans Sachs, Sebastian Brand und andern, um die Zeit der Annäherung der Reformation, endlich in den neuesten Zeiten von Gelehrten ausgebildet worden, die ihr die Fähigkeit gegeben, alle Feinheiten des Gedankens auszudrücken.

Wenn man die Werke prüft, aus welchen die deutsche Literatur besteht, so trifft man darin, nach dem Genie der Schriftsteller, die Spuren dieser verschiedenen Ausbildungen an, wie in den Bergen die verschiedenen Lagen der Steine, die von den Revolutionen der Erde zusammengehäuft worden. Der Stil ändert fast gänzlich seine Natur, je nachdem man einen oder den andern Schriftsteller betrachtet, und Ausländer sind genöthigt, bei jedem

*) Die deutsche Muse.

neuen Buche, das sie zu verstehen trachten, die Sprache von neuem zu studieren.

Die Deutschen hatten wie die meisten europäischen Nationen, in den Ritterzeiten Troubadours und Krieger, die Liebe und Schlachten sangen. Man hat in der neuesten Zeit ein Heldengedicht unter dem Namen: „der Nibelungen Lied“ aufgefunden, dessen Entstehen in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Man findet darin den Heroismus und die Treue, die die Menschen in jener Zeit auszeichnete, wo alles wahrhaft, stark und ausgesprochen war, wie die Urfarben der Natur. Die Sprache ist in diesem Gedichte klarer und einfacher, als die gegenwärtige, allgemeine Ideen waren damals noch nicht im Umschwung, man begnügte sich also damit, Charakterzüge zu erzählen. Die deutsche Nation war in jener Zeit unter allen Europäischen die kriegerischeste, und ihre alten Sagen sprechen von nichts, als festen Burgen und schönen Damen, für die man das Leben opferte. Als Maximilian später versuchte, den Rittersinn wieder zu beleben, hatte der menschliche Geist nicht mehr diese Richtung; damals fingen schon die religiösen Streitigkeiten an, die den Gedanken der Metaphysik zuwenden, und die Stärke der Seele mehr in Meinungen, als in Thaten, sichtbar werden lassen.

Luther vorzüglich war es, der seine Sprache vervollkommnete, indem er sich ihrer zu theologischen Erörterungen bediente; seine Psalmen- und Bibel-Uebersetzungen sind noch jetzt schöne Muster. Die Wahrheit und poetische Gedrungenheit seines Stils sind dem Geiste des Deutschen durchaus angemessen, und in dem Schall seiner Worte selbst liegt, ich weiß nicht, was für eine kräftige Freimüthigkeit, auf die man sich vertrauend stützt.

Die politischen und Religions-Kriege, in denen die Deutschen zu ihrem Unglück einander bekämpften, wandten die Geister von der Literatur ab, und nur erst im Jahrhunderte Ludwigs des Vierzehnten, in dem Zeitraume, in welchem das Streben, den Franzosen nachzuahmen, sich der meisten Höfe und Schriftsteller Europa's bemächtigte, fing man wieder an, sich damit zu beschäftigen.

Hagedorns, Gellerts, Weiße's Schriften waren nichts, als schwerfällig gemachtes Französisch; man findet in ihnen weder Eigenthümlichkeit, noch irgend etwas dem natürlichen Geiste ihres Volkes Angemessenes. Diese Schriftsteller strebten nach französischer Anmuth, ohne daß weder ihr Leben, noch ihre Gewohnheiten sie dazu begeisterten, sie schmiegten sich in die Fessel der Regel, ohne weder die Eleganz, noch den Geschmack zu besitzen, die selbst dem Despotismus Annehmlichkeit verleihen können. Auf die Französische folgte bald eine andre Schule, die in der deutschen Schweiz entstand, und zunächst auf die Nachahmung englischer Schriftsteller begründet war. Bodmer, sich auf des grossen Haller Beispiel stützend, suchte zu beweisen, daß die englische Literatur dem deutschen Geist verwandter sey, als die französische. Gottsched, ein Gelehrter ohne Geschmack und ohne Genie, bestritt diese Behauptung. Aus dem Streite dieser beiden Schulen entsprühte großes Licht. Einige Männer fingen schon damals an, sich einen eignen Weg zu bahnen. Klopstock nahm den ersten Platz in der englischen, Wieland in der französischen Schule ein, aber Klopstock eröffnete Nachfolgern eine neue Laufbahn, während Wieland einzeln dasteht, der Erste und der Letzte in der französischen Schule: der Erste, weil in dieser Gattung niemand ihn erreichen konnte, und der Letzte, weil

nach ihm die deutschen Schriftsteller einen durchaus verschiedenen Gang nahmen.

In allen Nationen teutonischen Stammes finden sich Funken jenes heiligen Feuers, das die Zeit mit Asche bedeckt hat; und so geschah es, daß Klopstock, indem er zunächst die Engländer nachahmte, die Einbildungskraft und den eigenthümlichen Charakter der Deutschen weckte, während, fast in demselben Augenblicke, Winkelmann in der Kunst, Lessing in der Critik, und Göthe in der Poesie, eine wahrhaft deutsche Schule gründeten: wenn Schule kann genannt werden, worin eben so viel Verschiedenheiten bestehen, als Individuen, oder verschiedenartige Talente. Ich werde im Verlaufe dieses Werks die Poesie, die dramatische Kunst, die Romane und die historische Literatur besonders behandeln; aber da jeder Schriftsteller von Genie in Deutschland, so zu sagen, eine eigne Schule bildet, so schien es mir nöthig mit der Zeichnung der Hauptzüge jedes einzelnen zu beginnen, und die berühmtesten Gelehrten persönlich zu schildern, bevor ich zur Analyse ihrer Werke übergehe.

Viertes Capitel.

Wieland.

Von allen Deutschen, die in dem Geiste der französischen Schriftsteller geschrieben, ist Wieland der einzige, in dessen Werken man Genie findet, und wenn er gleich immer als Nachahmer fremder Literaturen aufgetreten, so lassen sich die großen Dienste doch nicht verkennen, die er der seines

Volks geleistet, indem er die deutsche Sprache vervollkommnet und ihrem Versbau größere Leichtigkeit und Harmonie gegeben.

Es gab in Deutschland eine große Zahl von Schriftstellern, die es versuchten, in die Fußstapfen der französischen Literatur aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten zu treten. Wieland ist der erste, der mit Erfolg die des achtzehnten Jahrhunderts einführte. In seinen prosaischen Werken findet sich einige Aehnlichkeit mit Voltaire, in seinen poetischen mit Ariost. Aber durch diese willkührliche Aehnlichkeit, blickt seine durchaus deutsche Natur überall hervor. Wieland ist unendlich unterrichteter als Voltaire, und hat die Alten auf eine viel gründlich gelehrtere Weise studirt als je ein französischer Dichter. Seine Fehler aber, wie seine Eigenschaften, sind von der Art, daß man seinen Schriften nicht die französische Grazie und Leichtigkeit zugestehen kann.

In seinen philosophischen Romanen Agathon und Peregrinus Proteus stößt man immer sogleich auf Zergliederungen, Erörterungen, Metaphysik; zwar macht er sich es dabei zur Pflicht, das häufig einzustreuen, was man Blumen nennt; aber man fühlt, daß sein natürlicher Gang ihn eigentlich zur tieferen Ergründung der Gegenstände hinzieht, die er behandelt. Ernst und Heiterkeit stehn in Wielands Romanen zu schroff einander gegenüber, um sich zu verschmelzen; wenn aber überall Contraste anziehend sind, so ermüden Extreme im Gegensatz.

Um Voltaire nachzuahmen, bedarf es einer spöttischen philosophischen Sorglosigkeit, die gleichgültig gegen alles macht, nur nicht gegen die anziehende Art, diese Sorglosigkeit auszusprechen. Nie wird ein Deutscher diese glänzende Freiheit im Scherz erreichen; die Wahrheit fesselt ihn zu sehr,

er strebt, das Wesen der Dinge zu kennen, zu erklären, und selbst wenn er verwerfliche Meinungen annimmt, so hält ein geheimes Gefühl der Reue wider Willen seine Schritte auf. Die Epicurische Philosophie paßt nicht zum Geist der Deutschen: sie geben ihr einen dogmatischen Charakter, da sie doch nur verführerisch ist, wenn sie unter leichten Formen auftritt; sobald man sie auf Grundsätze zurückführt, mißfällt sie allen in gleichem Maaße.

Wielands poetische Werke haben viel mehr Reiz und Eigenthümlichkeit, als seine prosaischen: Oberon und andre Gedichte, von denen ich besonders reden werde, sind voll von Anmuth und Einbildungskraft. Doch hat man ihm zum Vorwurf gemacht, daß er die Liebe mit zu wenig Sittenstrenge behandele; und das ist von den Deutschen wohl zu begreifen, denn ihnen ist in der Verehrung der Frauen noch ein Rest von dem Geiste ihrer Altvordern geblieben. Welcher Verirrungen der Einbildungskraft man ihn indessen zeihen kann, nie wird man wahres Gefühl in ihm verkennen; er möge in gutem oder bösem Sinne über Liebe scherzen, so verhindert ihn seine ernste Natur sich diesem Scherze dreist hinzugeben; gleich dem Propheten, der segnete statt zu fluchen, hört er mit Rührung auf, wo er mit Ironie begann.

Die Unterhaltung mit Wieland hat viel Reiz, und gerade darum, weil seine natürlichen Eigenschaften mit seiner Philosophie im Widerspruche stehen. Dieser Gegensatz kann ihm als Schriftsteller schaden, aber seine Gesellschaft wird dadurch höchst anziehend: er ist voll Leben, enthusiastisch, und wie alle Männer von Genie, noch jung im Alter; bei dem allen will er Skeptiker seyn, und kann ungeduldig werden, wenn man sich seiner eignen schönen Einbildungskraft bedient, um ihn zum Glauben zu

bringen. Wohlwollend von Natur, ist er jedoch der übeln Laune fähig, oft aus Unzufriedenheit über sich selbst, oft aus der über Andere. Seine Unzufriedenheit über sich selbst entspringt daraus, weil er in der Art, seine Gedanken auszusprechen, nach einem Grade von Vollkommenheit strebt, zu dem weder die Worte noch die Gegenstände geeignet sind, und es ihm nicht genügt, sich an das Beinahe-Treffen zu halten, welches für die Kunst der geselligen Unterhaltung doch fast besser paßt, als die Vollendung selbst; mit Andern ist er zuweilen unzufrieden, weil seine etwas weiten Grundsätze mit seinem exaltirten Gefühle sich nicht recht einigen. Es sind in ihm ein deutscher Dichter und ein französischer Philosoph, die wechselsweise gegeneinander zürnen; doch ist sein Unmuth leicht genug zu tragen, und seine von Ideen und Kenntnissen ganz erfüllte Unterhaltung würde den Gesprächen vieler geistreicher Männer in den verschiedensten Gattungen zum Grunde dienen können.

Die neueren Schriftsteller, die von der deutschen Literatur jeden fremden Einfluß ausgeschlossen, sind oft ungerecht gegen Wieland gewesen; seine Werke haben, selbst in Uebersetzungen, das Interesse von ganz Europa erregt. Er ist es, der die Wissenschaft der Alterthumskunde dem Reiz der Literatur dienstbar machte; Er es, der seiner fruchtbaren aber rauhen Sprache eine musikalische und anmuthige Geschmeidigkeit gab. Doch ist es richtig, daß es den Deutschen nicht vortheilhaft war, daß seine Schriften Nachahmer fanden; National-Eigenthümlichkeit ist vorzüglicher, und, wenn man in Wieland den großen Meister anerkennt, so schließt dies den Wunsch nicht aus, daß er keine Schüler gehabt haben möge.

Fünftes Capitel.

Klopstock.

Es gab in Deutschland viel mehr bemerkenswerthe Schriftsteller von der Englischen, als von der Französischen Schule. Unter denen, die durch die Englische Literatur gebildet worden, ist zuerst der bewundernswürdige Haller zu nennen, dessen poetisches Genie ihm als Weltweisen so wirksame Dienste leistete, indem es ihn mit einem höhern Enthusiasmus für die Natur und allgemeinern Ansichten über ihre Erscheinungen begeisterte; dann Geßner, an dem man in Frankreich selbst größern Geschmack als in Deutschland gefunden; Gleim, Ramler, u. s. w.; und vor ihnen allen Klopstock.

Sein Genie war durch Milton und Young entzündet, aber mit ihm nimmt eigentlich erst die wahre Deutsche Schule ihren Anfang. In einer seiner Oden drückt er auf eine sehr glückliche Weise den Wettstreit der Englischen und Deutschen Muse aus.

Die beiden Musen.

Ich sah, o sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht?
Erblick't ich Zukunft? Mit der Britannischen
Sah ich in Streitlauf Deutschlands Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

Zwei Ziele gränzten, wo sich der Blick verlor,
Dort an die Laufbahn. Eichen beschatteten
Des Hains das eine; nah dem andern
Weheten Palmen im Abendschimmer.

Gewohnt des Streitlaufs, trat die von Albion
Stolz in die Schranken, so wie sie kam, da sie
Einst mit der Mäonid', und jener
Am Kapitol in den heißen Sand trat.

Sie sah die junge bebende Streiterin;
Doch diese bebte männlich, und glühende
Siegswerthe Röthen überströmten
Flammend die Wang', und ihr goldnes Haar flog.

Schon hielt sie mühsam in der empörten Brust
Den engen Athem; hing schon hervorgebeugt
Dem Ziele zu; schon hub der Herold
Ihr die Drommet', und ihr trunkner Blick schwamm.

Stolz auf die Kühne, stolzer auf sich, bemaß
Die hohe Brittin, aber mit edlem Blick,
Dich Thuiskona: „Ja bei Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;

Allein die Sage kam mir, du seyst nicht mehr!
Verzeih, o Muse, wenn du unsterblich bist,
Verzeih, daß ichs erst jetzo lerne;
Doch an dem Ziele nur will ichs lernen!

Dort steht es! Aber siehst du das weitere,
Und seine Kron' auch? — Diesen gehaltnen Muth,
Dies stolze Schweigen, diesen Blick, der
Feurig zur Erde sich senkt, die kenn' ich!

Doch wäg's noch Einmal, eh zu gefahrvoll dir
Der Herold tönet. War es nicht ich, die schon
Mit der am Thermopyl die Bahn maß?
Und mit der hohen der sieben Hügel?"

Sie sprachs. Der ernste richtende Augenblick
Kam mit dem Herold näher. „Ich liebe dich!
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona:
Brittin, ich liebe dich mit Bewundrung!

Doch dich nicht heißer, als die Unsterblichkeit
Und jene Palmen! Rühre, dein Genius
Gebeut er's, sie vor mir; doch faß' ich,
Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.

Und, o wie beb' ich! o ihr Unsterblichen!
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
Dann mag, o dann an meine leichte
Fliegende Locke dein Athem hauchen!"

Der Herold klang! Sie flogen mit Adlereil.
Die weite Laufbahn stäubte, wie Wolken, auf.
Ich sah: Vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie!

So schließt die Ode, und es ist fein, daß keine als Siegerin genannt wird.

Ich verweise die Prüfung der Werke Klopstocks in literarischer Hinsicht zu dem Capitel über die deutsche Poesie, und beschränke mich hier bloß darauf, sie als Thaten seines Lebens zu betrachten. Alle diese Werke hatten keine andere Zwecke, als die Erweckung der Liebe zu seinem Vaterlande, oder den Preis der Religion. Hätte die Dichtkunst ihre Heiligen, Klopstock würde zu den ersten darunter gezählt werden müssen.

Die mehrsten seiner Oden sind christliche Psalmen; Klopstock ist der David des neuen Testaments. Was aber vorzüglich seinem Character — abgesehen von seinem Genie — die höchste Ehre bringt, ist sein großer religiöser Hymnus in der Form des Epos, ein Werk, an welches er zwanzig Jahre seines Lebens gesetzt, sein Messias. Es gab vor ihm zwei christliche Gedichte: Dante's Hölle, und Miltons verlorenes Paradies: das erste voll von Bildern und Wundererscheinungen, wie die äußerliche Religion der Italiener; das andere, hervorstechend in der Characterzeichnung: der Dichter hatte mitten unter bürgerlichen Unruhen gelebt, und sein Satan ist ein gigantischer Aufrührer, der gegen die Monarchie des Himmels die Waffen ergreift. Klopstock dagegen hat das christliche Gefühl in seiner ganzen Reinheit aufgefaßt, nur dem göttlichen Erlöser ist seine Seele geweiht. Dante war durch die Kirchenväter, Milton durch die Bibel begeistert, die größten Schönheiten in Klopstock's Gedichte haben ihre Quelle im Neuen Testament, er weiß aus der himmlischen Einfalt des Evangeliums einen dichterischen Zauber zu entwickeln, der dessen Reinheit keinen Eintrag thut.

Es ist einem, wenn man dies Gedicht an-

fängt, zu Muthe, wie wenn man in eine große Kirche tritt, aus deren Mitte eine Orgel tönt, und die Rührung und Sammlung des Gemüths, welchen die Tempel des Herrn einflößen, bemeistern sich der Seele, wenn man den Messias liest.

Klopstock hatte, seit seiner Jugend, dies Gedicht zu seines Lebens Zweck gemacht; die Menschen würden die Schuld gegen das Leben wohl auf eine würdige Weise abtragen, wenn sie ihr flüchtiges Erscheinen auf der Erde durch irgend einen edlen Gegenstand, eine große Idee, bezeichneten; immer ist eine es ehrenvolle Bürgschaft für den Character, die zerstreuten Strahlen seiner Eigenschaften und die Resultate seiner Arbeiten nach Einer Unternehmung hinzurichten. Welch ein Urtheil man über die Schönheiten und Fehler des Messias fällen möge, es wäre gut, wenn man häufig einige Verse daraus läse; das Ganze durchzulesen, kann ermüdend scheinen, aber man kehrt nicht dazu zurück, ohne eine Art von Seelenbalsam einzuathmen, der für alle himmlische Dinge Reiz in die Seele gießt.

Nach langer Arbeit und einer großen Reihe von Jahren, beendigte Klopstock endlich sein Gedicht. Horaz, Ovid, und andere Dichter haben auf verschiedene Weise den edeln Stolz ausgesprochen, der ihnen für die unsterbliche Dauer ihrer Werke Bürgschaft leistete: Exegi monumentum aere perennius der Eine, Nomenque erit indelebile nostrum der Andere. Ein Gefühl ganz andrer Gattung durchdrang Klopstocks Seele, als er den Messias vollbracht. Er drückt es folgendergestalt aus, in der am Schluß desselben sich befindenden

Ode an den Erlöser.

Ich hofft' es zu dir! und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn;
Und du hast mir mein Straucheln verziehn!

Beginn den ersten Harfenlaut,
Heißer, geflügelter, ewiger Dank!
Beginn, beginn, mir strömet das Herz!
Und ich weine vor Wonne!

Ich fleh' um keinen Lohn; ich bin schon belohnt,
Durch Engelfreuden, wenn ich dich sang!
Der ganzen Seele Bewegung
Bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft!

Erschüttrung des Innersten, daß Himmel
Und Erden mir schwanden!
Und flogen die Flüge nicht mehr des Sturms; durch sanftes Gefühl,
Das, wie des Lenztags Frühe, Leben säuselte.

Der kennt nicht meinen ganzen Dank,
Dem es da noch dämmert,
Daß, wenn in ihrer vollen Empfindung
Die Seele sich ergeußt, nur stammeln die Sprache kann.

Belohnt bin ich, belohnt! Ich habe gesehn
Die Thräne des Christen rinnen;
Und darf hinaus in die Zukunft
Nach der himmlischen Thräne blicken!

Durch Menschenfreuden auch. Umsonst verbürg' ich vor dir
Mein Herz der Ehrbegierde voll.
Dem Jünglinge schlug es laut empor; dem Manne
Hat es stets, gehaltner nur, geschlagen.

Ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend,
Dem trachtet nach! Die Flamm' erkor ich zur Leiterin mir!
Hoch weht die heilige Flamme voran, und weiset
Dem Ehrbegierigen besseren Pfad!

Sie war es, sie that's, daß die Menschenfreuden
Mit ihrem Zauber mich nicht einschläferten;
Sie weckte mich oft der Wiederkehr
Zu den Engelfreuden!

Sie weckten mich auch, mit lautem durchdringenden
Silberton,
Mit trunkner Erinnrung an die Stunden der Weihe,
Sie selber, sie selber die Engelfreuden,
Mit Harf' und Posaune, mit Donnerruf!

Ich bin an dem Ziel, an dem Ziel! und fühle, wo ich bin,
Es in der ganzen Seele beben! So wird es (ich rede
Menschlich von göttlichen Dingen) uns einst, ihr Brü-
der Deß,
Der starb! und erstand! bei der Ankunft im Himmel seyn!

Zu diesem Ziel hinauf hast du,
Mein Herr und mein Gott!
Bei mehr als Einem Grabe mich,
Mit mächtigem Arme, vorübergeführt!

Genesung gabst du mir! gabst Muth und Entschluß
In Gefahren des nahen Todes!
Und sah ich sie etwa die schrecklichen unbekannten,
Die weichen mußten, weil du der Schirmende warst?

Sie flohen davon! und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn!
Ich hofft' es zu dir!

Diese Vermischung des poetischen Enthusiasmus und des religiösen Vertrauens erfüllt zu gleicher Zeit mit Bewunderung und Rührung. Sonst weihte sich das dichterische Talent den Gottheiten der Fabel; Klopstock bringt es Gott selber dar, und zeigt den Deutschen durch seine glückliche Verschmelzung der christlichen Religion und Poesie, daß sie schöne Künste zu besitzen fähig sind, die sie ihr Eigenthum nennen können, und nicht bloß, nachahmende Vasallen der Alten, als Lehn von ihnen zu empfangen brauchen.

Die Klopstock persönlich kannten, verehrten ihn eben so sehr, als sie ihn bewunderten. Religion, Freiheit und Liebe füllten alle seine Gedanken aus: seine Religion that er durch die Erfüllung aller seiner Pflichten dar; von der Sache der Freiheit

selbst sah man ihn sich lossagen, als unschuldiges Blut sie befleckt hatte; und Treue heiligte die Neigungen seines Herzens. Nie hat er sich auf seine Einbildungskraft berufen, um irgend eine Abweichung dadurch zu rechtfertigen; sie erhob seine Seele, ohne sie auf Irrwege zu leiten.

Man erzählt, daß seine Unterhaltung voller Geist und selbst Geschmack war; daß er das Gespräch mit Frauen, vorzüglich mit Französinnen, geliebt, und ein richtiges Urtheil über die Gattung von Vergnügungen gehabt habe, welche die Pedanterie zu verwerfen pflegt. Ich glaube das gerne; denn im Genie liegt immer etwas Allgemeines, und vielleicht hängt es durch geheime Bande mit der Anmuth, wenigstens mit der, welche die Natur giebt, zusammen.

Wie mußte ein solcher Mann vom Neide, von dem Egoismus, von der Wuth der Eitelkeit entfernt seyn, für welche mehrere Schriftsteller, um ihrer Talente willen, Entschuldigung forderten. Hätten sie diese in größerem Maaße besessen, so hätten jene Fehler sie nicht gequält. Stolz, reizbar, in Selbstbewunderung befangen, sind nur solche, in denen ein geringes Maaß von Verstand mit Schwäche des Characters sich vereinigt; wahres Genie flößt Erkenntlichkeit und Bescheidenheit ein; wer es besitzt, fühlt, wer es ihm verliehen, und welche Schranken der, der es ihm verliehen, ihm gezogen hat.

Im zweiten Theile des Messias findet sich eine sehr schöne Stelle über den Tod der Maria, Schwester der Martha und des Lazarus, die das Evangelium als das Bild der beschaulichen Tugend bezeichnet. Lazarus, dem von Christus das Leben zum zweitenmal geschenkt worden, nimmt Abschied von seiner Schwester mit einem tiefen Gefühl,

gemischt aus Schmerz und Vertrauen. Klopstock hat in den letzten Augenblicken Maria's den Tod des Gerechten dargestellt. Als er selbst sich auf dem Todbette befand, wiederholte er mit erlöschender Stimme diese seine Verse über Maria, sie dämmerten ihm durch die Schatten des Grabes hindurch, und er sagte sie leise sich vor, als eine Ermahnung an sich selbst, schön zu sterben; so bewährten die Gefühle, die der Jüngling ausgesprochen, sich noch in einer Reinheit, daß sie dem Greise zum Troste dienen konnten.

Wie erhaben ist das Talent, wenn man es nie entweiht, es nie einem andern Zwecke dienstbar gemacht hat, als unter dem anziehenden Gewande der schönen Künste den Menschen die edlen Gefühle und religiösen Hoffnungen zu offenbaren, die im Grunde ihres Herzens, in Nacht gehüllet, schlummern!

Der nämliche Gesang vom Tode der Maria wurde bei Klopstocks Begräbniß verlesen. Der Dichter war alt, als er aus diesem Leben schied; aber der tugendhafte Mensch in ihm hatte schon die unsterblichen Palmen erfaßt, die das Daseyn verjüngen und über den Gräbern blühn. Alle Bewohner Hamburgs bezeigten dem Patriarchen der Literatur die Ehren, die man sonst nur dem hohen Range oder der Macht zugesteht, und Klopstocks Manen ward der Lohn, dessen sein schönes Leben würdig war.

Sechstes Capitel.

Lessing und Winkelmann.

Die deutsche Literatur ist vielleicht die einzige, die mit der Critik angefangen hat; in allen andern sind die Meisterwerke ihr vorangegangen, in Deutschland war sie es, die jene erzeugte. Verschiedene andre Nationen hatten sich seit mehreren Jahrhunderten in der schriftstellerischen Kunst ausgezeichnet, die Deutschen kamen später als alle andere, und glaubten eben nichts besseres zu thun zu haben, als auf der gebahnten Straße fortzuschreiten; die Critik mußte daher zuerst die Nachahmung beseitigen, um der Eigenthümlichkeit Raum zu verschaffen. Lessing schrieb eine Prose von einer Reinheit und Gedrungenheit, die damals ganz ungekannt war: die Tiefe der Gedanken macht den Stil der Schriftsteller der neuen Schule oft etwas ängstlich; Lessing, bei nicht geringerer Tiefe, hatte etwas Herbes in seinem Character, welches ihn immer die schärfsten, beißendsten Ausdrücke finden ließ. Ihn beseelte in allen seinen Schriften ein feindseliges Gefühl gegen die Meinungen, die er bekämpfte, und der Zorn giebt den Ideen Schwung.

Er beschäftigte sich nach der Reihe mit der Bühne, der Philosophie, den Alterthümern, und der Theologie, die Wahrheit stets verfolgend wie ein Jäger, dem das Jagen noch größere Lust gewährt, als die Beute. Sein Stil hat einige Aehnlichkeit mit dem durch lebendige und glänzende Kürze ausgezeichneten der Franzosen; er strebte danach, das Deutsche zu einer classischen Sprache zu erheben. Die Schriftsteller der neuen Schule umfassen mehr Gedanken auf einmal, Lessing jedoch

verdient allgemeinere Bewunderung; sein Geist war neu und kühn, und dessen ungeachtet den gewöhnlichen Menschen faßlich; seine Art zu sehen war Deutsch, seine Art, sich auszudrücken, Europäisch. Ein geistreicher und in seinen Schlüssen gedrungener Dialectiker, war er im Grund der Seele doch mit Enthusiasmus für das Schöne erfüllt; eine Gluth ohne Flamme war ihm eigenthümlich, und eine immer rege philosophische Heftigkeit, die durch wiederholte Schläge Wirkungen von Dauer erzeugte.

Lessing analysirte das französische Theater, das damals allein in seinem Vaterlande in Schwange war, und stellte die Behauptung auf, daß das Englische in einer größeren Verwandtschaft zu dem Geiste seiner Landsleute stände. In seinen Beurtheilungen der Merope, Zaïre, Semiramis und Rodogune, hebt er nicht etwa die oder jene besondere Unwahrscheinlichkeit heraus, sondern greift gradezu die Wahrheit der Gefühle und Charactere an, indem er die in diesen Dichtungen handelnden Personen, als wirkliche Wesen, vor den Richterstuhl fordert. Um die Urtheile Lessings über das System der dramatischen Kunst im Allgemeinen mit Gerechtigkeit würdigen zu können, muß man, wie ich es in den folgenden Capiteln thun werde, die Hauptverschiedenheiten prüfen, die in den Ansichten der Franzosen und der Deutschen über diesen Gegenstand Statt finden. Bedeutend bleibt es aber immer für die Geschichte der Literatur, daß ein Deutscher den Muth faßte, einen großen französischen Schriftsteller zu critisiren, und voll Geist mit dem Fürsten der Spötter, Voltaire, selbst seinen Scherz zu treiben.

Es war ein Großes für ein Volk, das unter dem Anathem, welches ihm Geschmack und

Anmuth absprach, seufzte, zu hören: daß jedes Land einen Nationalgeschmack, eine natürliche Anmuth besitze, und der literarische Ruhm auf verschiedenen Wegen erworben werden könne. Lessings Schriften gaben einen neuen Anstoß; man fing an, den Shakspeare zu lesen, man wagte in Deutschland, sich einen Deutschen zu nennen, und an der Stelle des Joches der Correctheit trat die Volks-Eigenthümlichkeit in ihre Rechte.

Lessing hat theatralische und philosophische Werke geschrieben, welche beide besonders geprüft zu werden verdienen; man muß die deutschen Schriftsteller jederzeit unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Da sie durch Kraft des Denkens mehr noch glänzen, als durch Talent, so widmen sie sich nicht ausschließlich einer Gattung, und das Nachdenken führt sie nach und nach auf verschiedene Bahnen.

Unter Lessings Schriften ist Laocoon eine der merkwürdigsten; es werden darin die Gegenstände, die sich zu Vorwürfen der Poesie und der Mahlerei eignen, mit eben so viel Philosophie in den Grundsätzen als Scharfsinn in der Wahl der Beispiele, beleuchtet; doch bleibt Winkelmann immer derjenige, von dem in Deutschland eine wahre Revolution, in der Art, die Kunst, und durch die Kunst die Literatur, zu betrachten, ausging. Ich werde an einem andern Orte in Hinsicht seines Einflusses auf die Kunst von ihm sprechen; aber auch die Schönheit seines Stils ist so ausgezeichnet, daß man ihn in die Reihe der ersten deutschen Schriftsteller setzen muß.

Dieser Mann, der anfänglich das Alterthum nur aus Büchern kannte, wollte selbst hingehen, dessen hohe Ueberbleibsel zu schauen: eine innere Glut zog ihn nach dem Süden, wie man denn

häufig

häufig in der Einbildungskraft der Deutschen Spuren jener Liebe zur Sonne findet, die aus den Beschwerlichkeiten des Nordens entspringt, welche die mitternächtlichen Völker in die mittäglichen Länder zogen. Ein schöner Himmelsstrich erzeugt Gefühle, der Vaterlandsliebe ähnlich. Als Winkelmann, nach einem langen Aufenthalte in Italien, von dort nach Deutschland zurückkam, so erfüllte ihn der Anblick des Schnees, der spitzen Dächer, die er bedeckt, und der durchräucherten Häuser, mit Traurigkeit. Es schien ihm, daß er den Geschmack an den Künsten verliere, so wie er die Luft nicht mehr einathme, die ihnen das Daseyn gab. Welche contemplative Beredtsamkeit ist in dem, was er über den Apoll von Belvedere, über den Laocoon sagt! Sein Stil ist ruhig und majestätisch, wie die Gegenstände, welche er seiner Betrachtung unterwirft. Er weiß seiner Kunst, sie zu schildern, die imposante Würde der Kunstdenkmäler selbst zu geben, und seine Beschreibungen machen den nämlichen Eindruck, wie die Statuen. Niemand vor ihm hatte es verstanden, genaue und tiefe Bemerkungen mit einer so lebendigen Bewunderung zu vereinigen, und doch ist dies die einzige Art, die Kunst zu ergründen. Die Achtung gegen sie muß aus der Liebe zu ihr fließen, und in den Meisterstücken des Talents müssen, wie in den Zügen eines geliebten Wesens, sich tausend Reize entdecken, die die Empfindungen, welche sie einflößen, offenbaren.

Dichter hatten, vor Winkelmann, griechische Tragiker studirt, um ihre Werke unsern Bühnen anzupassen. Gelehrte gab es, die man, wie Bücher, zu Rathe ziehen konnte; niemand aber hatte, wie Winkelmann sich, so zu sagen, selbst zum Heiden gemacht, um ganz in das Alterthum einzu-

dringen. Winkelmann hat die Fehler, wie die Vorzüge eines kunstliebenden Griechen, und man fühlt in seinen Schriften eine Anbetung der Schönheit, wie sie sich bei einem Volke finden mußte, wo ihr so häufig die Ehre der Apotheose zu Theil wurde.

Einbildungskraft und Gelehrsamkeit liehen beide Winkelmann ihr Licht, vor ihm hatte man die Ueberzeugung, daß sie sich einander ausschlössen. Er zeigte, daß, um die Alten zu enträthseln, das Eine so nöthig, als das Andere, sey. Gegenständen der Kunst kann man nur Leben geben durch die genaue Kenntniß des Landes und der Zeit, in denen sie vorhanden waren. Schwankende Züge fesseln das Interesse nicht. Sollen Erzählungen und Dichtungen, die in entfernten Jahrhunderten spielen, belebt erscheinen, so muß die Gelehrsamkeit selbst der Einbildungskraft zu Hülfe kommen, und sie, wenn es möglich ist, zum Zeugen dessen, was sie darstellt, zum Zeitgenossen dessen, was sie erzählet, machen.

Zadig errieth mittelst einiger verworrenen Spuren, mittelst einiger ergriffenen Worte, Umstände, die er alle aus den leisesten Anzeigen herleitete. So muß man die Gelehrsamkeit zur Leiterin durch das Alterthum wählen; die Spuren, die sich von demselben noch vorfinden, sind unterbrochen, verwischt, schwer zu erfassen; hilft man sich jedoch gleichzeitig mit der Einbildungskraft und dem Studium, so stellt man vergangne Zeiten von neuem her, und schafft erloschnes Leben wieder.

Wenn der Richter über das Daseyn einer Thatsache entscheiden soll, so ist es oft ein kleiner Umstand, der ihm Licht giebt. Die Einbildungskraft ist, in der Ergründung des Alterthums, dem Richter zu vergleichen; ein Wort, ein Gebrauch,

eine Anspielung, die man in den Werken der Alten findet, werfen einen Schein, bei welchem man die ganze Wahrheit erkennt.

Winkelmanns Urtheil über die Denkmäler der Kunst nimmt den Gang beurtheilender Menschenkenntniß. Er untersucht die Gesichtszüge einer Bildsäule, wie die eines lebenden Wesens. Mit großer Genauigkeit faßt er die geringfügigst scheinenden Beobachtungen auf, um daraus höchst überraschende Schlüsse zu ziehen. Bald ist es eine Physionomie, bald ein Attribut, bald ein Kleidungsstück, was plötzlich eine ganz unerwartete Helle über Gegenstände langer Forschungen verbreitet. Ceres Haare sind mit einer Zwanglosigkeit aufgesteckt, wie sie für Minerva nicht paßt: die Mutter Proserpina's zeigt auch im Aeußern den ewigen Schmerz über ihren Verlust. Minos, Sohn und Schüler Jupiters, trägt auf den alten Münzen die Züge seines Vaters; dennoch bezeichnet die ruhige Größe des einen, und der strenge Ausdruck in dem Bild des andern, bei jenem, den Fürsten der Götter, bei diesem, den Richter der Menschen. Der Torso ist ein Fragment des Gott-gewordenen Hercules, wie er von Hebe den Becher der Unsterblichkeit empfängt, während der farnesische Hercules nur noch die Attribute eines Sterblichen trägt; die Umrisse des Torso, zwar eben so kräftig, aber geründeter als bei jenem, bezeichnen die Kraft des Helden; doch eines Helden, der in den Himmel versetzt, nun losgesprochen ist von den schweren irdischen Arbeiten. Alles ist symbolisch in der Kunst, und die Natur erscheint unter tausendfältig verschiedenen Gestalten in jenen Statuen, Gemälden und Gedichten, in denen die Unbeweglichkeit die Bewegung andeuten, das Aeußere der

Seele Innerstes enthüllen, das Daseyn des Augenblicks zu einer Ewigkeit werden soll.

Winkelmann hat in Europa die Vermischung des antiken und des modernen Geschmacks in der Kunst verbannt. In Deutschland zeigte sich sein Einfluß auf die Literatur noch deutlicher als auf die Kunst. Ich werde später zu der Erörterung der Frage kommen, ob die ängstliche Nachahmung der Alten sich mit der natürlichen Eigenthümlichkeit verträgt, oder ob man vielmehr diese natürliche Eigenthümlichkeit aufopfern, und sich den Zwang auflegen solle, Gegenstände zu wählen, in denen die Poesie, wie die Malerei, nichts Lebendes zum Vorbild nehmend, nur Bildsäulen darstellen kann. Diese Untersuchung thut jedoch Winkelmanns Verdienst auf keine Weise Eintrag: er zeigte, worin der antike Geschmack in der Kunst bestehe; die Neueren mochten nun fühlen, was sie in dieser Hinsicht anzunehmen oder zu verwerfen hätten. Wenn ein Mann von Talent uns die Geheimnisse einer antiken oder fremden Natur enthüllt, so thut er das Seinige durch den gegebenen Anstoß; die dadurch hervorgebrachte Regung muß sich aber in uns selbst gestalten, und je wahrhafter sie ist, diese Anregung, um desto minder wird sie sclavische Nachahmung aufkommen lassen. Winkelmannen verdankt man die Entwickelung der jetzt in die Kunstlehre aufgenommenen wahren Grundsätze über das Ideal, diese Vervollkommnung der Natur, dessen Urbild in unserer Einbildungskraft liegt, nicht außer uns. Die Anwendung dieser Grundsätze auf die Literatur ist besonders ergiebig.

Die Poetik aller Künste ist in Winkelmanns Schriften unter einen einzigen Gesichtspunkt gebracht, und zwar zum Vortheil aller. Man hat die Poesie durch die Sculptur, die Sculptur durch

die Poesie besser verstehn gelernt, und durch die Kunst der Griechen den Weg zu ihrer Philosophie gefunden. Die idealistische Metaphysik hat bei den Deutschen sowohl als bei den Griechen keinen andern Ursprung als den Dienst des höchsten Schönen, das unsre Seele allein aufzufassen, und zu erkennen vermag; dieses wundervolle Schöne ist eine Erinnerung des Himmels, unsers ursprünglichen Vaterlandes. Phidias Meisterwerke, Sophocles Tragödien, und Platons Lehre, alle vereinen sich, uns davon den nämlichen Begriff zu geben, wenn gleich unter verschiedenen Formen.

Siebentes Capitel.

Goethe.

Was Klopstock mangelte, war eine schöpferische Einbildungskraft; er verstand es, große Gedanken und edle Gefühle in schönen Versen auszusprechen, aber einen Künstler im eigentlichen Sinne kann man ihn nicht nennen. Seine Erfindungen sind schwach, und die Farben, die er ihnen leiht, haben fast nie die Fülle von Kraft, die man so gern in der Poesie und in allen den Künsten wiederfinden mag, deren Bestimmung es ist, der Dichtung die Energie und die Eigenthümlichkeit der Natur zu geben. Klopstock verliert sich im Ideal: Göthe behält immer festen Boden, wenn er sich auch zu den höchsten Schwüngen erhebt. Sein Geist hat eine Stärke, die durch sein Gefühl nie leidet. Göthe könnte für den Repräsentanten der ganzen deutschen Literatur gelten; nicht, als ob sie nicht in mancher Beziehung

Schriftsteller zählte, die noch über ihm stehen, sondern weil er in sich allein alles vereinigt, was den Geist der Deutschen von Andern unterscheidet, und weil keiner so ausgezeichnet ist durch eine Gattung der Einbildungskraft, von welcher weder die Italiener, noch die Engländer, noch die Franzosen, sich einen Theil aneignen dürfen.

Da Göthe Schriftsteller in allen Gattungen ist, so wird die Beleuchtung seiner Werke den größten Theil der folgenden Capitel ausfüllen; doch dünkt mich, wird die persönliche Kenntniß des Mannes, der den größten Einfluß auf die Literatur seines Vaterlandes geäußert hat, dazu dienen, diese Literatur selbst besser zu verstehen.

Göthe ist für die Unterhaltung ein Mann von verwundernswürdigem Geiste, und man mag sagen, was man will, wer Geist hat, muß sprechen können. Es giebt wohl einzelne Beispiele von schweigsamen hohen Naturen: Schüchternheit, Unglück, Verachtung, Langeweile, sind oft davon der Grund; im Allgemeinen aber kann man behaupten, daß Fülle der Ideen und Wärme des Gemüths das Bedürfniß erzeugen müssen, sich Andern mitzutheilen, und Menschen, die nicht nach dem beurtheilt seyn wollen, was sie sagen, dürften leicht kein größeres Interesse für das, was sie denken, verdienen. Wenn man die Kunst versteht, Göthe zum Sprechen zu bringen, ist er bewundernswerth; seine Beredtsamkeit wird von Gedanken erzeugt; sein Scherz ist zugleich voll Anmuth und voll Philosophie; seine Einbildungskraft durch äußre Gegenstände aufgeregt, wie etwa die der Künstler im Alterthum, und doch hat seine Vernunft nur zu sehr die Reife unsrer Zeit. Nichts stört die Kraft seines Kopfes, und selbst die Inconvenienzen seines Characters, Launen, Verlegenheit, Zwang, ziehn wie Wolken hin, am Fuß

des Berges, auf dessen Gipfel sein Genie erhaben ruht.

Was man von Diderots Unterhaltung erzählt, dürfte vielleicht eine Idee von Göthe's geben; wenn man jene aber nach Diderots Schriften beurtheilt, so erscheint der Abstand zwischen diesen beiden Männern unendlich groß. Diderot stand unter dem Joch seines Witzes; Göthe herrscht selbst über sein Talent: Diderot wird geziert aus dem Bestreben Effect zu machen; in Göthe geht die Verachtung des Erfolgs seiner Schriften bis zu einem Grade, der immer gefällt, selbst, wenn man über seine Nachläßigkeit ungeduldig werden muß: Diderot sah sich genöthigt, durch Philanthropismus die religiösen Gefühle zu ersetzen, die ihm mangelten; Göthe würde es vorziehn, bitter, als süßlich zu seyn; was er aber vor allen Dingen ist, er ist natürlich, und wahrlich, was ist ohne diese Eigenschaft wohl in einem Menschen, was einen Andern interessiren könnte?

Göthe besitzt nicht mehr diese hinreißende Glut, die ihm den Werther eingab; aber die Wärme seiner Gedanken reicht noch vollkommen hin, um Alles zu beleben. Man möchte von ihm sagen, daß das Leben ihn selbst nicht berühre, und daß er es bloß darstelle, wie ein Maler; er setzt in die Gemälde, die er uns vor Augen bringt, einen höhern Werth, als in die Rührungen, die er empfindet; die Zeit hat ihn zum Zuschauer gebildet; als er noch eine thätige Rolle spielte auf der Bühne der Leidenschaften, als er selbst noch durch sein Herz litt, machten auch seine Schriften einen tieferen Eindruck.

Da sich jeder Dichter eine Poetik nach seinem Talente bildet, so stellt Göthe jetzt die Behauptung auf, der Schriftsteller müsse ruhig seyn, auch wenn

er ein leidenschaftliches Werk erzeuge, und der Künstler sein kaltes Blut bewahren, um stärker auf die Einbildungskraft der Leser zu wirken. Vielleicht hätte er in seiner früheren Jugend gleiche Meinung nicht gehegt, vielleicht beherrschte ihn damals sein Genie, wie er jetzt dessen Meister ist, vielleicht endlich fühlte er damals, daß, da das Erhabene und Göttliche nur auf Augenblicke im Herzen des Menschen wohnen, der Dichter unter der Begeisterung stehe, die ihn belebt, und nicht über sie urtheilen könne, ohne sie einzubüßen.

Im ersten Augenblicke staunt man, in dem Dichter Werthers Kälte, ja selbst eine Art von Steifheit, zu finden; aber kann man es über ihn gewinnen, daß er es sich bequem mache, so verscheucht die Beweglichkeit seiner Einbildungskraft bald gänzlich den früher empfundenen Zwang; er ist ein Mann von universellem Geiste, und unpartheiisch, eben weil er universell ist: denn in seiner Unpartheilichkeit liegt keine Gleichgültigkeit, es ist vielmehr ein doppeltes Daseyn, eine Doppelkraft, ein Doppellicht, welche bei allen Gegenständen zu gleicher Zeit beide Seiten einer Frage beleuchten. Sein Denken hält nichts in seinem Laufe auf, nicht sein Jahrhundert, nicht seine Gewohnheiten, nicht seine Verhältnisse; senkrecht trifft sein Adlerblick die Gegenstände, die er in's Auge faßt: hätte er eine politische Laufbahn gehabt, hätte sich seine Seele in Thaten entwickelt, so wäre sein Character entschiedner, fester, patriotischer geworden, aber sein Geist würde nicht so frei über allen Gattungen von Ansichten schweben; Leidenschaften oder Interesse zeichneten ihm dann einen positiven Weg vor.

Göthe liebt es, in seinen Schriften, wie in seinen Gesprächen, Fäden zu zerreißen, die

er selbst gewebt hat, mit Rührungen zu spielen, die er selbst erregt, Statuen umzustürzen, die er zur Bewunderung aufgestellt. Kaum hat er in seinen Dichtungen Interesse für einen Character erzeugt, so zeigt er in ihm Inconsequenzen, die wieder von ihm abziehn. Er schaltet mit der poetischen, wie ein Eroberer mit der reellen Welt, und fühlt sich Kraft genug, wie die Natur, Zerstörung in sein eignes Werk zu bringen. Wäre er nicht ein achtungswerther Mann, man müßte vor dieser Art der Superiorität Furcht bekommen, die über alles sich erhebt, die niederdrückt und aufrichtet, erweicht und darüber spottet, wechselsweise in einem Glauben befestiget und wieder daran zweifeln macht, und alles immer mit gleichem Glück. —

Ich habe gesagt, daß sich in Göthe alle Hauptzüge des deutschen Genius finden; ich setze hinzu, alle in einem ausgezeichneten Grade: eine große Tiefe der Ideen, eine Anmuth, die in der Einbildungskraft ihre Quelle hat, und viel eigenthümlicher ist, als die durch den Geist des Umgangs gebildete, endlich eine zuweilen an das Fantastische streifende Empfindung, die aber eben aus diesem Grunde geeigneter ist, Leser zu interessiren, die sich zu den Büchern wenden, um Wechsel in in ihr einförmiges Daseyn zu bringen, und von der Poesie fordern, daß sie ihnen die Stelle wahrer Ereignisse vertrete. Wäre Göthe ein Franzose, so ließe man ihn von Morgen bis Abend nur sprechen: alle schriftstellerische Zeitgenossen Diderots gingen zu ihm, um Ideen aus seiner Unterredung zu schöpfen, und bereiteten ihm einen dauernden Genuß in der Bewunderung, die er einflößte. In Deutschland versteht man die Kunst nicht, sein Talent in der Unterhaltung auszugeben, und so we-

nige Menschen, selbst unter den Ausgezeichnetesten, haben die Fertigkeit zu fragen und zu antworten, daß die Gesellschaft dort fast für nichts gilt; Göthes Einfluß aber ist dessenungeachtet nicht minder außerordentlich. Es giebt unter den Deutschen gewiß eine große Menge, die Genie in der Aufschrift eines Briefes finden würden, wenn er sie geschrieben hätte. Die Bewunderung Göthes bildet eine Art von Brüderschaft, deren Losungsworte die Eingeweihten einen dem andern kenntlich machen. Wenn Ausländer ihn auch bewundern wollen, aber einige Einschränkungen darauf hindeuten, daß sie sich erlaubt haben, seine Werke näher zu untersuchen, so werden sie mit Verachtung zurückgewiesen; und doch gewinnen diese Werke bei der Prüfung so sehr. Man kann einen solchen Fanatismus nicht erregen, ohne große Eigenschaften, im Guten oder Bösen, zu besitzen: denn nur die Macht wird, in welcher Gattung es sey, von den Menschen so gefürchtet, um sie auf diese Weise lieben zu können.

Achtes Capitel.

Schiller.

Schiller war ein Mann von seltenem Genie und vollkommener Zuverläßigkeit; und beide Eigenschaften sollten, wenigstens in dem Gelehrten, unzertrennlich seyn. Der Gedanke kann der Handlungsart nur dann gleichgestellt werden, wenn er in uns das Bild der Wahrheit erweckt; die Lüge ist in Schriften noch eckelhafter, als im Leben. Hand-

lungen, selbst betrügerische, bleiben immer Handlungen, und man weiß, woran man ist, wenn es darauf ankommt, sie zu beurtheilen oder sie zu hassen; Bücher aber sind eine langweilige Masse eitler Worte, wenn sie nicht aus aufrichtiger Ueberzeugung fließen.

Es giebt keine schönere Laufbahn als die gelehrte, wenn man sie, wie Schiller, durchwandeln kann. In Deutschland herrscht in allen Dingen ein solcher Ernst und eine solche Treue, daß man nur in diesem Lande allein auf eine vollständige Weise den Character und die Pflichten jedes Berufes kennen lernen kann. Nichts destoweniger war Schiller bewunderswürdig unter allen, durch seine Tugenden sowohl als seine Talente. Das Gewissen war seine Muse, und eine solche darf nicht angerufen werden, man hört sie stets, wenn man ihr einmal horchte. Er liebte die Poesie, die dramatische Kunst, die Geschichte, die Literatur, um ihrer selber willen; und hätte er auch nie daran gedacht, seine Werke herauszugeben, er würde sie denn mit gleicher Sorgfalt gepflegt haben. Nie wäre eine Rücksicht auf den Erfolg, auf Mode oder Vorurtheile, kurz, auf alles, was von Andern kommt, im Stande gewesen ihn dahin zu bringen, daß er seine Schriften ändere; denn seine Schriften waren er selbst, sie sprachen seine Seele aus, und er begriff die Möglichkeit nicht, auch nur einen Ausdruck zu ändern, wenn das innere Gefühl, das ihn begeisterte, sich nicht verändert hatte. Allerdings konnte Schiller nicht von Eigenliebe frei seyn. Wenn man deren bedarf, um den Ruhm zu lieben, so bedarf man ihrer auch, um irgend schon einer Thätigkeit überhaupt fähig zu seyn. Allein nichts ist in seinen Folgen so sehr unterschieden, als Eitelkeit und Liebe zum Ruhm:

die eine sucht den Beifall zu stehlen, die andere will ihn erobern; die eine ist ihrer selbst nicht gewiß und betrügt die Meinung, die andere rechnet nur auf die Natur, und stützt sich auf sie, um alles zu unterwerfen. Ueber der Liebe zum Ruhm selbst giebt es aber noch ein anderes reineres Gefühl, die Liebe zur Wahrheit, welche aus den Gelehrten gleichsam Priester macht, die für eine edle Sache streiten. Sie sind es auch, welche des heiligen Feuers hüten sollten; schwache Frauen sind nicht mehr, wie ehedem, hinreichend, es zu schützen.

Welch eine herrliche Sache ist es um Unschuld bei Genie, um Milde bei der Kraft! Was gewöhnlich dem Begriff von Herzensgüte schadet, ist, daß man sie für Schwäche hält; aber findet man sie vereinigt mit dem höchsten Grade von Einsicht und Kraft, so lehrt sie uns die Wahrheit des biblischen Ausspruches, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen. Schiller hatte sich, bei seinem Eintritt in die Welt, durch Verirrungen der Einbildungskraft geschadet, aber mit der Stärke des reiferen Alters kehrte er zu jener erhabenen Reinheit zurück, die die Tochter großer Gedanken ist. Nie hatte er mit schlechten Gefühlen irgend etwas gemein. Er lebte, sprach und handelte, als ob es keine böse Menschen gäbe, und wenn er sie in seinen Werken darstellte, so bemerkte man dabei immer mehr Uebertreibung und weniger Tiefe, als wenn er sie wirklich gekannt hätte; sie erschienen seiner Einbildungskraft wie ein moralisches Hinderniß, wie eine physische Geißel; auch haben sie vielleicht wirklich in vielen Rücksichten keine geistige Natur, indem die Gewohnheit des Lasters ihre Seelenvermögen in einen bloß verkehrten Instinkt verwandelt.

Schiller war der beste Freund, Vater und

Gatte; keine liebenswürdige Eigenschaft mangelte diesem sanften, ruhigen Character, den nur das Talent entflammte. Liebe zur Freiheit, Ehrfurcht gegen die Frauen, Enthusiasmus für die schönen Künste und Anbetung der Gottheit belebten sein Genie, und bei der Analyse seiner Werke wird es leicht zu zeigen seyn, zu welcher Tugend seine Meisterstücke in nächster Beziehung stehen. Man sagt häufig, daß der Verstand alles Andere ersetze: ich gebe es zu bei Werken, in denen eine bloße Geschicklichkeit vorherrscht; wo es aber auf Schilderung der menschlichen Natur in ihren Gewittern und in ihren Abgründen ankommt, macht es nicht einmal die Einbildungskraft aus, dazu wird eine Seele erfordert, die selbst der Sturm bewegte, aber in die sich dann der Himmel hinabgesenkt, um ihr die Ruhe wieder zu schenken.

Ich sah Schiller zuerst bei dem Herzog und der Herzogin von Weimar, in einer eben so verständigen als imposanten Gesellschaft. Er las das Französische sehr gut, hatte es aber nie gesprochen; ich vertheidigte mit Wärme gegen ihn den Vorzug unsers dramatischen Systems vor allen andern: er ließ sich darauf ein, mich zu bekämpfen, und ohne sich die Schwierigkeit und die Langsamkeit, mit welcher er sich französisch nur ausdrücken konnte, irren zu lassen, ohne Besorgniß vor der Meinung der Zuhörer, die der seinigen entgegengesetzt war, sprach er seine innige Ueberzeugung aus. Ich bediente mich anfänglich, um ihn zu widerlegen, der französischen Waffen, der Lebhaftigkeit und des Scherzes, aber bald entwickelte ich durch alle Hindernisse, die die Sprache ihm in den Weg legte, in dem, was Schiller sagte, so viel Ideen, ich wurde von der Einfalt des Characters, die einen Mann von solchem Ge-

nie dahin brachte, sich auf diese Weise in einen Streit einzulassen, wo seinen Gedanken die Worte mangelten, so überrascht, und fand ihn so bescheiden und so sorglos in allem, was nur den Erfolg seiner eignen Werke betraf, und so stolz und lebendig in der Vertheidigung dessen, was ihm als wahr erschien, daß ich ihm von diesem Augenblick an eine bewundernde Freundschaft gelobte.

Jung noch von einer tödtlichen Krankheit getroffen, versüßten seine Kinder und seine Gattin, die durch tausend liebenswürdige Eigenschaften die Zärtlichkeit verdiente, die er für sie hegte, seine letzten Augenblicke. Frau von Wollzogen, eine Freundinn, die es werth war, ihn zu verstehen, fragte ihn einige Stunden vor seinem Tode, wie er sich befinde? Immer ruhiger, war seine Antwort. Aber, in der That, hatte er nicht auch Ursache, sich der Gottheit zu vertrauen, deren Reich auf Erden er gefördert hatte? Ging er nicht ein in die Heimat der Gerechten? Ist er in diesem Augenblicke nicht bei seines Gleichen, und hat er die Freunde nicht schon wiedergefunden, die unsrer harren?

Neuntes Capitel.

Vom Stil und der Verskunst in der deutschen Sprache.

Wenn man die Prosodie einer Sprache erlernt, so dringt man dadurch tiefer in den Geist der Nation, die sie spricht, als durch jegliches andre Studium. Daher kommt es, daß man Vergnügen findet, fremde Worte auszusprechen, man

hört sich selbst, als hörte man einen Dritten sprechen; nichts aber ist so zart, nichts so schwer zu ergreifen, als der Accent, man lernt tausendmal leichter die verwickelteste Arie, als die Aussprache einer einzigen Sylbe. Nur eine lange Reihe von Jahren, oder die ersten Eindrücke der Kindheit, geben die Fähigkeit eine Aussprache zu erlernen, die mit dem Feinsten und Unerklärlichsten in der Einbildungskraft und im National-Character zusammenhängt.

Die deutschen Dialecte haben ihren Ursprung in einer Muttersprache aus der sie alle schöpfen. Diese gemeinschaftliche Quelle erneuert und vervielfältigt die Ausdrücke auf eine, dem Genius der Völker stets angemessene, Weise. Die Nationen lateinischen Ursprungs bereichern sich, so zu sagen, nur von außen; sie müssen zu todten Sprachen, zu den versteinerten Reichthümern ihre Zuflucht nehmen, um ihr Reich zu erweitern. Hievon ist die natürliche Folge, daß die Neuerungen in Worten ihnen minder gefallen, als den Nationen, die Sprößlinge aus einem immer lebenden Stamme ziehn. Die französischen Schriftsteller sollten ihren Stil durch jede Kühnheit, die ein natürliches Gefühl ihnen nur eingeben kann, beleben und ihm Farbe verleihn; die Deutschen dagegen gewinnen, wenn sie sich beschränken. Die Zurückhaltung kann ihre Originalität nicht zerstören, sie laufen aber durch das Uebermaaß des Ueberflusses Gefahr, sie einzubüßen.

Die Luft die man einathmet, hat großen Einfluß auf die Töne, die man hervorbringt; Verschiedenheit des Bodens und des Clima's erzeugen in der nämlichen Sprache die verschiedensten Arten der Aussprache. Näher zum Meere hin werden die Worte sanfter, das Clima ist dort gemäßigter;

vielleicht auch stimmt das fortwährende Schauspiel dieses Bildes der Unendlichkeit zur Schwärmerei, und giebt der Aussprache mehr Weichheit und Langsamkeit. Erhebt man sich dagegen in die Gebirge, so wird der Accent kräftiger, als ob die Bewohner dieser erhabnen Gegenden sich dem Ueberrest der Welt von der Höhe ihrer natürlichen Rednerbühnen verständlich machen wollten. In den deutschen Dialecten findet man die Spuren der eben von mir angedeuteten Einflüße.

Das Deutsche ist an und für sich selbst eine eben so ursprüngliche Sprache, und hat fast einen eben so gelehrten Bau, als das Griechische. Die, welche über die großen Völkerfamilien Untersuchungen angestellt haben, glaubten historische Gründe für diese Aehnlichkeit zu finden; wahr bleibt es immer, daß man im Deutschen eine grammatikalische Aehnlichkeit mit dem Griechischen findet, mit welchem es die Schwierigkeit theilt, ohne dessen Reiz zu besitzen: da die Menge der Consonanten, aus welchen die Wörter dieser Sprache bestehen, sie mehr harttönend, als wohlklingend machen. Man möchte sagen, daß diese Wörter stärker sind, als das, was sie ausdrücken sollen, und dies giebt zuweilen dem Stil eine Eintönigkeit von Energie. Dessenungeachtet hüte man sich wohl, die deutsche Aussprache zu sanft machen zu wollen; es entsteht sodann daraus eine gewisse manierirte Ziererei, die ganz und gar unangenehm ist: man hört Töne, die doch im Grunde rauh sind, ungeachtet der Zierlichkeit, die man hineinzulegen sucht, und diese Gattung der Affectation erregt besonderes Mißfallen.

Jean Jacques Rousseau sagt: die südlichen Sprachen seyen Töchter der Freude, die des Nordens Töchter der Nothwendig-

keit. Das Italienische und das Spanische haben Modulationen wie ein harmonischer Gesang, das Französische ist zur Unterhaltung geeignet; dem Englischen endlich haben die Parlamentsarbeiten und die der Nation eigenthümliche Energie eine Art von Ausdruck gegeben, welcher die Prosodie ersetzt. Die deutsche Sprache ist viel philosophischer als die Italienische, viel poetischer in ihrer Kühnheit als die Französische, dem Rhythmus der Verse viel günstiger, als die Englische; aber es hängt ihr noch immer eine Art von Steifheit an, welche vielleicht daher rührt, daß man sich ihrer noch nicht, weder in der Gesellschaft noch im Publikum, bedient hat.

Die grammatische Einfachheit ist einer der großen Vorzüge der modernen Sprachen; diese Einfachheit, welche auf Grundsätzen einer, allen Nationen gemeinen Logik beruht, macht das wechselseitige Verstehen sehr leicht: es bedarf nur eines sehr geringen Studiums, um Italienisch oder Englisch zu lernen, das Deutsche dagegen ist eine Wissenschaft. Die deutsche Periode umspannt den Gedanken, wie eine Scheere, die sich bald öffnet und bald wieder schließt, um ihn zu fassen. Ein fast antiker Bau der Phrasen hat in dieser Sprache leichter Platz gefunden, als in irgend einem andern europäischen Dialecte; aber Inversionen passen kaum für neuere Sprachen. Die auffallenden Endungen der griechischen und lateinischen Wörter ließen leicht erkennen, welche unter ihnen bestimmt waren, sich mit einander zu verbinden, selbst wenn sie getrennt dastanden: die Declinationszeichen bei den Deutschen sind so dumpf, daß man unter diesen eintönigen Zeichen Mühe hat, diejenigen Wörter herauszufinden, die von einander abhängen.

Wenn Ausländer sich über die Mühe beschweren, die ihnen das Studium der deutschen Sprache

macht, so antwortet man ihnen gewöhnlich, daß es sehr leicht sey, in dieser Sprache mit der Einfachheit der französischen Grammatik zu schreiben, daß es dagegen im Französischen unmöglich wäre, den deutschen Periodenbau anzunehmen, und daß man daher diesen als ein Werkzeug mehr betrachten müsse; dies Werkzeug verführt aber die Schriftsteller, und sie machen davon zu häufigen Gebrauch. Das Deutsche ist vielleicht die einzige Sprache, in welcher Verse leichter als Prosa zu verstehen sind, indem die poetische Phrase, die nothwendigerweise durch das Versmaaß zerschnitten wird, über dasselbe hinaus nicht verlängert werden kann.

Ohne Zweifel finden sich mehr Nuancen, mehr Gedanken Verbindungen in diesen Perioden, welche ein Ganzes bilden, und unter einen Gesichtspunkt die verschiedenen, mit dem nämlichen Gegenstand zusammenhängenden Beziehungen zusammenfassen; wenn man sich jedoch der natürlichen Verkettung von einander verschiedener Gedanken überlassen wollte, so würde man damit endigen, alle in Eine Phrase zusammendrängen zu wollen. Der menschliche Geist muß zerstückeln, wo er verstehen will, und man läuft Gefahr, bloßen Schimmer für Wahrheit zu nehmen, wenn die Form der Sprache dunkel ist.

Die Kunst des Uebersetzens ist in Deutschland weiter gediehen, als in irgend einem andern europäischen Dialecte. Voß hat griechische und römische Dichter mit bewundernswürdiger Treue, und August Wilhelm Schlegel englische, italienische und spanische, mit einer Wahrheit des Colorits in die deutsche Sprache übertragen, wovon es zuvor kein Beispiel gab. Bei Uebersetzungen aus dem Englischen verliert das Deutsche seinen natürlichen Character nicht, weil diese Sprachen beide germanischen

Ursprungs sind; aber wie verdienstlich auch Vossens Uebersetzung des Homer seyn möge, so macht sie doch aus der Ilias und der Odyssee nur Gedichte in griechischem Stil, wenn gleich mit deutschen Worten. Die Alterthumskunde gewinnt hiebei, aber die der Sprache einer jeden Nation eigene Eigenthümlichkeit muß nothwendigerweise darunter verlieren. Es scheint ein Widerspruch zu seyn, wenn man die deutsche Sprache zu gleicher Zeit einer zu großen Biegsamkeit und Rauhigkeit beschuldigt; was sich aber im Character mit einander verträgt, das kann es auch in der Sprache: und häufig schützen die Unannehmlichkeiten der Rauhigkeit in einem und dem nämlichen Menschen nicht gegen die der zu großen Weichheit.

Diese Fehler fallen viel seltener in Versen als in der Prosa, in Original-Werken viel weniger als in Uebersetzungen auf; ich glaube mithin mit Wahrheit sagen zu dürfen, daß es heut zu Tage keine frappantere und mannichfaltigere Poesie giebt, als die Deutsche.

Die Kunst des Versbaus ist ein unerschöpfliches Geheimniß; Worte, die in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens nur zur Bezeichnung des Gedankens dienen, ergreifen im Verse unsre Seele durch den Rhythmus harmonischer Töne, und geben den doppelten Genuß eines Gefühls-Eindrucks und dabei der Reflexion im Verein. Wenn aber auch alle Sprachen gleich fähig sind, das auszudrücken, was wir denken, so sind sie es doch keinesweges in Hinsicht der Mittheilung dessen, was wir empfinden, und die Wirkungen der Poesie hängen mehr noch von der Melodie der Worte ab, als von den Ideen, die sie bezeichnen.

Die deutsche Sprache ist die einzige unter den modernen, welche lange und kurze Silben hat,

wie die griechische und die lateinische; alle andre europäische Dialecte sind wohl mehr oder weniger accentuirt, aber in ihnen geschriebene Verse können nicht nach Art der Alten nach der Quantität der Silben gemessen werden; der Accent giebt den Phrasen, wie den Wörtern, Einheit, er steht in Beziehung mit der Bedeutung dessen, was man sagt; man ruht auf dem, was den Sinn bestimmen soll, und die Aussprache, indem sie der eine oder das andere Wort hervorspringen läßt, führt alles auf die Haupt-Idee zurück. Nicht so verhält es sich mit der musikalischen Dauer der Töne in der Sprache, sie ist der Poesie viel günstiger als der Accent, weil sie keinen positiven Gegenstand hat, und bloß ein edles unbestimmtes Vergnügen gewährt, wie alle Genüsse ohne besondern Zweck. Die Alten scandirten die Silben nach der Natur der Vocale und den Verhältnissen der Töne zu einander, der Wohllaut entschied dabei allein; in der deutschen Sprache sind alle Nebenwörter kurz, und die grammatische Würde, das heißt, das Gewicht der Stammsilbe bestimmt die Quantität. Diese Art der Prosodie hat weniger Reiz, als die der Alten, weil sie mehr von abstracten Combinationen, als von unwillkührlichen Gefühlseindrücken abhängt; nichts destoweniger ist es ein großer Vorzug einer Sprache, in ihrer Prosodie ein Ersatzmittel für den Reim zu haben.

Der Reim ist eine moderne Erfindung, die mit dem Ganzen unsrer schönen Künste zusammenhängt: man würde sich große Wirkungen versagen, wenn man auf ihn Verzicht leistete; denn er ist ein Bild der Hoffnung und der Rückerinnerung. Ein Schall erregt in uns das Verlangen nach dem, der ihn beantworten soll, und, ertönt der zweite, so ruft er den eben entschwundenen ins Gedächt-

niß zurück. Dessenungeachtet muß diese angenehme Regelmäßigkeit nothwendigerweise der Natur in der dramatischen Kunst, wie der Kühnheit in dem Epos Eintrag thun. Man kann des Reimes in den Sprachen, deren Prosodie wenig marquirt ist, schwer entrathen, und doch kann der Zwang der Construction in gewissen Sprachen so groß seyn, daß ein kühner und denkender Dichter das Bedürfniß fühlen muß, die Harmonie der Verse ohne die Sclaverei des Reimes genießen zu lassen. Klopstock hat den Alexandriner aus der deutschen Poesie verbannt, und ihn durch Hexameter ersetzt und durch reimlose Jamben, die auch bei den Engländern üblich sind, und der Einbildungskraft viel Freiheit gewähren. Der Alexandriner taugte schlecht für die deutsche Sprache; hievon kann man sich selbst durch die Werke des großen Haller überzeugen, wie verdienstlich sie auch sonst sind; eine Sprache, deren Ton so hart ist, betäubt durch die Wiederkehr und Gleichförmigkeit der Abschnitte. Ueberdies fordert diese Gattung des Verses Sentenzen und Gegensätze, und der Geist der Deutschen ist zu gewissenhaft und zu wahr, um sich den Antithesen hinzugeben, die sowohl Ideen als Bilder nie mit vollkommener Aufrichtigkeit und nie in ihren kleinsten Nuancen zeigen. Der Wohlklang der Hexameter und vorzüglich der reimlosen Jamben ist nur die natürliche Harmonie, die das Gefühl einflößt, eine mit Noten bezeichnete Declamation, wogegen der Alexandriner den Zwang gewisser Ausdrücke und Wendungen auflegt, aus denen man sich schwer wieder herauswickelt. Die Composition dieser Verse ist eine, selbst vom poetischen Genie völlig unabhängige Kunst, die man besitzen kann, ohne jenes Genie zu haben, wie man

im Gegentheil ein großer Dichter seyn könnte, ohne die Fähigkeit, sich in diese Form zu zwängen.

Unsre ersten französischen lyrischen Dichter sind vielleicht unsre großen Prosaiker, Bossuet, Pascal, Fenelon, Buffon, J. J. Rousseau u. s. w. Der Despotismus, den der Alexandriner übt, nöthigt zuweilen, das nicht in Verse zu bringen, was doch wahre Poesie wäre; während bei den an eine leichtere und natürlichere Versification gewöhnten Ausländern, alle poetische Gedanken Verse eingeben, und man in der Regel die Prosa nur für das Raisonnement bewahrt. Man würde selbst einem Racine vergeblich die Aufgabe machen, Pindar, Petrarca oder Klopstock in französische Verse zu bringen, ohne ihnen ihren ganzen Charakter zu rauben. Diese Dichter haben eine Art der Kühnheit, welche sich nur in den Sprachen findet, in denen man den ganzen Reiz der Versification mit der Originalität verbinden kann, die im Französischen die Prosa allein gestattet.

Einer der großen Vorzüge, den die deutschen Dialekte in Rücksicht der Poesie haben, ist die Mannigfaltigkeit und Schönheit ihrer Beiwörter. Auch in dieser Hinsicht kann das Deutsche mit dem Griechischen verglichen werden; man fühlt in einem Worte mehrere Bilder, wie man in der Grundnote eines Accordes die andern Töne, aus denen er besteht, mit höret, oder wie gewisse Farben in uns, den Eindruck derer, die von ihnen abhängen, erwecken. Man sagt französisch nur eben, was man sagen will, und sieht nicht um die Worte diese tausendgestaltigen Wolken schwimmen, die die Poesie der nordischen Sprachen umgeben, und eine Menge von Erinnerungen wecken. Mit der Freiheit, ein einziges Beiwort aus zweien oder dreien zu bilden, hängt auch die zusammen,

die Sprache durch Verwandlung von Zeitwörtern in Hauptwörter zu beleben: das Wollen, das Fühlen sind weniger abstrakte Ausdrücke, als der Wille, das Gefühl; und alles was dahin führt, den Gedanken in That zu verwandeln, giebt dem Stil immer größere Lebendigkeit. Die Leichtigkeit, nach Belieben die Construktion der Phrasen umzustoßen, ist auch der Poesie sehr günstig, und gestattet, durch die mannigfaltigen Mittel der Versification, Eindrücke hervorzubringen, die denen der Malerei und Musik ähnlich sind. Kurz, der allgemeine Geist der teutonischen Dialekte ist Unabhängigkeit: die Schriftsteller suchen vor allen Dingen, was sie selbst fühlen, auf andre zu übertragen, und würden gern zur Poesie, wie Heloise zu ihrem Geliebten sagen: giebt es einen noch wahreren, zärtlicheren, tieferen Ausdruck für das, was ich empfinde, so will ich ihn wählen. Das immerwährende Denken an die gesellschaftliche Convenienz verfolgt in Frankreich das Talent bis in seine geheimsten Regungen: und die Besorgniß, lächerlich zu erscheinen, ist das Schwert des Damokles, das kein Fest der Einbildungskraft vergessen machen kann.

Man spricht in den Künsten häufig von dem Verdienste überwundener Schwierigkeiten; man hat aber dagegen mit Recht erinnert: daß man entweder diese Schwierigkeiten nicht merke und daß sie dann also auch nicht da seyen, oder, daß man sie merke, und daß sie dann nicht überwunden wären. Hindernisse lassen die Gewandtheit des Geistes hervorspringen; aber zuweilen findet sich bei dem wahren Genie eine Art Unbehülflichkeit, die in gewisser Hinsicht der Leichtgläubigkeit schöner Seelen gleicht, und man thäte Unrecht, das Genie einem will-

kührlichen Zwange zu unterwerfen, aus dem es sich bei weitem schwerer ziehen würde, als ein Talent zweiten Ranges.

Zehntes Capitel.

Von der Poesie.

Das wahrhaft Göttliche im menschlichen Herzen kann nicht definirt werden; giebt es auch Worte für einzelne Züge, so fehlt es doch an solchen, die das Ganze und vorzüglich das Geheimniß des wahren Schönen in allen Gattungen auszudrücken fähig sind. Es ist leicht, zu sagen, was nicht Poesie ist; aber wenn man begreifen will, was sie ist, so muß man die Eindrücke einer schönen Gegend, einer harmonischen Musik, den Blick eines geliebten Gegenstandes, und vor allem das religiöse Gefühl zu Hülfe rufen, welches uns in uns selbst das Daseyn der Gottheit verkündet. Die Poesie ist die natürliche Sprache aller Gottes-Verehrungen. Die Bibel ist voller Poesie, Homer voll Religion: — nicht als ob Dichtungen in der Bibel und Dogmen im Homer wären; aber der Enthusiasmus sammelt verschiedene Gefühle in einen Brennpunkt; der Enthusiasmus ist der Weihrauch, der von der Erde himmelan steigt, um die eine mit dem andern zu verbinden.

Die Gabe, durch Worte zu enthüllen, was man im Grunde des Herzens fühlt, ist selten; doch findet sich Poesie in allen Wesen, die heftiger und tiefer Gemüths-Anregungen fähig sind; der Ausdruck nur fehlt denen, welchen es an Uebung

mangelt, ihn aufzufinden. Der Poet thut, wenn ich mich so fassen darf, nichts anders, als das im Grunde der Seele gefangene Gefühl entbinden; das poetische Genie ist eine innere Stimmung von gleicher Natur, als die ist, welche zu einer edlen Aufopferung fähig macht; eine schöne Ode dichten, ist so viel als den Heroismus träumen. Wäre das Talent nicht wandelbar, so würde es eben so oft schöne Thaten, als rührende Worte einflößen, denn beide fließen gleicherweise aus dem Bewußtseyn und dem Selbstgefühl des Schönen.

Ein Mann von hervorstechendem Geiste sagte: die Prosa sey ein gemachtes Wesen, die Poesie natürlich. In der That fangen die wenig civilisirten Nationen immer mit der Poesie an; und, so wie eine starke Leidenschaft die Seele bewegt, so bedienen sich die gemeinsten Menschen, selbst dessen unbewußt, der Bilder und Metaphern, die äußere Natur zu Hülfe rufend, um auszudrükken, was Unausdrückbares in ihnen vorgeht. Das Volk steht der Poesie viel näher, als die Menschen, welche die gute Gesellschaft bilden: denn Convenienz und Persiflage können nur dazu dienen, Gränzen zu ziehen, nicht aber zu begeistern.

Es findet in dieser Welt ein ewiger Streit zwischen Poesie und Prosa Statt; und der Spott muß immer der Prosa zur Seite stehn, denn verspotten heißt soviel als herabsetzen. Der gesellschaftliche Geist ist jedoch der Poesie der Anmuth und der Heiterkeit sehr günstig, von welcher Ariost, Lafontaine und Voltaire die glänzendsten Muster darbieten. Die dramatische Poesie erregt Bewunderung in unsern vornehmsten Schriftstellern, die beschreibende und vorzüglich die didaktische Poesie ist bei den Franzosen zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden; aber es

scheint nicht, daß sie bis jetzt berufen seyen, sich in der lyrischen und epischen Poesie, nach den Begriffen, welche die Alten und die Ausländer davon haben, auszuzeichnen.

Die lyrische Poesie spricht sich im Namen des Autors selber aus; er versetzt sich nicht mehr in eine fremde Rolle, sondern findet in sich selbst die verschiedenen Bewegungen, von denen er befeuert ist. J. J. Rousseau in seinen religiösen Oden, Racine in der Athalia, haben sich als lyrische Dichter gezeigt; sie hatten sich durch Psalmen genährt und waren von einem lebendigen Glauben durchdrungen; allein es widersetzen sich die Schwierigkeiten der französischen Sprache und Versification fast immer dem Hingeben des Enthusiasmus. Man kann bewundernswürdige Strophen aus einigen unserer Oden anführen, aber nicht eine einzige ganze, in welcher der Gott seinen Dichter nicht verlassen hätte. Schöne Verse sind noch keine Poesie; die Begeisterung in den Künsten ist der unerschöpfliche Quell, der vom ersten bis zum letzten Worte Leben strömt. Liebe, Vaterland, Glaube, alles dies muß in der Ode vergöttlicht werden, sie ist die Apotheose des Gefühls: um die wahre Größe der lyrischen Poesie zu begreifen, schweife man durch die Schwärmerei in ätherische Regionen, vergesse das Geräusch der Erde, höre die himmlische Harmonie, und betrachte die gesammte Welt wie ein Symbol der Regungen des Gemüths.

Das Räthsel der Bestimmung des Menschen gilt den meisten für nichts, dem Dichter ist es in der Fantasie immer gegenwärtig. Die Idee des Todes, die gemeine Seelen entmuthigt, macht das Genie nur kühner und das Gemisch der Naturschönheiten und der Schrecknisse der Zerstörung erregt

eine gewisse Art Trunkenheit von Beglückung und von Grausen, ohne welche es unmöglich ist, das Schauspiel dieser Welt weder zu verstehn, noch zu beschreiben. Die lyrische Poesie erzählt nichts, sie bindet sich in nichts, weder an die Folge der Zeit, noch an die Gränzen des Raums, sie schweift hoch über Länder und Jahrhunderte, und giebt dem erhabenen Augenblicke Dauer, wo der Mensch sich erhebt über die Leiden und Freuden dieser Welt. In ihr fühlt er sich inmitten der Wunder der Welt, wie ein zugleich schaffendes und geschaffenes Wesen, welches sterben muß und doch nicht aufhört zu seyn, und dessen bald klopfendes, bald starkes Herz zugleich stolz auf sich selbst und demüthig vor Gott ist.

Die Deutschen, welche, was sehr selten ist, Einbildungskraft mit beschaulicher Sammlung des Gemüths vereinigen, sind der lyrischen Poesie fähiger, als die meisten anderen Nationen. Die Neueren können eine gewisse Tiefe der Ideen nicht entbehren, an welche sie eine spiritualistische Religion gewöhnt hat, und doch, wenn diese Tiefe nicht mit Bildern bekleidet wäre, wäre sie nicht Poesie; die Natur muß sich daher in den Augen des Menschen vergrößern, damit er sich ihrer als des Emblems seiner Gedanken bediene. Haine, Blumen, Bäche genügten im heidnischen Zeitalter zum dichten; die Einsamkeit der Wälder, das unbegränzte Meer und der gestirnte Himmel reichen kaum hin, das Ewige und Unendliche, was die Seele des Christen füllet, auszudrücken.

Die Deutschen haben eben so wenig als wir, ein episches Gedicht; diese bewundernswürdige Schöpfung scheint den Neueren nicht gegönnt zu seyn, und vielleicht ist es auch nur die Ilias, die dem Begriffe ganz entspricht, den man von dieser

Dichtungsart hat; das Epos bedarf eines besondern Zusammentreffens von Umständen, wie es sich nur bei den Griechen fand, die Imagination der Heldenzeit und die Vollkommenheit der Sprache civilisirter Jahrhunderte. Im Mittelalter war die Einbildungskraft stark, aber die Sprache unvollkommen; jetzt ist die Sprache rein, aber die Einbildungskraft mangelhaft. Die Deutschen haben eine große Kühnheit in Ideen und Stil, doch wenig Erfindungskraft in Rücksicht auf den Stoff; ihre epischen Versuche nähern sich fast immer der lyrischen Gattung; die der Franzosen fallen vielmehr in das Drammatische, und sind mehr interessant, als groß. Wenn es darauf ankommt, auf der Bühne zu gefallen, so hängt allerdings von der Kunst, sich in einem gegebenen Ramen zu beschränken, den Geschmack der Zuschauer zu errathen, und sich ihm mit Geschicklichkeit anzuschmiegen, ein Theil des Erfolges ab; in der Composition eines epischen Gedichtes aber muß nichts von äußeren und vorübergehenden Umständen abhängig seyn. Ein solches fordert absolute Schönheiten, Schönheiten, die den Leser auch in der Einsamkeit, wo seine Gefühle natürlicher und seine Einbildungskraft kühner ist, zu erregen im Stande sind. Wer in einem Epos zu viel wagte, könnte leicht den Tadel des guten französischen Geschmacks erfahren, wer aber nichts wagte, würde um nichts weniger verachtet werden.

Boileau hat unläugbar, obgleich er Sprache und Geschmack vervollkommnete, dem französischen Geiste eine der Poesie sehr ungünstige Richtung gegeben Er spricht immer nur von dem, was zu vermeiden ist, und hält nur auf gewisse Vorschriften von Vernunft und Mäßigung, die in die Literatur eine Gattung von Pedanterie eingeführt

haben, welche dem erhabenen Aufflug der Künste höchst nachtheilig ist. Wir haben im Französischen Meisterstücke von Versification; aber wie kann man Versification Poesie nennen? In Verse übersetzen, was bestimmt war, Prosa zu bleiben, in zehn Sylben, wie Pope, ein Lhombrespiel mit vollständigem Detail bringen, oder, wie unsre neuesten Gedichte in Verse, das Trictrac, das Schach und die Chemie, ist weiter nichts, als ein Taschenspielerstückchen in menschlicher Rede, ist eine Sonate aus Worten statt aus Noten gesetzt, unter dem Namen eines Gedichts.

Doch ist eine große Kenntniß der poetischen Sprache erforderlich, um mit so edlem Ausdruck Gegenstände zu beschreiben, die der Einbildungskraft so wenig Stoff geben: und man bewundert darum mit Recht abgerissene Stücke aus diesen Gemälde-Gallerien; aber die Uebergänge, welche sie verbinden, sind nothwendigerweise prosaisch, wie das, was in dem Kopf des Schriftstellers vorging. Er hat sich gesagt: — ich will über diesen Gegenstand Verse machen, dann über jenen, dann über einen dritten — und unbewußt macht er uns zu Vertrauten in Hinsicht seiner Art zu arbeiten. Der wahre Dichter empfängt auf einmal sein ganzes Gedicht im Innern der Seele, und ohne die Schwierigkeiten der Sprache würde er, wie die Sybille und die Propheten, des Genius geheiligte Hymnen improvisiren. Er ist erschüttert von seinen Empfängnissen, wie von einem Ereigniß seines Lebens; eine neue Welt schließt sich ihm auf, das erhabene Bild jeder Situation, jedes Charakters, jeder Schönheit der Natur, trifft seine Blicke, und sein Herz schlägt für ein himmlisches Glück, das, wie ein Blitz, durch die Nacht seines Schicksals fährt. Die Poesie ist ein augenblicklicher Besitz von alle dem,

was unsre Seele wünscht, das Talent heißt die Schranken unsrer Existenz verschwinden, und verwandelt das unbestimmte Hoffen des Menschen in die herrlichsten Glanzbilder.

Es würde leichter seyn, die Symptome des Talents zu beschreiben, als Vorschriften für dasselbe zu geben. Das Genie wird, wie die Liebe, durch die Tiefe der Rührung selbst empfunden, mit der es den damit Begabten durchdringt; wenn man aber diesem Genie, dessen Führer die Natur allein seyn will, Rathschläge geben dürfte, so würden dies nicht bloß literarische seyn müssen. Man müßte zu den Dichtern wie zu Staatsbürgern, wie zu Helden sprechen: Seyd tugendhaft, seyd gläubig! seyd frei! ehret, was ihr liebt, sucht die Unsterblichkeit in der Liebe und die Gottheit in der Natur, heiliget endlich eure Seele wie einen Tempel, und der Engel der edeln Gedanken wird es nicht verschmähen, darin zu erscheinen.

Eilftes Capitel.

Von der classischen und der romantischen Poesie.

Der Name romantisch ist in neuern Zeiten in Deutschland der Gattung von Poesie beigelegt worden, deren Ursprung die Gesänge der Troubadours waren, und die die Ritterzeit und das Christenthum erzeugten. Giebt man nicht zu, daß Heidenthum und Christenthum, der Norden und der Süden, das Alterthum und das Mittelalter, das Ritterthum und die Griechischen und Römischen Einrichtungen sich in das Reich der Literatur ge-

theilt haben; so wird man nie dahin gelangen, den antiken und den modernen Geschmack aus einem philosophischen Gesichtspunkt zu beurtheilen.

Man nimmt zuweilen das Wort classisch für gleichbedeutend mit vollkommen. Ich bediene mich hier desselben in einem anderen Sinne, indem ich die classische Poesie als die der Alten und die romantische Poesie als diejenige betrachte, die in gewisser Hinsicht mit den Sagen aus der Ritterzeit zusammenhängt. Diese Eintheilung paßt auch zu den beiden Zeitrechnungen der Welt, vor und nach Einführung des Christenthums.

Eben so hat man in verschiedenen deutschen Werken die antike Poesie mit der Sculptur, die romantische mit der Malerei verglichen; kurz, auf alle Weise den Gang des menschlichen Geistes in seinem Ueberschritt von der materialistischen zu der spiritualistischen Religion, von der Natur zur Gottheit zu bezeichnen gesucht.

Die Französische Nation, die cultivirteste unter den Nationen lateinischen Ursprungs, neigt sich gegen die den Griechen und Römern nachgeahmte classische Poesie hin. Die englische Nation, die glorreichste Nation germanischen Stammes, liebt die romantische Ritterpoesie, und darf sich der Meisterstücke rühmen, die sie in dieser Gattung besitzt. Ich will hier nicht untersuchen, welche von diesen beiden Gattungen der Poesie den Vorzug verdiene: es ist hinreichend zu zeigen, daß die Verschiedenheit des Geschmacks, in dieser Hinsicht, nicht allein aus zufälligen Ursachen, sondern aus ursprünglichen Quellen der Einbildungskraft und des Gedankens herrührt.

In dem Epos und in den Tragödien der Alten herrscht eine Gattung von Einfalt, die daher entsteht, daß die Menschen jener Zeit mit der Na-

tur eins waren, und so vom Schicksal abzuhängen glaubten, wie sie von der Nothwendigkeit abhängt. Der Mensch, der damals nur wenig dachte, wandte alle Thätigkeit der Seele nach Außen; das Gewissen selbst wurde durch äußerliche Gegenstände dargestellt, und die Fackeln der Furien schüttelten die Qualen der Reue auf das Haupt des Schuldigen hinab. Im Alterthum war das Ereigniß Alles, in unsrer neueren Zeit greift der Charakter mehr Platz; und das unruhige Reflectiren, welches oft, wie der Geier des Prometheus, an uns nagt, würde den Alten bei ihren klaren und bestimmten bürgerlichen und geselligen Verhältnissen als eine Thorheit erschienen seyn.

In der ersten Zeit der Kunst machte man in Griechenland nur einzelne Statuen; Gruppen wurden erst später zusammengesetzt. Man könnte gleichergestalt mit Wahrheit sagen, daß es in allen Künsten keine Gruppen gab; die dargestellten Gegenstände folgten aufeinander, wie in den Basreliefs, ohne Verbindung oder Verknüpfung irgend einer Art. Der Mensch personificirte die Natur; Nymphen bewohnten die Gewässer und Hamadryaden die Wälder, aber die Natur ihrerseits bemeisterte sich des Menschen; man hätte sagen mögen, daß er dem Sturm, dem Blitz, einem Vulkan gleiche: so sehr handelte er nach einem unwillkührlichen Antrieb und ohne daß die Reflexion irgend weder die Motive noch die Folgen seiner Handlungen zu ändern fähig war. Die Alten hatten, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine körperliche Seele, deren Bewegungen stark, gerade und consequent waren; anders verhält es sich mit dem durch das Christenthum entwickelten menschlichen Herzen; die Neueren haben aus der christlichen Buße die Gewohnheit geschöpft, immer in sich selbst zurückzugehen.

Um nun diese völlig innere Existenz zu offenbaren, muß eine große Mannichfaltigkeit der Thatsachen unter allen Gestalten die unendlichen Nuancen dessen, was in der Seele vorgeht, darstellen. Wenn in unsern Tagen die schönen Künste in die Einfachheit der Alten eingezwängt würden, so würden wir die ursprüngliche Kraft, die jene auszeichnete, nicht erreichen, wohl aber die innigen und vielfachen Rührungen, deren unsre Seele fähig ist, einbüßen. Die Einfachheit der Kunst bei den Neueren würde leicht eine Wendung von Kälte und Abstraction nehmen, während die der Alten voller Leben war. Ehre und Liebe, Tapferkeit und Mitleid sind Gefühle, die das ritterliche Christenthum bezeichnen, und diese Regungen des Gemüths können nur in Gefahren, Heldenthaten, Liebes-Abentheuern, Unfällen, endlich in dem romantischen Interesse, sichtbar werden, welches unaufhörlich in jenen Darstellungen wechselt. Die Quellen der Kunsteindrücke sind also in vieler Hinsicht verschieden in der classischen und romantischen Poesie; in der ersteren herrscht das Schicksal, in der andern, die Vorsehung. Das Schicksal achtet des Menschen Gefühle für nichts, die Vorsehung beurtheilt seine Handlungen nur nach seinen Gefühlen. Wie sollte die Poesie nicht eine Welt ganz anderer Natur schaffen, wenn das Werk eines blinden und tauben Schicksals, das immer mit den Sterblichen in Streit liegt, oder wenn die weise Ordnung, die ein höheres Wesen leitet, das unser Herz befragt und das unserm Herzen antwortet, dargestellt werden soll?

Die heidnische Poesie muß einfach seyn, und in die Augen springend, wie die äußerlichen Gegenstände; die christliche Poesie braucht tausend Regenbogenfarben, um sich nicht in den Wolken

zu verlieren. Die Poesie der Alten ist reiner, als Kunst betrachtet, die der Neueren lockt die Thränen mehr hervor; aber hier ist die Rede nicht von der classischen und von der romantischen Poesie, als solche, sondern von der Nachahmung der einen und der Begeisterung der andern. Die Literatur der Alten ist bei den Neueren ein verpflanztes Gewächs, die romantische oder ritterliche Literatur ist einheimisch unter uns; unsre Religion und unsre Gesetze haben ihre Blüthe gezogen. Die Schriftsteller, welche die Alten nachahmen, haben sich den strengsten Geschmacksregeln unterworfen; denn, da sie weder ihre eigene Natur, noch ihre eigenen Erinnerungen zu Rathe ziehen konnten, mußten sie sich den Gesetzen fügen, nach welchen die Meisterstücke der Alten unserm Geschmack angepaßt werden konnten, obgleich alle politische und religiöse Verhältnisse, die diesen Meisterstücken das Daseyn gaben, verändert waren. Darum sind diese Poesieen im Geiste des Alterthums, wie vortrefflich sie auch sonst seyn mögen, selten populär, weil sie in der gegenwärtigen Zeit mit nichts, was national ist, zusammenhängen.

Da die französische Poesie die am meisten classische aller modernen Poesieen ist, so ist sie die einzige, die nicht im Volke lebt. Die Stanzen des Tasso werden von den Gondolieren in Venedig gesungen, die Spanier und Portugiesen aller Classen wissen ihren Calderon und Camoens auswendig, Shakspeare wird in England eben so sehr vom Volke, als von den höheren Ständen bewundert, Gedichte von Bürger und Göthe mit Volksweisen ertönen vom Rhein bis zur Ostsee. Unsre französischen Dichter finden überall Bewunderung, weil es cultivirte Geister bei uns und im übrigen Europa giebt; aber sie sind dem Volke und selbst dem Bür-

gerstande in den Städten völlig unbekannt, da die schönen Künste in Frankreich nicht, wie anderwärts, in dem Lande der Entstehung ihrer Schönheiten selbst ihren Ursprung haben.

Einige französische Critiker haben behauptet, die Literatur der Germanischen Völker läge noch in der Kindheit der Kunst; diese Meinung ist durchaus falsch: die Deutschen, welche die Sprachen und die Werke der Alten am besten inne haben, mißkennen gewiß eben so wenig die Nachtheile, als die Vortheile einer Gattung der Kunst, die sie annehmen oder die sie verwerfen. Aber Charakter, Sitten und Raisonnement haben sie dahin geleitet, die Literatur, welche sich auf die Erinnerungen der Ritterzeiten, auf das Wunderbare des Mittelalters, gründet, der vorzuziehn, deren Basis die Mythologie der Griechen ist. Die romantische Literatur ist die einzige, die noch der Vervollkommnung fähig ist, weil, da ihre Wurzeln im eignen Boden ruhen, sie allein wachsen und sich neu beleben kann; sie spricht unsre Religion aus; sie ruft unsre geschichtlichen Erinnerungen zurück: ihr Ursprung ist alt, aber nicht antik.

Die classische Literatur muß durch die Erinnerungen des Heidenthums ihren Durchgang nehmen, um zu uns zu gelangen; Die Poesie der Deutschen ist die christliche Zeitrechnung der schönen Künste: sie bedient sich unsrer persönlichen Eindrükke, um uns zu rühren; der Genius, der sie beseelt, richtet sich unmittelbar an unser Herz, und scheint unser Leben selbst wie das mächtigste und das schrecklichste aller Phantome vor uns aufsteigen zu lassen.

Zwölftes Capitel.

Von den deutschen Gedichten.

Es ergiebt sich, so scheint es mir, aus den verschiedenen Betrachtungen im vorstehenden Capitel, daß es keine klassische Poesie in Deutschland giebt, nehme man das Wort klassisch als die Nachahmung des Alterthums bezielend, oder nur dadurch den möglichst hohen Grad der Vollkommenheit auszudrücken. Die fruchtbare Einbildungskraft der Deutschen läßt sie eher produciren, als verbessern, auch kann man in ihrer Literatur wenig Werke angeben, die dort selbst als Muster gölten. Die deutsche Sprache ist noch nicht fixirt; der Geschmack ändert sich bei jedem neuen Erzeugniß eines Schriftstellers von Talent; alles ist im Fort-, im Vorwärtsschreiten, und der feste Punkt der Vollkommenheit noch nicht erreicht. Ist dies aber ein Uebel? Bei allen Nationen, die sich schmeichelten, dahin gelangt zu seyn, sah man fast unmittelbar darauf den Verfall eintreten, und die Nachahmer den klassischen Schriftstellern folgen, gleichsam um Eckel davor zu erregen.

Es giebt in Deutschland eben so viele Dichter als in Italien: die Menge der Versuche, in welcher Gattung es seyn möge, deutet auf den Hang, den eine Nation ihrer Natur nach hat. Ist die Liebe zur Kunst in ihr allgemein verbreitet, so nehmen die Geister von selbst die Richtung zur Poesie, wie anderswo zur Politik oder zum Handels-Interesse. Es gab bei den Griechen eine Unzahl von Dichtern, und nichts ist dem Genie günstiger,

als von einer großen Menge Menschen umgeben zu seyn, welche die nämliche Bahn verfolgen. Künstler sind nachsichtige Richter gegen Fehler, weil sie die Schwierigkeiten kennen; aber sie sind auch anspruchsvoll, wo sie billigen; es bedarf großer Schönheiten und neuer Schönheiten, um in ihren Augen die Meisterstücke zu erreichen, mit denen sie sich unaufhörlich beschäftigen. Die Deutschen improvisiren so zu sagen, indem sie schreiben; und diese große Leichtigkeit ist das wahre Zeichen des Talents für die Künste, denn sie müssen wie die Blumen des Südens, ohne Anbau aufwachsen; die Arbeit vervollkommnet sie, aber die Imagination spendet in Ueberfluß, wenn eine freigebige Natur damit die Menschen beschenkte. Es ist unmöglich, alle deutsche Dichter anzuführen, die eines besondern Lobes würdig wären; ich muß mich hier bloß darauf beschränken, auf eine allgemeine Weise die drei Schulen zu betrachten, die ich bereits bei Angabe des historischen Ganges der deutschen Literatur unterschieden habe.

Wieland ahmte in seinen Romanen Voltaire nach, oft Lucian, der in philosophischer Hinsicht der Voltaire des Alterthums ist, zuweilen Ariosten, und unglücklicher Weise auch Crebillon. Er hat mehrere Rittergeschichten in Versen erzählt, Gandalin, Gerion den Adlichen, Oberon u. s. w., in denen mehr Empfindsamkeit, aber immer weniger Grazie und Heiterkeit, als im Ariost sich findet. Die deutsche Sprache bewegt sich überall nicht mit der Leichtigkeit des Italienischen, und die Scherze, die jener Sprache, die ein wenig mit Consonanten überladen ist, ziemen, sind eher solche, die mit der Kunst, scharf zu characterisiren, als mit der, leicht anzudeuten, zusammenhängen. Idris und der neue Amadis sind Feenmährchen, in denen die

weibliche Tugend auf jedem Blatte der Gegenstand unabläßiger Spöttereien ist, die aufhören, unmoralisch zu seyn, weil sie langweilig werden. Uebrigens scheinen mir Wielands Rittergeschichten viel besser, als seine, dem Griechischen nachgebildeten Gedichte: Musarion, Endymion, Ganymed, das Urtheil des Paris u. s. w. Die Ritterhistorien sind in Deutschland national. Der natürliche Geist der Sprache und der Dichter neigt dahin, die Heldenthaten und die Liebes-Abenteuer jener Ritter und jener Schönen zu schildern, die in ihren Empfindungen zugleich so kräftig und so naiv, so wohlwollend und so fest waren; wenn aber Wieland moderne Anmuth in griechische Gegenstände bringen wollte, mußten sie dadurch nothwendiger Weise manierirt werden. Alle, die den antiken Geschmack mit dem modernen, oder den modernen mit dem antiken versetzen wollen, werden fast immer affectirt. Um dieser Klippe zu entgehen, muß man jede Gattung vollständig nach ihrer eigentlichen Natur nehmen.

Der Oberon gilt in Deutschland fast für ein Epos. Er gründet sich auf eine französische Rittergeschichte, Huon von Bourdeaux, von welcher Herr von Tressan einen Auszug geliefert hat; der Elfe Oberon und die Fee Titania, wie sie Shakespear in seinem Sommernachtstraum dargestellt, sind die mythologischen Personen dieses Gedichts. Der Stoff ist aus unsern alten Romanschreibern gezogen, aber was Wieland an Poesie hinzugethan, verdient das höchste Lob. Der Scherz, der aus dem Wunderbaren fließt, ist darin mit vieler Anmuth und Originalität behandelt. Huon wird, in Folge mehrerer Abenteuer, nach Palästina gesandt, um die Tochter des Sultans zur Ehe zu begehren; und wenn der Schall seines zauberischen

Horns die gravitätischen Personen, die sich dieser Heirath in den Weg stellen, zum Tanzen zwingt, so wird man dieses komischen Effects, wie oft er geschickter Weise wiederholt wird, nicht müde; mit wie lebhafterer Darstellung der Dichter die pedantische Ernsthaftigkeit der Imans und der Visire am Hofe des Sultans mahlt, um desto mehr belustigt ihr unwillkührlicher Tanz den Leser. Als Oberon auf einem beflügelten Wagen die beiden Liebenden durch die Lüfte fortführt, wird das Erschreckende dieses Wunders durch die Sicherheit, die die Liebe ihnen einflößt, gehoben.

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbelad'nen Flügeln
Den Luftkreis ein; dies hemmt der Liebe Sehkraft nicht:
Aus ihren Augen strahlt ein überirdisch Licht,
Worin die Seelen selbst sich in einander spiegeln.
Nacht ist nicht Nacht für sie; Elysium
Und Himmelreich ist alles um und um;
Ihr Sonnenschein ergießet sich von innen,
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen.

Die Empfindsamkeit verbindet sich in der Regel nicht leicht mit dem Wunderbaren, es ist so etwas Ernsthaftes in den Gefühlen des Gemüths, daß man sie nicht gern mit den Spielen der Einbildungskraft vermischt sieht. Wieland aber besitzt die Kunst, diese phantastischen Dichtungen mit wahrhaften Empfindungen auf eine Weise zu verschmelzen, die nur ihm eigenthümlich ist.

Die Taufe der Tochter des Sultans, die Christin geworden ist, um Huon zu heirathen, ist gleichfalls von der höchsten poetischen Schönheit; die Religion um die Liebe wechseln, ist freilich ein wenig profan; aber das Christenthum ist so sehr die Religion des Herzens, daß man nur mit Ergebenheit und Reinheit zu lieben braucht, um schon be-

kehrt zu seyn. Oberon hat beide junge Gatten geloben lassen, sich vor ihrer Ankunft in Rom einander nicht ganz anzugehören; sie sind zusammen auf einem Schiffe, und getrennt von der übrigen Welt, läßt die Liebe sie ihr Gelübde vergessen. Nun bricht der Sturm die Fesseln, die Winde brausen, die Wellen toben, die Masten brechen, die Schiffenden wehklagen, die Matrosen schreien um Hülfe. Endlich wird das Schiff leck, die Fluthen drohen, alles zu verschlingen, und die Gegenwart des Todes kann kaum die beiden Gatten dem Gefühl des Glücks des irdischen Lebens entreißen. Sie stürzen ins Meer, eine unsichtbare Macht rettet sie und läßt sie an einer unbewohnten Insel landen, wo sie einen Einsiedler finden, den sein Unglück und seine Religion in diese Einsamkeit gebracht.

Amanda, Huons Gattin, bringt nach langen Widerwärtigkeiten einen Sohn zur Welt, und es giebt nichts Bezauberndres, als dies Bild der Mütterlichkeit in der Wüste: dies neue Wesen, das die Einsamkeit belebt, diese unsichern Blicke der Kindheit, die die leidenschaftliche Zärtlichkeit der Mutter auf sich zu richten sucht, alles ist voll Empfindung und Wahrheit. Die Proben, denen Oberon und Titania beide Gatten unterwerfen wollen, dauern fort, aber endlich findet ihre Beständigkeit den Lohn. Obgleich einige Längen in diesem Gedichte sind, so ist es doch unmöglich, es nicht allerliebst zu finden, und würde es den Franzosen in gute Verse übersetzt, so würden sie es gewiß eben so beurtheilen.

Vor und nach Wieland versuchten Andere im französischen und italienischen Geschmack zu schreiben, was sie aber geleistet, verdient kaum der Erwähnung; und hätte die deutsche Literatur nicht

einen eigenthümlichen Character angenommen, so würde sie in der Geschichte der schönen Künste keine Epoche machen. Mit Klopstock's Messias beginnt die Zeitrechnung für die Poesie in Deutschland.

Der Held dieses Gedichts, nach unsrer sterblichen Sprache, flößt in gleichem Grade Bewunderung und Mitleid ein, ohne daß je eines dieser Gefühle durch das andere geschwächt wird. Ein edler Dichter, Herr von Sabran, sagt von Ludwig dem Sechzehnten:

Noch nie vertrug sich Ehrfurcht so mit Mitleid.

Dieser rührende und zarte Vers könnte als Ausdruck für die Rührung gelten, die der Heiland bei Klopstock erregt. Ohne Zweifel ist der Gegenstand erhaben über alle Erfindungen des Genies; doch gehört sehr viel dazu, um mit so viel Empfindung die Menschlichkeit in einem göttlichen Wesen, und mit so viel Kraft die Gottheit in einem sterblichen Wesen darzustellen. Auch ist ein großes Talent erforderlich, um Interesse und bange Besorgniß in die Erzählung einer Thatsache zu legen, die schon im Voraus ein allmächtiger Wille entschieden. Klopstock hat mit großer Kunst alles zu vereinigen gewußt, was das Schicksal der Alten und die Vorsehung der Christen zu gleicher Zeit an Schrecken und an Hoffnung erregen können.

Ich habe anderweitig von dem Character des Abbadona, dieses reuigen Teufels, der den Menschen Gutes zu thun sucht, gesprochen: nagende Gewissensbisse heften sich an seine unsterbliche Natur, sein reuiges Sehnen hat den Himmel selbst zum Gegenstande, jenen Himmel, den er gekannt, je Sphären, die er bewohnte; welch eine Situation bietet diese Rückkehr zur Tugend bei einem unwiderruflichen Geschick! das fehlte noch den

Qualen der Hölle, von Wesen bewohnt zu werden, die wieder Empfindung gewonnen! Unsre Religion ist uns ziemlich fremd in der Poesie; und Klopstock ist einer der neueren Dichter, der es am besten verstanden, das Geistige des Christenthums durch seinem Wesen angemessene Situationen und Gemälde gleichsam zu verkörpern.

Es ist nur Eine Episode der Liebe in dem ganzen Werke, und dies ist eine Liebe zwischen zwei Auferstandenen, Cidli und Semida; Christus hat ihnen beiden das Leben geschenkt, und sie hängen an einander mit einer Liebe, rein und himmlisch, wie ihr neues Daseyn: sie glauben sich dem Tode nicht mehr unterworfen, und hoffen mit einander von der Erde zum Himmel hinüber zu schweben, ohne den schrecklichen Schmerz einer scheinbaren Trennung für einen von ihnen. Welche rührende Dichtung diese Liebe in einem religiösen Gedicht! sie allein konnte mit dem Ganzen in Harmonie gebracht werden. Doch ist nicht zu läugnen, daß eine gewisse Eintönigkeit aus dem immer exaltierten Gegenstande entsteht; die Seele ermüdet durch ein Uebermaaß von Contemplation, und der Verfasser braucht oft auferstandene Leser wie Cidli und Semida. Dieser Fehler hätte, wie mir scheint, vermieden werden können, ohne doch in den Messias irgend etwas Profanes zu bringen; es wäre nämlich vielleicht besser gewesen, das ganze Leben Christi zum Gegenstande zu wählen, als gerade den Augenblick, wo seine Feinde seinen Tod begehren. Es hätte größere Kunst angewandt werden können, mit den Farben des Orients Syrien zu mahlen, und auf eine kräftige Weise den Zustand des Menschengeschlechtes unter der römischen Oberherrschaft zu schildern. Es sind zu viel und zu lange Reden im Messias. Die Beredsamkeit selbst trifft die Einbildungskraft weniger als eine Situation, ein Cha-

rakter, ein Gemählde, die etwas zu errathen übrig lassen. Der Logos, oder das göttliche Wort war schon da vor der Schöpfung der Welt, aber bei den Dichtern muß die Schöpfung dem Worte vorausgehn.

Man hat es eben so Klopstock zum Vorwurf gemacht, in die Zeichnung seiner Engel nicht Mannichfaltigkeit genug gebracht zu haben; es ist wahr, daß in einem vollkommenen Wesen Verschiedenheiten schwer aufzufassen, und es gewöhnlich Fehler sind, die die Menschen characterisiren; nichts desto weniger hätte sich doch mehr Abwechselung in dies große Gemälde bringen lassen; endlich, so scheint es mir, hätten nicht noch zehn Gesänge dem, der die Haupthandlung, den Tod des Erlösers, beendigt, hinzugefügt werden dürfen. Diese zehn Gesänge enthalten allerdings große lyrische Schönheiten; aber wenn ein Werk, welcher Gattung es sey, ein dramatisches Interesse erregt, so muß es in dem Augenblicke schließen, wo dies Interesse aufhört. Bemerkungen Gefühle, die man anderwärts mit dem größten Vergnügen lesen würde, ermüden fast immer, wenn eine lebendigere Erregung ihnen vorangegangen ist. Es ist mit den Büchern beinahe wie mit den Menschen, daß man von ihnen immer dasjenige fordert, was sie selbst uns gewöhnt haben von ihnen zu erwarten.

Es herrscht in Klopstocks ganzem Werke ein erhabenes und empfindungsreiches Gemüth vor; doch sind die Eindrücke, die er erregt, zu gleichförmig und die trüben Bilder zu gehäuft. Das Leben hebt sich nur, weil man den Tod vergißt, und dies ist ohne Zweifel der Grund, warum die Idee des Todes einen so schrecklichen Schauder erregt, wenn sie uns vor die Seele tritt. Im Messias, wie bei Young, werden wir zu oft unter die

Gräber geführt, es wäre um die Künste geschehen, wollte man sich immer in dieser Art der Meditation versenken; denn es bedarf eines sehr energischen Gefühls unsrer Existenz, um zu fühlen, daß die Poesie die Welt belebt. Die Heiden stellten in Gedichten, wie auf den Basreliefs ihrer Grabmähler, immer verschiedenartige Gemälde dar, und schufen so den Tod in eine Lebenshandlung um; aber die weitaussehenden und tiefen Gedanken, die sich um die letzten Augenblicke des Christen lagern, eignen sich mehr zur Rührung, als zu den lebendigen Farben der Einbildungskraft.

Klopstock hat religiöse und patriotische Oden, und noch andere über verschiedene Gegenstände gedichtet, die voll von Geist sind. In seinen religiösen Oden weiß er Ideen, die dem Unendlichen angehören, in sichtbare Bilder zu kleiden, aber diese Gattung von Poesie verliert sich zuweilen in das Unermeßliche, das sie zu umfassen strebt.

Es ist schwer, aus seinen religiösen Oden einen oder den andern Vers auszuwählen, der sich wie ein abgerissener Satz wiederholen ließe. Die Schönheit dieser Gedichte besteht in dem allgemeinen Eindruck, den sie machen. Würde man von einem, der das Meer betrachtet, diese immer bewegte, und immer unerschöpfte Unermeßlichkeit, diese Unermeßlichkeit, die die Idee aller Zeiten in einem Augenblick vergegenwärtigt, die Idee aller Folgereihen in eine Gleichzeitigkeit verwandelt; würde man von einem solchen wohl fordern, daß er, Welle für Welle, herrechne, welch ein Vergnügen er empfinde, wenn er am Ufer sinnend steht? Eben so verhält es sich mit den durch die Poesie verschönerten religiösen Meditationen; sie verdienen Bewunderung, wenn sie uns begeistern, wenn man sich besser fühlt, nachdem man sich damit

durchdrungen: das ist das ganze literarische Urtheil über solche Werke.

Unter Klopstocks Oden verdienen die, welche die französische Revolution zum Gegenstande haben, gar keiner Erwähnung: die Gegenwart giebt den Dichtern immer eine schlechte Begeisterung, aus der Ferne von Jahrhunderten ist ihr Standpunkt um richtig zu urtheilen, und selbst um schön zu mahlen; was aber Klopstock große Ehre macht, sind seine Bemühungen, den Patriotismus der Deutschen zu beleben. Zu den für diesen ehrwürdigen Zweck verfertigten Gedichten gehört nachstehender Gesang der Barden bei Hermanns Tod, der von deutschen, seine Thaten und seine Macht beneidenden, Fürsten ermordet ward.

W. Auf diesem Steine der alternden Moose
Wollen wir sitzen, o Barden, und ihn singen.
Keiner tret' hervor, und blick hinab über das Gesträuch,
Das ihn verdeckt den edelsten Sohn des Vaterlands.

Denn dort liegt er in seinem Blut,
Er selbst da der geheime Schrecken Roms,
Da sie mit Kriegestanz und Flötenspiel des Triumphs
Seine Thusnelda führten.

Blickt nicht hin; ihr weintet,
Sähet ihr ihn in seinem Blute liegen!
Und nicht Thränen soll die Telyn tönen;
Sie soll den Unsterblichen singen!

K. Hell ist noch mein Jünglingshaar,
Umgürtet ward ich heut mit dem ersten Schwert,
Gewaffnet das erstemal mit der Lanz' und der Telyn;
Und ich soll Hermann singen?

Fodert nicht zu viel von dem Jüngling, Väter!
Ich muß mit der goldenen Locke zuvor
Trocknen meine heiße Wange,
Eh' ich singe den größten der Söhne Mana's.

D. Thränen wein' ich der Wuth!
Und will sie nicht trocknen!
Fließt, fließt die glühende Wang' herab,
Thränen der Wuth!

Sie sind nicht stumm. Du vernimmst, was sie rauschen!
Fluch ists! höre sie, Hela!
Keiner der Verräther des Vaterlands, die ihn tödteten,
Sterb' in der Schlacht!

W. Sehet ihr den Waldstrom stürzen
Herunter in der Felsenkluft?
Stürzen mit ihm gewälzte Tannen
Zu Hermanns Todtenfeuer?

Bald ist er Staub, und ruhet
Im Gefäß der Begräbnisse,
Und in dem heiligen Staube das Schwert,
Bei dem er Untergang dem Eroberer schwur!

Weil', o du des Getödteten Geist!
Auf deinem Wege zu Siegmar,
Und höre, wie heiß von dir das Herz
Deines Volkes ist!

K. Verschweigts Thusnelda, verschweigts,
Daß hier in Blut ihr Hermann liegt!
Sagts dem edlen Weibe, der unglückseligen Mutter nicht,
Daß ihres Thumeliko Vater hier im Blute liegt!

Ihr nicht, die schon vor des stolzen Triumphs
Fürchterlichem Wagen in der Fessel ging!
Du hast ein Römerherz,
Der das der Unglückseligen sagen kann!

D. Und welcher Vater zeugte dich,
Unglückselige! Segestes auch
Röthet' in der finstern späten Rache sein Schwert!
Flucht ihm nicht! ihm hat schon Hela geflucht!

W. Laßt den Namen Segest den Gesang nicht nennen!
Weihet ihn schweigend der Vergessenheit,
Daß über seiner Asche sie
Ruhe mit schwerem Fittig!

Die Saite, die den Namen
Hermanns bebt, wird entehrt,
Wenn sie auch nur mit Einem Zornlaut
Verurtheilt den Verräther!

Hermann! Hermann! singen dem Wiederhall,
Dem geheimen Graun des Hains, den Liebling der Edelsten!
Die Barden in vollem Chor, den Führer der Kühnsten,
In vollem Chor, den Befreier des Vaterlands!

Schwester Kannä's! Winfelds Schlacht!
Ich sah dich mit wehendem blutigen Haar,
Mit dem Flammenblick der Vertilgung,
Unter die Harfen Walhalla's schweben!

Verbergen wollte Drusus Sohn
Dein Vergängliches Denkmal:
Der Ueberwund'nen weißes Gebein
In dem öden Todesthal!

Wir duldeten es nicht, und stäubten den Hügel weg!
Denn auch dieses Maal sollte Zeuge der großen Tage seyn,
Und hören bei dem Frühlingsblumentanz
Der Ueberwinder Triumphgeschrei!

Der Schwestern mehr wollt' er Kannä geben,
Gespielen Varus in Elysium!
Ohne der Fürsten neidenden überrufenden Rathschluß,
Ward Varus Gespiele Zäzina!

In Hermanns heißer Seele war
Lang' ein größerer Gedanke!
Um Mitternacht, bei dem Opfer Thorrs, und dem Kriegsgesang,
Bildet' er sich in ihr, und schwang sich entgegen der That!

Auch dacht' er ihn, wenn er tanzen ließ bei dem Mahl
Unter den Lanzen die Jünglinge,
Und umher um den kühnen Tanz
Blutringe warf, den Knaben ein Spiel.

Der Sturmbesieger erzählt:
In dem Ozeane des fernen Nords ist ein Eilandsberg,

Der flammenverkündenden Dampf, als wälz' er Wolken,
wälzt,
Dann strömet die hohen Flammen, und meilenlang kra-
chende Felsen wirft!

So verkündete Hermann durch seine Schlacht,
Entschlossen, zu gehn
Ueber die schützenden Eisgebirge! zu gehn
Hinab in die Eb'nen Roms!

Zu sterben da! oder im stolzen Kapitol,
Dicht an der Wagschaal Jupiters,
Zu fragen Tiberius, und seiner Väter Schatten,
Um ihrer Kriege Gerechtigkeit!

Das zu thun! wollt' er tragen Feldherrnschwert
Unter den Fürsten; da zückten sie den Tod auf ihn!
Und in Blute liegt nun der, in dessen Seele war
Der große Vaterlandsgedanke!

D. Hast du sie gehört, o Hela,
Meine zürnende Thräne?
Hast du ihr Rufen gehört,
Hela, Vergelterin?

K. In Walhalla wird Siegmar, unter der goldenen
Aeste Schimmer,
Siegeslaub in der Hand, umschwebt von den Tänzen der
Enherion,
Von Thuiskon geführt und von Mana,
Der Jüngling den Jüngling empfangen!

W. Siegmar wird, mit stummer Trauer,
Seinen Hermann empfangen.
Denn nun fragt er nicht Tiberius, und die Schatten
Seiner Väter, an der Wagschaal Jupiters.

So finden sich noch mehrere Gedichte Klop-
stocks, in denen er, wie in diesem, den Deutschen
die Großthaten ihrer Altvordern, der Germanen,
zurückruft; aber diese Erinnerungen haben fast keine
Beziehung mehr mit der Nation, wie sie jetzt ist.

Man

Man fühlt durch die Poesie dieser Gattung einen haltlosen Enthusiasmus, ein Sehnen, das sein Ziel nicht zu erreichen vermag, und das kleinste Volkslied eines freien Volks erregt eine wahrere Rührung. Es sind nur noch Spuren der alten Geschichte der Germanen übrig, ihre neuere Geschichte ist zu getheilt und zu verworren, um volksmäßige Empfindungen zu erzeugen; darum müssen die Deutschen in ihren Herzen allein die Quelle wahrhaft vaterländischer Gesänge suchen. Klopstock zeigt oft viel Anmuth bei mindern ernsten Gegenständen; diese Anmuth hängt mit Einbildungskraft und Gefühl zusammen, denn in seinen Poesieen findet sich wenig von dem, was wir Esprit nennen und was sich mit der lyrischen Poesie nicht verträgt. In seiner Ode über die Nachtigall (Bardale) weiß der deutsche Dichter einen sehr abgenutzten Gegenstand neu zu verjüngen, indem er dem Vogel so sanfte und lebendige Empfindungen für die Natur und für den Menschen leiht, daß er wie ein geflügelter Vermittler erscheint, der den Zoll des Lobes und der Liebe von einem zu dem andern trägt. Seine Ode: der Rheinwein, hat viel Originalität, die Rheinufer sind für die Deutschen eine wahrhaft nationale Vorstellung; sie haben nichts Schöneres in ihrem ganzen Lande; die Reben wachsen an der Stelle, wo so viel Kriegsthaten gethan wurden, und der hundertjährige Wein, Zeitgenosse glorreicherer Tage, scheint noch die edle Wärme verflossener Zeiten zu bewahren.

Klopstock hat nicht allein aus dem Christenthume die größten Schönheiten seiner religiösen Werke geschöpft; sondern, da es sein Zweck war, seine vaterländische Literatur von der des Alterthums völlig unabhängig zu machen, versuchte er auch zuerst der deutschen Poesie eine neue, von den Scandina=

vischen Völkern erborgte, Mythologie zu geben. Zuweilen machte er davon einen zu gelehrten Gebrauch, aber zuweilen benutzt er sie auf eine sehr glückliche Weise, so daß seine Einbildungskraft die Beziehungen fühlte, die zwischen den Gottheiten des Nordens und dem Anblick der Natur, über welche sie herrschen, Statt finden.

Eine seiner reizenden Oden, die Kunst Tialfs, schildert die Kunst des Schlittschuhlaufens, deren Erfindung man dem Riesen Tialf zuschreibt. Eine junge schöne Frau, geschmückt mit einem Hermelinpelze, stellt sich auf einem Schlitten in Gestalt eines Wagens dar; die jungen Männer, die sie umgeben, schieben diesen Wagen mit Blitzesschnelle fort, indem sie ihn nur leicht anstoßen. Man wählt zur Bahn den gefrornen reißenden Strom, der im Winter die sicherste Straße bietet. Die Haare der Jünglinge glänzen von Schneeflocken und Reif; die jungen Mädchen, die dem Schlitten folgen, bewaffnen ihre Füße mit Stahlflügeln, die sie im Nu in weite Ferne führen. Bardengesang begleitet diesen nordischen Tanz; die fröhliche Schaar fährt unter Ulmen hin, deren Blüthen Schneeflokken sind; der Krystall kracht unter ihren Schritten; ein Augenblick des Entsetzens stört das Fest; aber bald sind alle Geister neu belebt durch den Schrei der Freude, durch die Heftigkeit der Bewegung, die dem Blut die Wärme giebt, die ihr der äußere Frost raubt, und durch den Kampf mit dem Clima; man langt am Ziel des Laufes in einem großen erleuchteten Saal an, wo Kaminfeuer, Ball und Feste, leichte Freuden auf die der Strenge der Natur abgerungenen folgen lassen.

Die Ode an Ebert, über ihre heimgegangenen Freunde, verdient auch angeführt zu werden. Klopstock ist minder glücklich, wenn er über Liebe

schreibt. Er hat, wie Dorat, seine künftige Geliebte besungen, und dieser manierirte Gegenstand hat seine Muse übel begeistert: man hat noch nicht gelitten, wenn man mit der Empfindung spielen kann, und wenn ein sonst ernsthafter Dichter solch ein Spiel versucht, so hindert ein geheimer Zwang ihn stets, natürlich dabei zu erscheinen.

Zu Klopstocks Schule kann man, nicht zwar als Schüler, sondern als Mitbrüder rechnen: den großen Haller, dessen Name nicht ohne Ehrfurcht genannt werden darf, Geßner und mehrere Andere, die sich durch Wahrheit der Empfindung dem Englischen Geiste näherten, aber noch nicht das wahrhaft charakteristische Gepräge der deutschen Literatur trugen. — Klopstocken selbst ist es nicht vollständig gelungen, Deutschland ein episches Gedicht zu schenken, das zugleich erhaben und volksmäßig wäre, wie ein Werk dieser Gattung es seyn muß. Voßens Uebersetzungen der Ilias und der Odyssee lehren den Homer so kennen, wie eine Durchzeichnung das Original wieder giebt: jedes Beiwort ist darin beibehalten, jedes Wort an die nämliche Stelle gesetzt; und der Eindruck des Ganzen ist ungemein groß, obgleich das Deutsche nicht all den Reiz haben kann, den das Griechische, des Südens schönste Sprache, hat. Die deutschen Schriftsteller, die mit Begierde nach jeder neuen Gattung fassen, versuchten hierauf Gedichte in homerischem Tone, und die Odyssee, die viel Einzelnheiten aus dem Privatleben darstellt, schien leichter nachzuahmen, als die Ilias.

Der erste Versuch dieser Art war eine Idylle in drei Gesängen, Luise, von Voß selbst. Sie ist in Hexametern, die alle Welt bewundernswürdig findet; aber gerade der Prachtschritt des hexametrischen Verses scheint oft wenig in Einklang

mit der außerordentlichen Einfalt des Gegenstandes. Ohne die reinen und frommen Gefühle, welche das ganze Gedicht athmet, würde man sich wenig für das sehr ruhige Ehebündniß der Tochter des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau interessiren. Homer, der die passenden Beiwörter mit den Hauptwörtern treu zu verbinden pflegt, sagt immer von Minerven sprechend: Zeus blauäugige Tochter; so wiederholt auch Voß unaufhörlich: der ehrwürdige Pfarrer von Grünau. Homers Einfachheit thut aber nur darum eine so große Wirkung, weil sie einen edeln Gegensatz mit der imposanten Größe seines Helden und des ihn verfolgenden Schicksals bildet; wogegen, wenn von einem Landpfarrer und von seiner Gattin, einer sehr wackern Hausfrau, die ihre Tochter mit einem jungen Manne, den sie liebt, verheirathen, die Rede ist, diese Einfachheit wenig Verdienst hat. Man bewundert in Deutschland die Schilderungen in der Luise von der Art, den Caffee zu bereiten, die Pfeife anzuzünden u. s. w.; diese Einzelnheiten sind allerdings mit viel Talent und Wahrheit dargestellt, wie ein sauber gearbeitetes niederländisches Gemälde; aber es scheint mir, daß sich die täglichen Gewohnheiten des Lebens schwerer in unsre Gedichte wie in die der Alten einführen lassen: denn diese Gewohnheiten sind bei uns nicht poetisch, und unsre Civilisation hat einen etwas zu bürgerlichen Anstrich. Die Alten lebten immer in freier Luft, immer in Verhältnissen mit der Natur, ihre Art zu seyn war ländlich, nie gemein.

Die Deutschen legen zu wenig Gewicht auf den Gegenstand eines Gedichts, und glauben, daß alles in der Art der Behandlung liege. Einmal aber läßt sich eine von der Poesie bestimmte Form fast nie in eine fremde Sprache übertragen, und

eine europäische Reputation ist doch nicht zu verachten; anderntheils verwischt sich das Andenken an die interessantesten Einzelheiten, wenn man sie nicht an eine Dichtung knüpfet, welche die Einbildungskraft zu ergreifen im Stande ist. Die rührende Reinheit, die den Hauptreiz des Voßischen Gedichtes ausmacht, läßt sich, wie es mir scheint, am besten aus dem Segen des Pfarrers, bei der Hochzeit seiner Tochter, erkennen.

Gottes Segen mit dir, holdseliges, allerliebstes
Töchterchen; Gottes Segen auf dieser Erd' und im Himmel!
Ich bin jung gewesen und alt geworden, und vielfach
Hab' ich Freude von Gott, und vielfach Kummer geschmecket,
Im abwechselnden Leben, und Gott gedanket für beides!
Gerne will ich nunmehr mein graues Haupt zu den Vätern
Niederlegen in's Grab: denn meine Tochter ist glücklich!
Glücklich, weil sie es weiß, daß unser Gott wie ein Vater
Seiner Kindelein pflegt, durch Freud' und Kummer uns segnet!
Wunderbar regt sich mein Herz beim Anblick einer geschmückten
Jungen Braut, wie sie hüpfend, in holder kindlicher Einfalt,
An des Bräutigams Hand den Pfad durchs Leben beginnet:
Alles zu tragen gefaßt in Einigkeit, was auch begegne;
Ihm mitfühlend die Lust zu erhöhn, zu erleichtern die Unlust;
Und, will's Gott, von der Stirne den letzten Schweiß ihm zu trocknen!
Eben so wallete mir's von Ahndungen, als nach der Hochzeit
Ich mein jugendlich Weib heimführete. Freudig und ernstvoll
Zeigt' ich ihr am Moore die Grenzstein' unseres Feldes,
Jetzo den Kirchenthurm und die Wohnungen, jetzo das Pfarrhaus,

Wo uns beiden so manches bevorstand, Gutes und Böses!
Du, mein einziges Kind! denn in Wehmuth, denk' ich der andern,
Wann mein Gang zur Kirch' an der blumigen Gruft mich vorbeiführt!
Bald, du Einzige! wirst du auf jenem Wege dahinziehn,
Welchen ich kam; bald steht mir des Töchterchens Kammer verödet,
Und des Töchterchens Stelle bei Tisch; ich horche vergebens
Ihrer Stimm' in der Fern' und ihrem kommenden Fußtritt.
Wann du mit deinem Mann auf jenem Wege dahinziehst;
Schluchzend werd' ich und lange mit heißen Thränen dir nachsehn!
Denn ich bin Mensch und Vater, und habe mein Töchterchen herzlich,
Herzlich lieb! und mich liebt mein Töchterchen eben so herzlich!
Aber ich werde getrost mein Haupt aufheben zum Himmel,
Trocknen mein Angesicht, und, fest die Hände gefaltet,
Mich im Gebete vor Gott demüthigen, der wie ein Vater
Seiner Kindelein pflegt, durch Freud' und Kummer uns segnet!
Sein ist auch das Gebot, des Liebenden: „Vater und Mutter
„Soll verlassen der Mensch, daß Mann und Weib sich vereinen.“
Geh dann in Frieden, mein Kind; vergiß dein Geschlecht, und des Vaters
Wohnungen; geh' an der Hand des Jünglings, welcher von nun an
Vater und Mutter dir ist! Sei ihm ein fruchtbarer Weinstock
Um sein Haus; die Kinder um eueren Tisch, wie des Oelbaums
Sprößlinge! So wird gesegnet ein Mann, der dem Herrn vertrauet!
Lieblich und schön seyn ist nichts; ein gottesfürchtiges Ehweib
Bringet Lob und Segen! Denn, bauet der Herr das Haus nicht,
Dann arbeiten umsonst die Bauenden! . . . .

Das ist wahrhafte Einfachheit, nämlich des Gemüths, die dem Volke wie den Königen, den Armen wie den Reichen, allen Creaturen Gottes gleicherweise ziemt. Man wird der beschreibenden Poesie leicht müde, wenn sie Gegenstände darstellt, die in sich selbst nichts Großes haben; aber die Gefühle steigen vom Himmel herab, und wie niedrig der Ort sey, wohin ihre Strahlen dringen, so verlieren diese nichts von ihrer Herrlichkeit.

Die außerordentliche Bewunderung, die Göthe den Deutschen einflößt, hat seinem Gedichte Hermann und Dorothea, den Namen eines epischen verschafft, und einer der geistreichsten Männer in jedem Lande, Wilhelm von Humboldt, ein Bruder des berühmten Reisenden, hat über dies Gedicht ein Werk voll höchst philosophischer und anziehender Bemerkungen geschrieben. Hermann und Dorothea ist auch ins Französische und ins Englische übersetzt; doch giebt die Uebersetzung keine Vorstellung von dem Reize, der in diesem Werke herrscht; eine sanfte und ununterbrochene Rührung athmet von dem ersten bis zum letzten Verse darin, und die kleinsten Einzelheiten haben eine natürliche Würde, die Homers Helden nicht verunzieren könnte. Nichts desto weniger, muß man sich gestehen, haben die Personen und die Begebenheiten zu geringe Wichtigkeit: der Gegenstand hat zureichendes Interesse, wenn man das Gedicht im Original liest, in der Uebersetzung verschwindet dies. Beim Epos scheint es mir erlaubt, eine Art von literarischer Aristokratie zu fordern; die Würde der Personen und der historischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, können allein die Einbildungskraft zu der Höhe erheben, welche diese Gattung heischt.

Ein altes Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, das bereits von mir erwähnte Lied der Nibe-

lungen, scheint zu seiner Zeit den ganzen Character einer wahren Epopöe gehabt zu haben. Die Thaten des Helden des Nordens, Siegfried, den ein burgundischer König tödten ließ, und die Rache, die die Seinigen deshalb in Attila's Lager nahmen, und die dem ersten Königreich Burgund ein Ende machte, sind der Inhalt dieses Gedichts. Ein Epos ist fast nie das Werk eines Menschen, Jahrhunderte selbst, wenn ich mich so ausdrücken darf, sind die Mitarbeiter daran: der Patriotismus, die Religion, kurz, der ganze Umfang der Existenz eines Volkes, können nur durch ungeheure Ereignisse in Bewegung gesetzt werden, die der Dichter nicht schafft, und die ihm durch die Nacht der Zeiten vergrößert erscheinen: die Personen des Epos müssen den ursprünglichen Character der Nation darstellen, und man muß in ihnen die unzerstörliche Form finden, aus welcher die ganze Geschichte derselben geflossen.

Was es in Deutschland Schönes gab, das war das alte Ritterthum, seine Kraft, seine Treue, seine Gutmüthigkeit, und die Rauhigkeit des Nordens im Bunde mit erhabener Empfindsamkeit. Was ferner schön darin war, war das auf die scandinavische Mythologie gepfropfte Christenthum; diese wilde Ehre, die der Glauben reinigte und heiligte; diese Ehrfurcht vor den Frauen, die noch durch den allen Schwachen bewilligten Schutz an Rührung gewann; dieser Enthusiasmus des Todes; dieses kriegerische Paradies, in welchem die menschlichste Religion ihren Platz genommen. Dies sind die Elemente eines deutschen Epos, dieser muß der Genius sich bemeistern, und wie Medea durch ein neues Blut alte Erinnerungen wecken.

Dreizehntes Capitel.

Von der deutschen Poesie.

Die kleinen zerstreuten deutschen Gedichte sind, wie mir scheint, merkwürdiger als die größern Werke der Dichtkunst: denn man findet, daß jenen besonders der Stempel der Originalität aufgedrückt ist; auch gehören die berühmtesten Verfasser derselben, Göthe, Schiller, Bürger u. s. w. zur modernen Schule, und diese allein hat einen wahrhaften Nationalcharacter. Göthe besitzt mehr Einbildungskraft, Schiller mehr Gefühl, und Bürger von ihnen allen die meiste Popularität.

Bei der nachstehenden Prüfung einiger Gedichte dieser drei Männer, wird man sich einen besseren Begriff davon machen können, was sie von einander unterscheidet. Schiller hat zwar Aehnlichkeit mit dem französischen Geschmacke, allein man findet in seinen zerstreuten Gedichten doch nichts, was den zerstreuten Gedichten von Voltaire gleiche; diese Eleganz der Conversation und der Manieren selbst, in die Poesie verpflanzt, gehörte bloß Frankreich an, und in Ansehung der Grazie war Voltaire der erste französische Schriftsteller. Es würde interessant seyn, Schillers Stanzen über den Verlust der Jugend, die Ideale überschrieben, mit Voltaire's Stanzen zu vergleichen:

Si vous voulez que j'aime encore,
Rendez-moi l'age des amours z.

Man findet in dem französischen Dichter den Ausdruck einer liebenswürdigen Sehnsucht, deren Ge-

genstand die Freuden der Liebe und die Genüsse des Lebens sind; der deutsche Dichter beweint den Verlust der Begeisterung und der unschuldsvollen Reinheit der Ideen des ersten Lebensalters, und schmeichelt sich, seine sinkenden Tage noch durch Poesie und Denken zu verschönern. In Schillers Stänzen findet sich nicht jene leichte und glänzende Klarheit, welche eine für Jedermann faßliche Darstellungsart erlaubt, allein es lassen sich Tröstungen daraus schöpfen, welche auf das Innerste der Seele wirken. Schiller stellt die tiefsten Betrachtungen und Ideen immer unter edlen Bildern dar, er spricht zu dem Menschen wie die Natur selbst, denn die Natur ist Denker und Dichter zugleich. Um die Idee der Zeit zu mahlen, läßt sie die Fluthen eines unerschöpflichen Stromes vor unsern Augen vorüberfließen, und damit ihre ewige Jugend uns an unser flüchtiges Daseyn erinnere, bekleidet sie sich mit Blumen, welche verwelken müssen; sie läßt im Herbste die Blätter der Bäume fallen, welche der Frühling in vollestem Glanze sah: die Poesie soll der irdische Spiegel der Gottheit seyn, und in Farben, Tönen und Rhythmen alle Schönheiten des Universums zurückstrahlen.

Schillers Gedicht von der Glocke, besteht aus zwei besondern Theilen; die wiederkehrenden Strophen drücken die Arbeiten beim Gießen der Glocke aus, und zwischen jeder dieser Strophen sind entzückend schöne Verse über die feierlichen Vorfälle oder die außerordentlichen Begebenheiten angebracht, welche durch die Glocken verkündigt werden: z. B. die Geburt, die Hochzeit, der Tod, eine Feuersbrunst, Aufruhr u. s. w. Man könnte wohl die erhabenen Gedanken, die schönen und rührenden Bilder, welche die großen Zeitabschnitte des menschlichen Lebens Schillern einflößten, ins

Französische übertragen; allein es ist unmöglich, auf eine edle Art die Strophen nachzuahmen, welche aus kleinen Versen und Worten bestehen, deren seltsamer und schneller Tonfall die verdoppelten Schläge und die eiligen Schritte der Arbeiter hören läßt, welche den glühenden Fluß des Erzes leiten. Kann man durch eine Uebersetzung in Prosa einen Begriff von einem Gedichte dieser Art bekommen? Das hieße Musik lesen statt sie zu hören; und immer noch ist es leichter, sich durch Einbildungskraft die Wirkung der Instrumente vorzustellen, welche man kennt, als die Accorde und Contraste eines Rhythmus und einer Sprache, welche man nicht kennt. Bald macht die regelmäßige Kürze des Metrums die Thätigkeit der Arbeiter und die beschränkte aber unausgesetzte Energie fühlbar, welche bei den materiellen Beschäftigungen Statt findet, bald vernimmt man neben diesem rauhen und lauten Geräusch die ätherischen Gesänge des Enthusiasmus und der Melancholie.

Die Originalität dieses Gedichts geht verloren, wenn man es trennt von dem Eindrucke, den ein geschickt gewähltes Versmaaß und die Reime hervorbringen, die sich wie verständige Echo's antworten, nach Maßgabe des Gedankens verändert; doch würden diese mahlerischen Wirkungen der Töne im Französischen äußerst gewagt seyn. Das Unedle bedroht uns unaufhörlich; wir haben nicht, wie fast alle andere Völker, zwei Sprachen, eine der Prosa und eine der Poesie. Es geht mit den Worten wie mit den Personen, da wo die Stände gemischt sind, ist Vertraulichkeit gefährlich.

Ein anderes Gedicht von Schiller: Cassandra, ließe sich leichter in's Französische übersetzen, obgleich der poetische Ausdruck darin von großer Kühnheit ist. Cassandren ergreift in dem Augen-

blicke, wo das Hochzeitfest Achill's und der Polyxena beginnen soll, ein Vorgefühl des Unglücks, das aus diesem Feste hervorgehn wird. Sie schreitet traurig und in sich gekehrt in Apollons Hain umher, und klagt über ihre Kenntniß der Zukunft, die alle ihre Genüsse stört. Man sieht in diesem Gedicht das Unglück, das auf dem Menschen lastet, dem göttliche Voraussehung verliehen ist. Fühlen aber den Schmerz der Prophetin nicht alle, die mit einem hervorragenden Geiste einen leidenschaftlichen Character verbinden? Schiller hat hier unter einer ganz poetischen Form eine große moralische Idee ausgesprochen: daß nämlich das wahre Genie, das Genie der Empfindung, sich selbst zum Opfer wird, wenn es dies nicht von andern ist. Für Cassandra giebt es keine Ehe, nicht als ob sie unempfindlich oder verschmähet wäre, nein, ihr durchdringendes Gemüth schreitet in wenigen Augenblicken dem Leben wie dem Tode zuvor, und kann allein im Himmel Ruhe finden.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aller Gedichte von Schillern erwähnen wollte, welche neue Gedanken und neue Schönheiten enthalten. Er hat auf die Abreise der Griechen nach der Einnahme von Troja eine Hymne gemacht, welche man einem damaligen Dichter zuschreiben könnte, so treu ist der Character der Zeit darin beobachtet. Ich werde in Hinsicht der dramatischen Kunst das bewundernswürdige Talent der Deutschen untersuchen, sich in Jahrhunderte, Länder und Charactere zu versetzen, welche von den ihrigen ganz verschieden sind: eine herrliche Fähigkeit, ohne welche die Personen, die man auf die Bühne bringt, Marionetten gleichen, welche durch einen Faden bewegt werden, und die nur durch eine Stimme, nämlich die des Verfassers, sprechen. Schiller verdient vor-

züglich als dramatischer Dichter Bewunderung; Göthe behauptet einzig den obersten Rang in der Kunst, Elegieen, Romanzen, Stanzen u. s. w. zu verfertigen.

Göthe's zerstreute Gedichte haben ein von den Voltaire'schen sehr verschiedenes Verdienst. Der französische Dichter wußte den Geist der glänzendsten Gesellschaft in Verse zu bringen; der deutsche Dichter erweckt durch einige schnellwirkende Züge, tiefe und der Einsamkeit angehörige Eindrücke.

Göthe ist, in dieser Gattung von Werken, im höchsten Grade natürlich; nicht nur natürlich, wenn er nach seinen eigenen Empfindungen spricht, sondern auch, wenn er sich in ganz neue Gegenden, Sitten und Situationen versetzt; seine Poesie nimmt leicht den Anstrich der fremden Länder an, mit einem ganz einzigen Talente ergreift er das Gefällige in den Nationalgesängen jedes Volks; er wird, wenn er will, zum Griechen, Indier oder Morlacken. Wir haben oft von dem gesprochen, was die nordischen Dichter auszeichnet, der Melancholie und dem Tiefsinn; Göthe vereinigt, wie jedes Genie, erstaunenswürdige Gegensätze in sich; man findet in seinen Gedichten viele Spuren des Characters der Bewohner des Südens; er ist befreundeter mit dem Leben als die Nordländer; er empfindet die Natur mit mehr Kraft und Heiterkeit, sein Geist hat jedoch deshalb nicht weniger Tiefe, allein sein Talent hat mehr Leben; man findet bei ihm eine gewisse Naivetät, welche eine Erinnerung an die antike Einfachheit, und an die des Mittelalters zugleich erweckt: es ist nicht die Naivetät der Unschuld, sondern die der Kraft. Man bemerkt in Göthe's Poesieen, daß er eine Menge Hindernisse, conventioneller Gesetze, Kritiken und

Bemerkungen, welche man ihnen entgegenstellen könnte, verachtet. Er folgt seiner Einbildungskraft, wohin sie ihn führt, und ein gewisser Stolz im Großen befreit ihn von den Bedenklichkeiten der Eigenliebe. Göthe ist in der Poesie ein Künstler, der der Natur im hohen Grade Meister ist, und noch bewundernswerther, wenn er seine Gemälde nicht vollendet: denn alle seine Skizzen enthalten den Keim einer schönen Dichtung; allein seine vollendeten Dichtungen setzen nicht immer eine glückliche Skizze voraus.

In seinen Römischen Elegieen muß man keine Beschreibungen Italiens suchen. Göthe thut fast nie das, was man von ihm erwartet, und wenn Pracht in einer Idee liegt, so mißfällt sie ihm; er will durch einen Umweg, und gleichsam ohne daß der Verfasser und Leser darum zu wissen scheinen, Wirkung hervorbringen. Seine Elegieen malen den Eindruck Italiens auf seine ganze Existenz, jene glückliche Trunkenheit, womit ihn ein glückliches Clima erfüllte. Er erzählt seine Vergnügungen, selbst die gemeinsten, nach Art des Properz, und von Zeit zu Zeit geben einige schöne Erinnerungen an die weltbeherrschende Stadt der Einbildungskraft einen um so lebhaftern Schwung, je weniger sie darauf vorbereitet war.

Einmal erzählt er, wie er in der Campagna di Roma einer jungen Frau begegnete, auf den Trümmern einer antiken Säule sitzend, ihr Kind säugend: er will sie über die Ruinen befragen, die ihre Hütte umgeben; sie weiß nicht, wovon er redet, ganz dem Triebe hingegeben, der ihre Seele erfüllt, liebt sie, und so existirt nur der gegenwärtige Augenblick für sie.

Ein griechischer Schriftsteller erzählt, daß ein junges Mädchen, geschickt in der Kunst, Blumen

zu flechten, mit ihrem Liebhaber wetteiferte, der sie zu malen verstand. Göthe hat hieraus ein reizendes Sujet geschaffen. Der Verfasser dieses Gedichts ist auch der Author Werthers. Von dem Gefühl an, welches Anmuth giebt, bis zu der Verzweiflung, die das Genie exaltiert, hat Göthe die Liebe in allen ihren Schattirungen durchlaufen.

Nachdem er im neuen Pausias zum Griechen geworden, führt uns Göthe, durch eine Erzählung voll Reiz, nach Indien. Ein indischer Gott (Mahadöh) nimmt die sterbliche Form an, um über die Freuden und Leiden der Menschen, nachdem er sie selbst erprobt, urtheilen zu können. Er durchstreift Asien, beobachtet die Großen und das Volk; als er eines Tages an den Ufern des Ganges auf und niedergeht, hält ihn ein Bajadere an, und ladet ihn ein, in ihrer Wohnung zu ruhen. In dem Gemälde der Tänze dieser Bajadere, der Düfte und Blumen, mit denen sie sich schmückt, ist so viel Poesie, es trägt ein so orientalisches Gepräge, daß man nach unsern Sitten diese ihnen so durchaus fremde Darstellung nicht beurtheilen kann. Der indische Gott flößt diesem verirrten Weibe wahrhafte Liebe ein, und gerührt von ihrer Rückkehr zum Guten, die eine aufrichtige Anhänglichkeit immer zur Folge hat, beschließt er, das Herz der Bajadere durch Unglück zu läutern.

Bei ihrem Erwachen findet sie ihren Geliebten todt an ihrer Seite: die Priester Brama's tragen den leblosen Körper weg, den der Scheiterhaufen verzehren soll. Die Bajadere will sich zugleich mit dem Geliebten darauf stürzen, aber die Priester stoßen sie zurück, weil sie, nicht seine Gattin, nicht das Recht habe, mit ihm zu sterben. Sie, nachdem sie alle Schmerzen der Liebe und der Scham durchgefühlt, springt wider den Willen

der Braminen, in die Flammen, aus denen sie der Gott nun, nachdem er sie zu einem würdigen Gegenstande seiner Liebe gemacht, mit feurigen Armen zum Himmel emporträgt.

Zelter, ein origineller Componist, hat zu diesem Gedichte eine Musik gesetzt, die abwechselnd wollüstig und feierlich, in besonders gutem Einklang mit den Worten steht, so daß man sich dabei mitten nach Indien unter dessen Wunder versetzt glaubt. Man sage mir nicht, daß eine Romanze ein zu kurzes Gedicht sey, um eine solche Wirkung hervorzubringen: die ersten Noten einer Arie, die ersten Verse eines Gedichts verpflanzen die Einbildungskraft in die Gegend und Zeit, die man darstellen will; wenn aber einige Worte diese Macht haben, so können einige Worte auch leicht diesen Zauber zerstören. Zauberer thaten, oder hemmten, sonst Wunder durch Hülfe einiger magischen Worte. Der gleiche Fall ist es mit dem Dichter, der die Vergangenheit heraufbeschwört, oder die Gegenwart wiedererscheinen läßt, je nachdem er Ausdrücke gebraucht, die für die Zeit oder das Land, die er besingt, passen, oder nicht, und die Localfarben und kleinen sinnreich erfundenen Umstände benutzt, die den Geist, in der Dichtung, wie in der Wirklichkeit, üben, die Wahrheit, ohne daß man sie ausspreche, zu finden.

Ein anderes Gedicht Göthe's, der Fischer, bringt eine herrliche Wirkung durch die einfachsten Mittel hervor. Ein Fischer sitzt an einem Sommerabende an dem Ufer eines Flusses, und schaut, indem er die Angel auswirft, in die klaren und durchsichtigen Fluthen, die seine nackten Füße sanft bespülen. Die Nymphe des Flusses ladet ihn ein, zu ihr nieder zu tauchen, sie mahlt ihm die Wonne des Aufenthalts im Wasser während der Hitze, die

Labung, die die Sonne empfindet, wenn sie sich ins Meer senkt, die Ruhe des Mondes, wenn seine Strahlen auf den Wellen spielen und darauf entschlummern; der Fischer fühlt sich angezogen, verführt, hinunter gelockt, er nähert sich der Nymphe und verschwindet auf ewig. Der Stoff dieser Romanze ist nur geringfügig, aber die Art, die geheimnißvolle Gewalt, welche die Naturerscheinungen auf die Seele ausüben können, darzustellen, wahrhaft bezaubernd. Es giebt, sagt man, Personen, die in der Erde tief verborgene Quellen, durch die Nervenerschütterung, die sie ihnen verursachen, fühlen können; und in der deutschen Poesie glaubt man oft diese Wunder der Sympathie zwischen dem Menschen und den Elementen zu erkennen. Der deutsche Dichter versteht die Natur, nicht bloß als Dichter, sondern als ein Bruder, man mögte sagen, daß die Familienverhältnisse in seinem Herzen für die Luft, das Wasser, die Blumen und Bäume, kurz für alle Urschönheiten der Schöpfung sprechen.

Es giebt wohl keinen, der nicht den unerklärlichen Reiz empfunden hätte, den die Wellen erregen, sey es durch die liebliche Kühlung, oder durch das Uebergewicht, welches eine gleichförmige und unaufhörliche Bewegung unbemerkt über eine vorübergehende, dem Untergang unterworfene Existenz gewinnen muß. Göthe's Romanze drückt auf wunderbare Weise das immer steigende Vergnügen aus, mit welchem man in die reinen Wellen eines Flusses schaut. Das Gleichgewicht des Rhythmus und der Harmonie ahmt dem Wellenschlage nach, und bringt auf die Einbildungskraft eine gleiche Wirkung hervor. Die Seele der Natur stellt sich uns von allen Seiten und unter tausendfältig verschiedenen Gestalten dar. Der fruchtreiche Acker, wie die öde Wüste, das Meer wie die Sterne, alle sind gleichen Gesetzen

unterthan; und der Mensch verschließt in der eignen Brust Gefühle und verborgene Mächte, die mit dem Tage, der Nacht und dem Sturm in Beziehung stehen; diese geheime Verbindung unsers innersten Wesens mit den Wundern der Welt ist es, was der Dichtkunst ihre wahre Größe giebt. Der Dichter stellt die Einheit her zwischen der physischen und der moralischen Welt: seine Einbildungskraft knüpft zwischen beiden das Band.

Mehrere einzelne Gedichte Göthe's sind voll Heiterkeit; selten aber nur findet man darin die Gattung des Scherzes, an welche wir gewöhnt sind: es sind komische Bilder, nicht Lächerlichkeiten, die seine Einbildungskraft anregen; so weiß er mit einem besondern Instinkt die Originalität der Thiere, die immer neu und immer die nämliche ist, darzustellen. Lilis Park, das Hochzeitlied im alten Schlosse malen die Thiere nicht wie Menschen nach Lafontaine's Art, sondern wie wunderbare Geschöpfe mit denen die Natur ein heitres Spiel treibt. Auch aus dem Quell des Wunderbaren lockt Göthe Scherze, die um so liebenswürdiger erscheinen, als sich kein ernsthafter Zweck dabei erkennen läßt.

Sein Zauberlehrling verdient in dieser Hinsicht eine besondere Erwähnung. Der Schüler eines alten Hexenmeisters hat von ihm einige magische Worte murmeln hören, durch die er einen alten Besen zwingt, ihn zu bedienen; er behält sie, und befiehlt dem Besen, ihm aus dem Flusse Wasser zu holen, um das Haus zu scheuern. Der Besen geht und kömmt, und bringt einen Eimer Wasser nach dem andern, und hört nimmer auf. Der Lehrling will ihm nun Einhalt thun, aber er hat die dazu nöthigen Worte vergessen; und der Besen, seiner Pflicht getreu, steigt immer wieder zum Flusse hinab, schöpft immer neues Wasser, und

begießt, oder überschwemmt damit das ganze Haus. In seinem Zorn ergreift der Lehrling ein Beil und haut den Besen mitten durch, aber was geschieht? — Die beiden Enden des Stiels werden zwei Knechte statt Eines, und laufen nun beide nach Wasser, und gießen es um die Wette mit mehr Eifer als je, in den Stuben umher. Der Lehrling mag die dummen Stöcke ausschelten, so kräftig er will, sie treiben ihr Gewerbe ohne Unterlaß, und, das Haus ist im Begriff zu sinken, als der Meister noch zur rechten Zeit dem Lehrling zu Hülfe kömmt und ihn wegen seiner lächerlichen Anmaßung verspottet. Die ungeschickte Nachahmung der großen Geheimnisse der Kunst ist in dieser kleinen Scene vortrefflich dargestellt.

Noch müssen wir einer unerschöpflichen Quelle poetischer Wirkung in Deutschland gedenken, des Graulichen. Zauberer und Gespenster gefallen dem Volke, wie den aufgeklärten Menschen. Das ist noch ein Ueberrest der nordischen Mythologie; es ist eine Stimmung, welche erweckt wird durch die langen Nächte des nördlichen Himmels: überdies behält der Volks-Aberglaube, obgleich das Christenthum alle grundlose Schrecknisse bestreitet, immer Aehnlichkeit mit der herrschenden Religion. Fast alle wahre Vorstellungen haben einigen Irrthum in ihrem Gefolge; er stellt sich in der Einbildungskraft, wie der Schatten zur Seite der Wirklichkeit; es ist ein Glaubensluxus, der sich gewöhnlich mit der Religion, wie mit der Geschichte verbindet, und ich wüßte nicht warum man ihn nicht benutzen sollte. Shakespeare hat durch Gespenster und durch Zauberei bewundernswürdige Wirkungen hervorgebracht, und die Poesie kann nicht populär werden, wenn sie dasjenige verschmäht, was eine unwillkührliche Gewalt über die

Einbildungskraft ausübt. Genie und Geschmack können die Benutzung solcher Mährchen regeln; allein es gehört um so mehr Talent zu ihrer Behandlung, je gemeiner der Inhalt ist, vielleicht aber besteht die große Gewalt eines Gedichts nur allein in dieser Vereinung. Wahrscheinlich wurden die in der Ilias und der Odyssee erzählten Begebenheiten lange zuvor von Ammen gesungen, ehe Homer seine Meisterwerke daraus machte.

Bürger ist unter allen Deutschen derjenige, der diese Ader des Aberglaubens, welche so tief in das menschliche Herz hinabreicht, am besten zu benutzen gewußt hat. Daher sind auch seine Romanzen in Deutschland von jedermann gekannt. Die berühmteste unter allen, Lenore, ist, so viel ich weiß, noch nicht ins Französische übersetzt, wenigstens würde es sehr schwer seyn, alle ihre Einzelnheiten durch unsere Prosa oder unsere Verse wiederzugeben.

Ein junges Mädchen ist in Angst, von ihrem, in den Krieg gezogenen, Geliebten keine Nachricht zu haben. Der Friede wird abgeschlossen, alle andere Soldaten kehren in ihre Heimath zurück. Mütter finden ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder, Gattinnen die Gatten wieder, Kriegstrommeten begleiten die Friedensgesänge, und Freude herrscht in Aller Herzen. Lenore durchläuft umsonst die Reihen der Krieger, sie findet ihren Geliebten nicht, niemand kann ihr sagen, was aus ihm geworden. Sie verzweifelt, ihre Mutter sucht sie zu beruhigen, aber Lenorens junges Herz empört sich gegen ihren Schmerz, und in ihrer Verirrung hadert sie mit der Vorsehung. In dem Augenblick, wo die Gotteslästerung ausgestoßen wird, fühlt man etwas Unheilbringendes durch das Gedicht hinziehn, und von diesem Augenblick an bleibt auch die Seele in fortwährender Erschütterung.

Um Mitternacht hält ein Reiter vor Lenorens Thür; sie hört Pferdegewieher und Sporengeklirre, der Reiter klopft an, sie steigt hinab, und erkennt ihren Geliebten. Er fordert von ihr, daß sie ihm sogleich folge, denn er habe keinen Augenblick zu verlieren, um zur Armee zurückzukommen. Sie fliegt auf ihn zu, er hebt sie hinter sich auf's Pferd und reitet mit Blitzesschnelle von dannen. Nun streift er im Galopp durch die Nacht hin mit ihr über öde und wüste Steppen; das junge Mädchen, von Grausen erfüllt, fragt ihn unaufhörlich nach der Ursache der Schnelligkeit des Ritts, aber der Reiter beschleunigt die Schritte des Rosses noch durch ein dumpfes und tiefes Geschrei, wobei er mit leiser Stimme ruft:

Hurrah, die Todten reiten schnell!

worauf Lenore antwortet:

Ach, laß sie ruhn, die Todten!'

So oft sie ihm ihre unruhigen Fragen wiederholt, so oft erfolgt die nämliche unheilschwangre Erwiederung.

Wie er sich endlich der Kirche naht, wohin er, wie er ihr sagt, sie führt, um sich mit ihr zu vermählen, scheinen Winter und Reif die Natur selbst zu einer traurigen Vorbedeutung umgestaltet zu haben. Priester tragen in Trauerpomp einen Sarg herbei, und ihre schwarzen Gewänder schleppen langsam über den Schnee hin, der wie ein Leichentuch die Erde deckt; die Furcht des jungen Mädchens steigt, und ihr Geliebter sucht sie immer in einem Tone zu beruhigen, in dem sich Ironie und Sorglosigkeit vermischen, und der wahrhaft Schaudererregend wirkt. Alles, was er sagt, trägt das Gepräge einer einsylbigen Eile, als ob seine Sprache schon nicht mehr die Accente des Lebens an sich trüge;

er verspricht ihr, sie in ein stilles kleines Kämmerlein zu führen, wo ihre Hochzeit Statt finden solle. Aus der Ferne erblickt man den Kirchhof, zur Seiten der Kirchpforte; der Reiter berührt diese Pforte mit einer schwanken Gerte, stürzt mit verhängtem Zügel hindurch, über Gräber hin, und verliert nun plötzlich stufenweise das menschliche Ansehen, verwandelt sich in ein Todtengerippe, und die Erde thut sich auf, ihn und sein Liebchen zu verschlingen.

Ich schmeichle mir gewiß nicht, durch diesen Auszug das außerordentliche Verdienst dieser Romanze dargestellt zu haben: alle Bilder, alle Eindrücke der Schreckenstöne, sind in Bezug auf die Gemüthslage auf eine wunderbare Weise durch die Poesie ausgedrückt: Sylben, Reime, die ganze Kunst mit Worten und mit ihrem Schall zu malen, sind aufgewandt um Schauder zu erregen. Die Schnelligkeit der Hufschläge erscheint feierlicher und dumpfer, als selbst die Langsamkeit eines Trauermarsches. Die Gewalt, womit der Reiter seinen Lauf beschleuniget, dieser Uebermuth des Todes, verursachen eine nicht auszudrückende Angst, und man glaubt sich selbst von dem Phantom ergriffen, wie die Bejammernswürdige, die er mit sich in den Abgrund zieht.

Es giebt vier Englische Uebersetzungen der Lenore, unter denen unstreitig die beste die des Herrn Robert Spencer ist, der unter allen Englischen Dichtern den wahren Geist der fremden Sprachen am tiefsten kennt. Die Aehnlichkeit des Englischen mit dem Deutschen erlaubt es, in dieser Sprache die Eigenthümlichkeit des Stils und der Versification Bürgers auszudrücken, und man findet in der Uebersetzung nicht nur die Idee des Originals, sondern auch die nämlichen Sinneseindrücke wieder:

ein unerlaßliches Erforderniß, um ein Werk der Kunst Ausländern kenntlich zu machen. Es würde schwer seyn eine gleiche Wirkung im Französischen hervorzubringen, wo nichts was seltsam ist, natürlich scheint.

Bürger hat noch eine andere Romanze gedichtet, die minder berühmt, aber auch sehr eigenthümlich ist: der wilde Jäger. Im Gefolge seiner Dienerschaft und einer zahlreichen Meute, geht dieser eines Sonntags, in dem Augenblick, wo die Dorfglocken den beginnenden Gottesdienst verkünden, auf die Jagd. Ein Ritter in weißer Rüstung gesellt sich zu ihm, und beschwört ihn, den Tag des Herrn nicht zu entheiligen; ein andrer Ritter, in schwarzer Rüstung, spottet darüber, daß er Vorurtheilen Gehör geben solle, die nur Greisen und Kindern ziemten. Der Jäger horcht den bösen Eingebungen; er zieht fort, und kömmt an das Feldstück einer armen Wittwe: sie wirft sich ihm zu Füßen, um ihn zu bitten, nicht mit seiner Schaar durch das Getreide zu reiten und ihre Ernte zu zerstören. Der weiße Ritter ermahnet die Stimme des Mitleids zu hören, der schwarze Ritter spottet über dies kindische Gefühl: der Jäger nimmt die Rohheit für Kraft, und läßt seine Rosse die Hoffnung der Armen und der Waisen mit den Füßen zerstampfen. Endlich rettet sich der verfolgte Hirsch in die Hütte eines alten Einsiedlers, der Jäger will Feuer daran legen, um seine Beute herauszutreiben; der Einsiedler umfaßt seine Knie, er will den Rasenden besänftigen, der sein niedres Dach bedroht; noch zum letzten Male spricht ihm sein guter Geist, unter der Gestalt des weißen Ritters, zu, aber der böse Geist, der schwarze Ritter, behält die Oberhand: der Jäger tödtet den Einsiedler, wird aber augenblicklich in ein Gespenst verwandelt, das die eignen Hunde ver-

schlingen wollen. Ein Volksglaube hat zu dieser Romanze die Veranlassung gegeben. Man will nämlich zu gewissen Jahreszeiten um Mitternacht über dem Walde, wo die Geschichte sich ereignet, einen Jäger sehen, der bis zum Anbruch des Tages von seinen wüthenden Hunden durch die Wolken gehetzt wird.

Das wahrhaft Schöne in diesem Bürgerschen Gedichte ist das Gemälde des heftigen Willens des Jägers, der erst unschuldig war, wie alle Gemüthskräfte, aber immer tiefer sinkt, so oft er seinem Gewissen Widerstand leistet und seinen Leidenschaften folgt. Zuerst treibt ihn nur der Rausch der Kraft; von da geht er zum Verbrechen über, und nun kann die Erde ihn nicht ferner tragen. Die guten und bösen Triebe im Menschen sind durch die weißen und schwarzen Ritter sehr gut characterisirt, und die immer in gleichen Ausdrücken wiederkehrende Abmahnung des weißen Ritters vortrefflich gefaßt. Die Alten und die Dichter des Mittelalters verstanden sich vollkommen auf das Furchtbare, das, unter gewissen Umständen, die Wiederholung der nämlichen Worte mit sich führt; es ist, als ob dadurch das Gefühl der unbeugsamen Nothwendigkeit erweckt würde. Schatten, Orakel, alle übernatürliche Mächte, müssen eintönig reden; was unwandelbar ist, ist einförmig, und bei gewissen Dichtungen liegt eine große Kunst darin, durch Worte die feierliche Stetigkeit nachzuahmen, wie sie die Einbildungskraft sich in dem Reich der Finsternisse und des Todes mahlt.

Noch läßt sich von Bürger eine gewisse Vertraulichkeit im Ausdruck bemerken, die der Würde der Poesie keinen Eintrag thut und ihre Wirkung ausgezeichnet vermehrt. Wenn man uns den Schrekken oder die Bewunderung näher bringt, ohne eine

oder

oder die andere zu schwächen, so werden diese Gefühle nothwendigerweise viel stärker; in der Malerei vermischt man auf diese Weise das, was wir täglich sehen, mit dem, was wir nie erblicken, und das, was wir kennen, flößt uns Glauben ein an das, was wir anstaunen.

Auch Göthe hat sich an einem dieser Gegenstände versucht, die sowohl Kinder als Erwachsene erschrecken; aber er hat tiefe Ansichten hineingelegt, die auf lange Stoff zum Denken geben. Ich will von derjenigen seiner Gespensterdichtungen reden, die am meisten Ruf in Deutschland hat, der Braut von Corinth. Indessen will ich gewiß auf keine Weise die Vertheidigung des Zwecks dieses Gedichtes, noch des Gedichtes selbst, übernehmen, aber es scheint mir schwer, nicht von der Einbildungskraft angeregt zu werden, die es hervorbringen konnte.

Zwei Freunde, einer aus Athen, der andre aus Corinth, haben beschlossen, Sohn und Tochter mit einander zu vermählen; der Jüngling reiset nach Corinth ab, um seine Braut, die er noch nicht kennt, zu sehen. Die Handlung fällt in die Zeit der ersten Ausbreitung des Christenthums: die Familie des Atheniensers hat ihre alte Religion beibehalten; die des Corinthers den neuen Glauben angenommen, und die Mutter, während einer langwierigen Krankheit, ihre ältere Tochter dem Altar gelobt. Die jüngere Schwester ist bestimmt, jene, die zur Nonne gemacht worden, zu ersetzen.

Der Jüngling kommt spät im Hause seiner Schwiegereltern an, die ganze Familie schläft, bis auf die Mutter; man bringt ihm Speisen auf sein Zimmer, und läßt ihn allein; kurze Zeit darauf tritt ein seltsamer Gast zu ihm ein: ein junges Mädchen mit weißem Schleier und Gewand, die Stirn

mit einem schwarz und goldnen Bande umgeben, schreitet bis in die Mitte des Zimmers vor, und als sie den Jüngling erblickt, fährt sie erschrocken zurück, und ruft, eine weiße Hand zum Himmel hebend:

Bin ich denn so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!

Sie will fliehen, der Jüngling hält sie auf:

Bleibe schönes Mädchen, ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
Hier ist Ceres, hier ist Bachus Gabe;
Und du bringst den Amor, liebes Kind.
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

So beschwört er sie, sich ihm zu ergeben, doch sie antwortet ihm:

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an;
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert;
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach! wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,

Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

Um die Geisterstunde scheint die Jungfrau wohlgemuther zu werden, sie schlürft gierig dunkel blutgefärbten Wein, ähnlich dem, den die Schatten in der Odyssee tranken, um sich ihre Erinnerungen wieder hervorzurufen;

Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Sie reicht dann ihrem Verlobten eine goldne Kette dar, und verlangt von ihm eine Locke; der Jüngling, hingerissen von der Schönheit des Mädchens, schließt sie mit Inbrunst in seine Arme:

Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!

ruft er aus, und

Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Dies ist die ungeheuerste Scene, die eine fieberhafte Phantasie sich malen konnte, ein Gemisch von Lieb' und Grausen, eine furchtbare Ehe zwischen Leben und Tod. Es ist eine Art von Leichen-Wollust in diesem Gemälde, wo die Liebe mit dem Grab ein Bündniß schließt, und die Schönheit selbst nur wie eine Schauder erregende Erscheinung auftritt.

Endlich kommt die Mutter hinzu, und in der Meinung, daß eine ihrer Sclavinnen zu dem Fremden eingedrungen ist, will sie sich ihrem gerechten Zorn überlassen; aber die Tochter

— — — windet gleich sich selbst hervor;
Wie mit Geist's Gewalt,
Hebet die Gestalt,
Hoch und langsam sich im Bett empor.

Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte:
So mißgönnt Ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedrängten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge,
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter! habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben;
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau,
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter! nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh.
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Allerdings muß ein reiner und strenger Geschmack viel an diesem Stücke zu tadeln finden, aber liest man es im Original, so ist es unmöglich, die Kunst nicht zu bewundern, mit welcher jedes Wort

ein steigendes Entsetzen erregt, und das Schrecklich-Wunderbare der Situation andeutet, ohne sie zu erklären. Eine Geschichte, wovon nichts eine Idee geben kann, erscheint, mit so treffenden und natürlichen Details ausgemalt, wie eine wirklich sich ereignende Thatsache, und die Neugier wird immer reger, ohne daß man einen einzigen Umstand aufopfern möchte, sie früher befriedigt zu sehen.

Dessen ungeachtet ist dies Stück unter den kleineren Werken der berühmten deutschen Dichter wohl das einzige, gegen welches der französische Geschmack etwas zu erinnern haben dürfte: in allen andern scheinen beide Nationen gleicher Meinung. Der Dichter Jacobi hat in seinen Versen beinahe das Pikante und Leichte Gressets. Matthisson hat der beschreibenden Poesie, deren Züge oft zu unbestimmt waren, den Charakter eines Gemäldes gegeben, das eben so sehr durch Colorit als durch Aehnlichkeit überrascht. Der eindringliche Reiz von Salis Gedichten erweckt eine Liebe für den Verfasser, als ob man zu seinen Freunden gehörte. Tiedge ist ein moralischer, reiner Dichter, dessen Schriften die Seele zum religiösesten Gefühl erheben. Endlich müßte ich hier noch eine große Menge von Dichtern anführen, wenn es möglich wäre, alle die lobenswürdigen Namen aus einem Lande zu nennen, wo die Poesie allen gebildeten Geistern so natürlich ist.

A. W. Schlegel, dessen literarische Meinungen in Deutschland so viel Aufsehn erregt haben, erlaubt sich in seinen Poesieen nicht den geringsten Ausdruck, nicht die kleinste Wendung, welche die strengste Geschmacks-Theorie tadeln könnte. Seine Todtenopfer, sein Bund der Kirche mit den Künsten, seine Elegie Rom, sind mit der gehaltensten Zartheit und mit gleichem Adel geschrie-

ben. Die nachstehenden Proben können dazu dienen, den Charakter dieses Dichters zu bezeichnen. Die Idee des Sonnets scheint mir überaus reizend.

Anhänglichkeit.

Oft will die Seele ihre Flügel dehnen,
Gestärkt von der Betrachtung reiner Speise;
Ihr dünkt, im engen wiederholten Gleise,
Ihr Thun vergeblich, und ihr Wissen Wähnen.
Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen
Nach höhern Welten, frei vom Thatenkreise,
Und glaubt, am Schluß der Bahn nach ird'scher Weise,
Roll' erst der Vorhang auf zu lichtern Scenen.
Doch rührt der Tod den Leib ihr, daß sie scheide,
So schaudert sie, und sieht zurück mit Zagen
Auf Erdenlust, und sterbliche Gespielen.
Wie einst Proserpina, von Enna's Weide
In Pluto's Arm entführt, kindlich im Klagen,
Um Blnmen weinte, die dem Schooß entfielen.

In dem jetzt folgenden Gedichte Lebensmelodieen werden der Schwan und der Adler einander entgegengesetzt, der eine als Sinnbild des beschaulichen, und der andre, des thätigen Lebens; die wahrhaften Schönheiten der Harmonie finden sich auch in diesem Gedichte, nicht der nachahmenden Harmonie, sondern der inneren Musik der Seele. Die Rührung trifft diese ohne das Nachdenken, und das denkende Talent macht Poesie daraus.

Der Schwan.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Gestalt.

Der Adler.

Ich haus' in den felsigen Klüften,
Ich braus' in den stürmenden Lüften,
Vertrauend dem schlagenden Flügel
Bei Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,
Mich berauschen süß des Kalmus Düfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich befiedert wiege meine Brust.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald sie zersplittern;
Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Lust.

Der Schwan.

Von Apollo's Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohllautströmen baden,
Ihm geschmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
Tönend wehn in Tempe's Mai hinab.

Der Adler.

Ich throne bei Jupiters Sitze;
Er winkt und ich hol' ihm die Blitze,
Dann senk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf seinen gebietenden Stab.

Der Schwan.

Von der sel'gen Götter Kraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Leda's Schooß geschlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände,
Als ihr Sinn in Wonne sich verlor.

Der Adler.

Ich kam aus den Wolken geschossen,
Entriß ihr den blöden Genossen:
Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

Der Schwan.

So gebahr sie freundliche Naturen,
Helena und euch, ihr Dioskuren,
Milde Sterne, deren Brüdertugend
Wechselnd Schattenwelt und Himmel theilt.

Der Adler.

Nun tränkt aus nektarischem Becher
Der Jüngling die ewigen Zecher;
Nie bräunt sich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

Der Schwan.

Ahndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Flut die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimath in ein himmlisch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unsterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

Willig weicht dem Tod ein sanftes Leben;
Wenn sich meiner Glieder Band' entweben,
Lös't die Zunge sich: melodisch feiert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

Der Adler.

Die Fackel der Todten verjünget;
Ein blühender Phönix, entschwinget
Die Seele sich frei und entschleiert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Geschmack der Nationen im Allgemeinen, in der dramatischen Kunst verschiedenartiger ist, als in jedem andern Zweige der Literatur. Ich werde die Gründe dieser Verschiedenheiten in den folgenden Capiteln untersuchen, aber bevor ich zu der Prüfung der deutschen Bühne übergehe, scheinen mir einige allgemeine Bemerkungen über den Geschmack nöthig. Ich werde ihn nicht abstract, wie ein intellectuelles Vermögen betrachten, denn mehrere Schriftsteller, und insbesondere Montesquieu, haben diesen Gegenstand erschöpft; sondern bloß andeuten, warum die Begriffe vom Geschmack in der Literatur bei den Franzosen und den germanischen Völkern so sehr von einander abweichen.

Vierzehntes Capitel.

Vom Geschmack.

Diejenigen, welche Geschmack zu haben glauben, sind darauf weit stolzer, als diejenigen, welche sich Genie zutrauen. Der Geschmack in der Literatur gleicht dem guten Tone in der Gesellschaft, man betrachtet ihn als einen Beweis von Vermögen, Geburt, oder doch von Sitten und Gewohnheiten, welche damit zusammenhängen; indeß Genie in dem Kopfe eines Künstlers entstehen kann, der nie mit der guten Gesellschaft in Verhältnissen gestanden hat. In jedem Lande, wo es Eitelkeit giebt, wird der Geschmack den ersten Rang behaupten, weil er die Klassen scheidet, und ein Zeichen der Verbindung unter den Individuen der ersten Klasse ist. In jedem Lande, wo man von der Gewalt des Lächerlichen Gebrauch macht, wird der Geschmack für einen der bedeutendsten Vorzüge gehalten werden; denn er lehrt vorzüglich erkennen, was man zu vermeiden hat. Der Sinn für das Schickliche ist ein Theil des Geschmacks, er ist eine treffliche Waffe, um die Stöße zwischen den verschiedenen Arten der Eigenliebe zu pariren. Auch kann es sich ereignen, daß sich eine ganze Nation eine Aristokratie des guten Geschmacks gegen andere anmaßt, und sie die einzige gute Gesellschaft in Europa ausmacht, oder auszumachen glaubt; dies läßt sich auf Frankreich anwenden, wo der Gesellschaftsgeist in so außerordentlichem Grade herrschte, daß es wegen dieses Ausspruches wohl Entschuldigung verdiente.

Allein der Geschmack in seiner Anwendung auf die schönen Künste, unterscheidet sich gar sehr von

dem Geschmacke in seiner Anwendung auf die gesellschaftlichen Sitten. Wenn es darauf ankommt, die Menschen zu zwingen, daß sie uns eine Achtung zugestehen, welche so vorübergehend wie unser Leben ist; so ist das, was man unterläßt, eben so nothwendig, als das, was man thut: denn die große Welt wird so leicht feindlich gesinnt, daß es außerordentlicher Annehmlichkeiten bedarf, wenn sie den Vorzug aufwiegen sollen, Niemanden in irgend Etwas eine Blöße zu geben. Hingegen der Geschmack in der Poesie hängt mit der Natur zusammen, und muß schöpferisch werden wie sie; die Grundsätze dieses Geschmacks sind daher ganz andere als diejenigen, welche von den gesellschaftlichen Verhältnissen abhangen.

Die Vermischung dieser beiden Gattungen ist die Ursache so entgegengesetzter Urtheile in der Literatur. Die Franzosen beurtheilen die schönen Künste wie Verhältnisse des Anstandes, und die Deutschen die Verhältnisse des Anstandes wie schöne Künste. In den Beziehungen zur Gesellschaft muß man sich vertheidigen, in den Beziehungen zur Poesie muß man sich hingeben. Betrachtet man Alles als Weltmann, so fühlt man die Natur nicht; betrachtet man Alles als Künstler, so muß einem der Takt entgehen, den die Gesellschaft allein verleihen kann. Brauchte man in die Kunst nur die Nachahmung der guten Gesellschaft überzutragen, so wären ihrer die Franzosen einzig fähig; allein es bedarf mehr Freiheit in der Komposition, um Gemüth und Einbildungskraft lebhaft aufzuregen. Ich weiß wohl, daß man mir mit Recht einwenden kann, unsere drei großen Tragiker hätten sich, ohne die eingeführten Regeln zu verletzen, bis zur äußersten Höhe erhoben. Freilich haben sich einige Männer von Genie, da sie auf einem

ganz neuen Felde zu erndten hatten, trotz der Schwierigkeiten, welche sie besiegen mußten, berühmt gemacht; allein beweist die Hemmung der Fortschritte in der Kunst nach ihnen nicht, daß es auf dem Wege, den sie eingeschlagen hatten, zu viele Schranken giebt? —

„Der gute Geschmack in der Literatur ist in „gewisser Hinsicht, wie die Ordnung unter dem „Despotismus; es ist wichtig zu untersuchen, um „welchen Preis man ihn erkauft *).“ Im Politischen, sagte Herr Necker, muß alle Freiheit herrschen, welche mit der Ordnung verträglich ist. Ich würde den Grundsatz umkehren, indem ich behauptete: In der Literatur muß jeder Geschmack Statt finden, der mit dem Genie sich vereinigen läßt. Denn so wie in dem gesellschaftlichen Zustande das Wichtigste die Ruhe ist, so ist das Wichtigste in der Literatur das Interesse, die Bewegung, Rührung, gegen welche der Geschmack an und für sich allein oft sich als Feind beträgt.

Es ließe sich wohl ein Friedenstraktat in Vorschlag bringen zwischen den verschiedenen Ansichten, den künstlerischen und den weltgemäßen, bei den Deutschen und den Franzosen. Die Franzosen sollten sich enthalten, selbst einen Fehler gegen die Sitten der Gesellschaft zu verdammen, sobald er eine starke Idee, oder ein wahres Gefühl zur Entschuldigung hätte; die Deutschen sollten sich alles untersagen, was den natürlichen Geschmack beleidigt, was Bilder in der Phantasie aufregt, welche die Empfindung zurückstößt: keine philosophische Theorie, so sinnreich sie auch seyn mag, wird Etwas gegen das Widerstreben der Empfindung

---

*) Diese Stelle ist von der Censur gestrichen worden.

vermögen, so wie keine konventionelle Poetik unwillkührliche Rührungen wird verhindern können. Vergebens werden die geistreichsten deutschen Schriftsteller behaupten, daß, um das Benehmen der Töchter des Königs Lear gegen ihren Vater zu begreifen, man die Barbarei der Zeiten darstellen müsse, in denen sie lebten, und daher dulden, daß der Herzog von Cornwallis, von Regan aufgereizt, auf dem Theater Glocesters Auge mit der Ferse austrete; unsre Einbildungskraft wird sich stets gegen dieses Schauspiel auflehnen, und verlangen, daß man auf andern Wegen zu großen Schönheiten gelange. Allein die Franzosen mögen auch die ganze Schärfe ihrer Kritik gegen die Prophezeihungen von Macbeths Hexen, gegen die Erscheinung von Banko's Geist u. s. w. richten; deshalb wird man doch um nichts minder durch die furchtbaren Wirkungen, welche eine solche Kritik verbannen will, bis ins Innerste der Seele gerührt werden.

Der gute Geschmack in den Künsten läßt sich nicht lehren, wie der gute Ton in der Gesellschaft: denn der gute Ton dient dazu, daß man verbirgt, was einem fehlt, indeß in den Künsten vor allen ein schöpferischer Geist erfordert wird; der gute Geschmack kann in der Literatur nicht die Stelle des Talents vertreten: denn der beste Beweis von Geschmack ist, nicht zu schreiben, wenn man kein Talent hat. Aufrichtig gesprochen, wird man vielleicht finden, daß es gegenwärtig in Frankreich zu viel Zügel giebt für so wenig feurige Renner, und daß in Deutschland viel literarische Unabhängigkeit noch keine hinlänglich glänzende Resultate erzeugt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Staël

Deutschland aus dem Französischen übersetzt

Bd.: 1 (1815)

Reutlingen 1815

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.H.h.o.7-a(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11709952-0